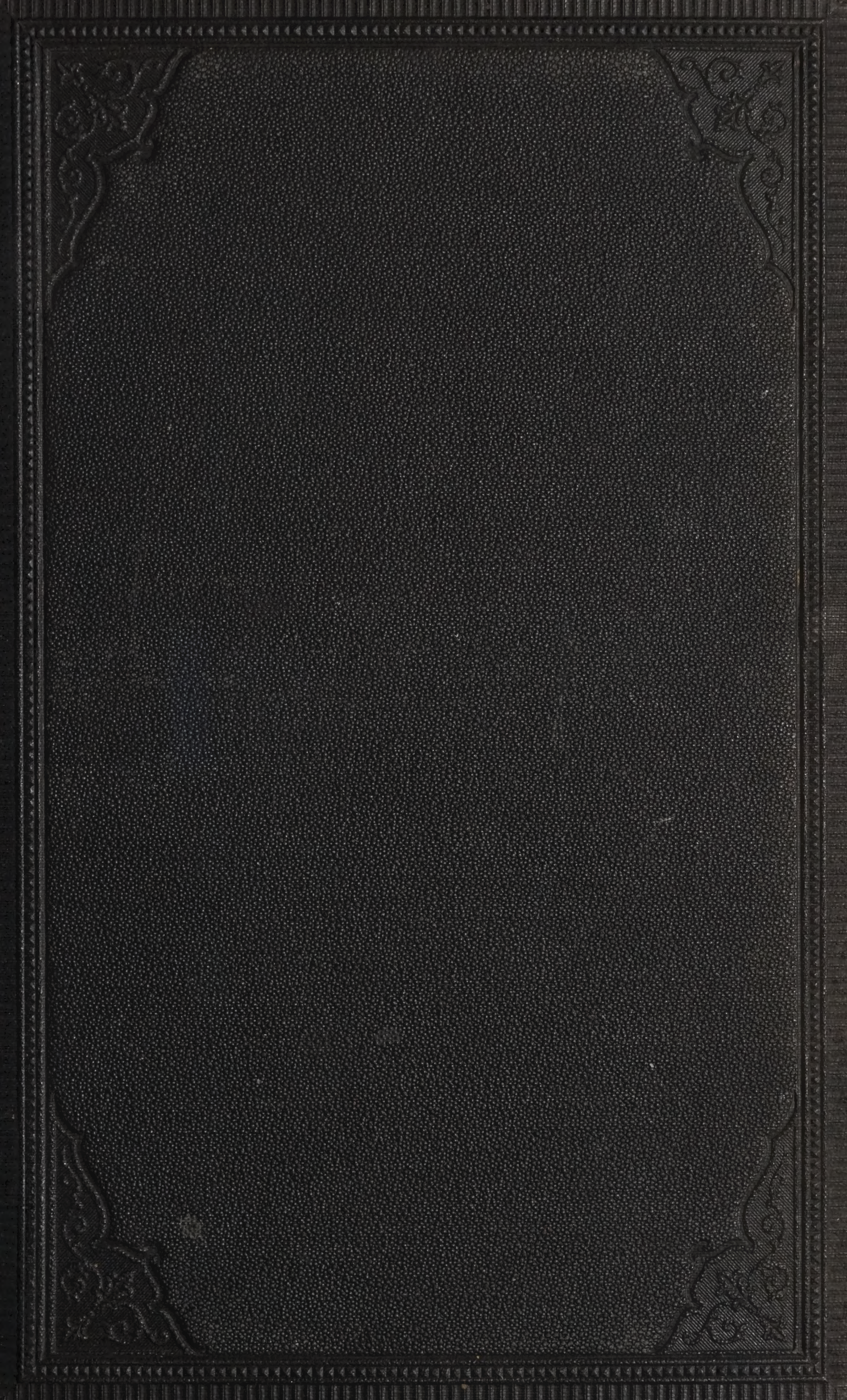
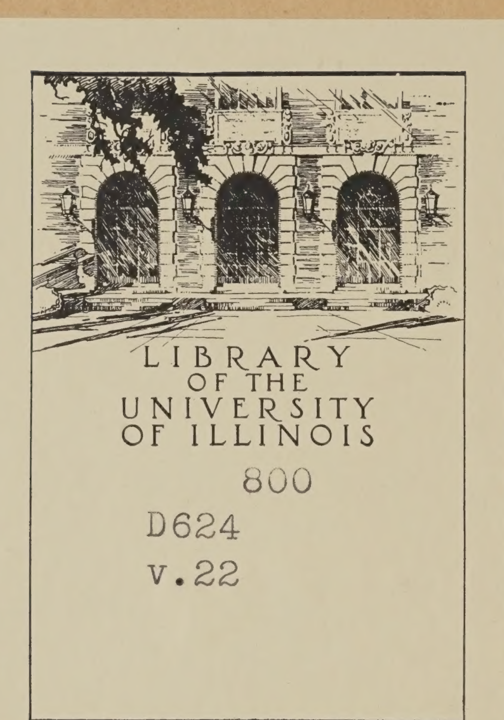
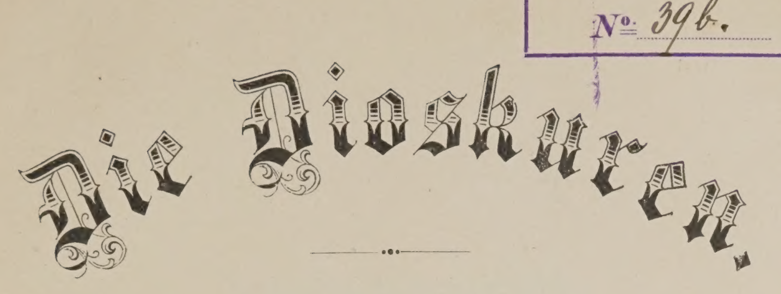






Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

Oesterreichisch-ungarischen Monarchie.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.







Wien 1893.
Verlag von Carl Gerold's Sohn,
Stadt, Babaragasse 2.

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.



Gedichte

von

M. E. delle Grazie.

Allein — einsam.

Sie stand und sah in den Frühling hinaus,
Im Glanz ihrer lachenden Jahre:
Das Aug' so träumend, die Lippen so kraus,
So strahlend die goldbraunen Haare.
Und war sie auch im Lenze allein,
Ihr Herz schlug nimmer beklommen —
Die Welt lag hell und ihr Sonnenschein,
Er musste ja, musste ja kommen!

Auch heute wallt ihr der Maienduft
Berückend und schmeichelnd entgegen,
Die Rosen leuchten, die Nachtigall ruft,
Und rings liegt blühender Segen.
Doch sie ist einsam — voll Thränen und Pein,
Verlassen in Freude und Bangen
Und krönt's ihr Haupt auch wie Sonnenschein
Ihr Glück ist auf immer gegangen!

Mitternacht.

Der Wunderstunde harrt im Leben
Die Seele manche Mitternacht,
Der Stunde, die zu eigen geben
Ihr soll geheimsten Wissens Macht —

Und sei's im Guten oder Bösen —
Von frevler Sehnsucht schauern wir,
Das Räthsel dieses Seins zu lösen ....
Doch keine Nacht gibt Antwort ihr,
Der Ringenden an Abgrundklippen!
Und wenn die kalte „Eins!" ergellt,
Sagt ihr die Zeit mit eh'rnen Lippen:
„Du bist auf dich allein gestellt!"

Frühlingszauber.

Gen Westen sinkt der Tag ... im Friedhof drüben
Schlägt träum'risch=leise eine Amsel an —
Das alte Lied von neuem Blüh'n und Lieben,
Der ewig junge Frühlingswahn!

Im Abendwinde schaukeln die Cypressen
Und plötzlich fühl' ich's geisterhaft mir nah —
Wie konnt' ich doch nur jemals Dein vergessen?
Die alte Lieb' ist wieder da!

So geht die Sage, daß in Feierstunden
Verscholl'ne Städte tauchen aus dem Meer —
Ein Schrei der Sehnsucht — und sie sind verschwunden,
Und wieder rauscht die Fluth darüber her ....

Mithra.

(Grotte Matromania auf Capri.)

Sie sagen:
Mystischen Kult hab' einst
Die Höhle belauscht, und Blut
Sei hier geflossen in dampfenden Strömen, purpurn,
Wie die Morgenwolken, darauf
Der Gott trohnt, dem die Opfer verröchelt ....
Nacht war's
Als ich herniederstieg, lautlos, ungeseh'n,
Und im Takt der Wogen pocht' es in meinen Schläfen:
Ich wollt' ein Geheimnis belauschen, wollt'
Die Macht empfinden, die hier
Die Menschen gebändigt, daß sie

Ihr Blut hingaben für leuchtende Morgenwolken,
Und Leben für Licht . . . .
Noch stand
Die Nacht vor mir, die Königin:
In die Himmel ragte ihr Antlitz
Und über den Bergen hing
Ihr violenfarbiger Sammetmantel — unter
Den weichen Tritten kräuselte sich die Fluth.

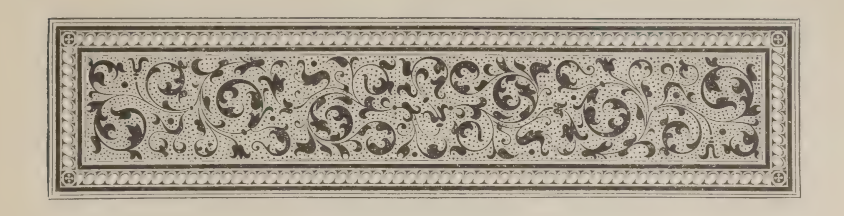
Und still war's.
Wie in Todesstarre lag
Das Leben im Bann des Schlummers, regungslos.
Schwarz drohten die Küstenberge
Zu mir herüber, schwarz floß
Mit der Finsterniß das Meer zusammen — und
Sie dehnte sich aus und wuchs in meine Seele
Hinein — öd, trostlos . . . . und mir fuhr
Ein Grausen durch's Herz: wenn sie
Nun ewig währte? Wenn dumpf
Und bleischwer ihre Last
Das Leben erdrückte? Ihr Schooß
Die Farben verschlänge, und
In lichtloser Ferne der Klang erstürbe? —
Hinwelkten
Zuerst die Blumen, wie die Kinder; dann sänk'
Aus brütender Höhe Vogel um Vogel mit
Gebroch'nem Aug' und zuckendem Fittich; aufraste
Dann endlich der Mensch, und Blindheit quöll'
Durch's Aug' ihm in die Seele,
Und Verzweiflung erfaßte ihn!
Hinwürgten
Die Muthigsten sich selbst;
Den Andern aber bräche
Das Grau'n die Stimmen, und
Sie stierten zitternden Leibs
In die Nacht hinaus, und lauschten
Dem Angstgeheule der Bestien, davor
Sie einst erbebt, und bangten nun, daß es
Verstummen könne, und mit der Finsterniß
Die Einsamkeit sie verschlänge . . . .

Dann schleichen sie
Zum Meer hinab und spähen,
Ob seinem stummen Gethier

Die Angst nicht Sprache verlieh'n:
Hinzieht
Die Fluth, doch die Wellen klingen nicht,
Und stumm bleibt die Tiefe! Da reißt sie
Der Wahnwitz hinab — und hinstürbe
Mit ihnen ihr Größenwahn,
Hinstürben
Ihre Lügen, ihre Schuld,
Ihre Götter, ihre Götzen,
Und der Schrei des Letzten kläng'
Wie ein Hohngelächter des Weltraums!

Da streifte
Ein herb-kühler Hauch meine Stirn;
Aufschauerte es
Um mich, ein schimmernder Streifen stand im Osten,
Der junge Tag! Fortscheuchte er
Die Dämm'rung, daß ihre grauen Schleier flogen,
Und Grenzen gab er
Den Dingen, und Farben, und aufriß
Er plötzlich die Wolken, und der Himmel flammte,
Entgegenbäumte sich
Wie eine Geliebte das Meer nach dem nahenden Gott!
Dort stieg
Er auf in furchtbarer Majestät,
Und vor ihm her
Gingen Urwelt-Schauer, und
Er hüllte sich in die Farbe des Bluts, wie Moloch!

Und begehrte er Blut — was gält'
Ein Leben, an seinem Altare hingeschlachtet,
Ein Lügner, verröchelnd vor seinem Thron?
Hat er
Die Millionen nicht
Geschaffen, die Tag für Tag
Entgegen ihm jauchzen, kann er
Nicht Milliarden noch schaffen? Beschlossen ruht
In seinem Flammenschooß
Das Geheimniß unf'res Ursprungs, unf'res Endes,
Und heischte
Er heut' ein Opfer, für seine Wiederkehr,
Könnt' Menschenblut sein Schöpferdasein verew'gen
Es zitterte der Stahl in jeder Hand . . . .



Das goldene Kreuz.

Von

Mara Čop Marlet.

Es war zur Zeit, als die schönen slavischen Südenreiche Serbien, Albanien und das noch freie aber soldpflichtige Bosnien unter dem Türkenansturm zusammenbrachen. Die letzten Zuckungen eines sterbenden Reiches sind noch ergreifender als der Tod des einzelnen Menschen. Es ist, als ob eine Riesenwelle der Vergänglichkeit plötzlich die kleinen, täglich vor unseren Augen zerrinnenden Wogen überschäumen würde, an deren Zerstäuben wir gewöhnt sind. Noch treuloser, noch gigantischer und drohender erscheinen uns die Weltgesetze, das wandelbare flüchtige des Seins und der Sandboden, in den wir granitene Säulen starrer Beständigkeit senken möchten, ein Menschensein, ein Volk, ein Reich zu umfrieden, erscheint uns wieder als lockere unsichere Düne, die dem Meere entstiegen, von Neuem unter dasselbe versinken kann, wenn die Küsten ihre riffüberhangene Bildung ändern.

Aber es war kein schwarzer Schleier der Vergessenheit, der die sterbenden Völker des wälderreichen Balkans damals bedeckte. Goldschimmernd breitete es sich plötzlich hin über die verarmten, ausgesogenen, niedergetretenen, aber in ihrer christlichen Vergangenheit geistig doch hoheitsvolleren Bewohner der südslavischen Wohngebiete. Der prachtschimmernde Mantel des Orients bedeckte ihre Schmach — darunter mochten sie verbluten, alle, die einst stolze Ruhmesträume

gehegt, bis weit hinab an die herrlich grünenden lachenden Gestade des ewig blauen Bosporus.

Zu Hunderten waren sie schon über die Berge getrieben worden, Jünglinge, Mädchen, die ganze Blüthe der südslavischen Jugend, auf türkischen Boden, in ein vergoldetes Sclavenjoch. Wieder einmal bewegte sich so ein Zug von Geißeln die albanischen Berge hinab.

Unter denen, die mit staubbedeckten, wundgerissenen Füßen die letzten steinigen Abhänge der verlorenen theuren Heimat niederstiegen, befand sich auch ein junges, todtenbleiches Weib, einen kleinen, kaum vierjährigen Knaben an der Hand, den sie bald führte, bald trug. Es war die edle junge Gattin eines gefallenen Großen, der an den letzten albanesischen Kämpfen theilgenommen. Sie blickte bald starr auf die röthlichen Spuren, die ihre Füße im Sande zurückließen, und in ihrer Schmerzversunkenheit kam es ihr wirklich vor, daß ihr Herz so sichtbar blute — bald hob sie den todestraurigen Blick, um auf die mit stolzen Wäldern gekrönten Berge zurückzublicken, fernhin, wo die stolze Felsenburg Kroja noch herübergrüßte.

Neben ihr schritt ein griechischer Priester. Auch sein Gewand war zerfetzt, aber er trug das Haupt hoch erhoben, gebietend auch in seinen Fesseln, mit dem goldenen Kreuz auf der Brust, dem weißen, lang niederwallenden Bart. Manchmal hob er den kleinen Knaben zu sich empor, da er nur mit dem Oberarm an die übrigen Gefangenen gefesselt war. Das Kind griff dann jubelnd nach dem glänzenden, an dem Bande schaukelnden Spielzeug am Halse des Greises — dem Dulderkreuz der Menschheit.

Endlich standen die Ermatteten vor einer grünen Lichtung, und erblickten vor sich das von allen leuchtenden Himmels- und Meeresfarben umflossene weiße Steinbild der Sultansstadt am goldenen Horn.

Ein türkischer Beg erschien jetzt, den Zug der Gefangenen zu theilen. Die Männer wurden abgesondert; graubärtige und unbeugsame Krieger meist dem Tode bestimmt, die Jünglinge der wilden, waffenblitzenden Truppe der Janitscharen eingereiht, die Mädchen je nach Schönheit und Jugend als Sclavinnen zum Abführen in verschiedene geringere und vornehme Harems vertheilt.

Nur eine Gruppe stand noch abseits — der griechische Priester und das junge, aus fürstlichem Geschlechte stammende Weib. Sie hielt

die Hand auf den Locken des Knaben, und über ihr in Leid und stolzer Abwehr der ihr gebotenen Erniedrigungen förmlich erstarrtes Gesicht zuckte jetzt ein Strahl weicher, wehmüthiger, tiefer Mutterangst.

„Alles, alles will ich ertragen," flüsterte sie leise, zärtlich auf den Knaben niederblickend, „wenn ich ihn nur glücklich aufwachsen sehen kann."

Der phanariotische Priester richtete sich mit Strenge auf.

„Nicht also, meine Tochter. Du darfst ihm Vieles opfern, doch Eines nicht — deinen Glauben, deine Seele — die ewigen Freuden, die deiner harren!"

Noch einmal ruhte sein Blick wie segnend auf den Beiden, dann folgte er dem Janitscharen, dessen Hand schon schwer auf seiner Schulter lag.

Auch das junge Weib wandte sich jetzt und schritt neben dem Eunuchen, der sie in Empfang genommen, den kleinen Knaben immer an der zitternden Hand, durch die Thore der goldenen Stadt, die sich in hoffnungslosem Dunkel vor ihr aufthat. Ihre Stirne blieb dabei sinnend umwölkt. Sie entstammte einem stolzen, trotzigen Geschlecht, und auch in ihre zarten Züge trat mitunter ein Ausdruck muthiger Entschlossenheit, ein Aufbäumen gegen das Hergebrachte, ein heißer Wunsch, das Unumstößliche umzustoßen, weil der Angreifer fühlt, daß er mehr Liebes- oder Geisteskraft besitzt als all' die Andern, die es gleichgiltig dabei bewenden ließen.

So kommt das Genie zur Welt, von einer Woge des Edelmuthes, der Begeisterung, oft auch des hellsehenden Schmerzes aus der Nacht der Seele an das Licht getragen, als Gedanke hinblitzend über die abergläubisch erzitternde, aufhorchende Menge.

Wie hatte der Priester nur gesagt? Bloß die Seele nicht — die ewigen Freuden, die deiner harren! Ewige Freuden! — für eine Mutter, die ihr Kind auf Erden leiden, verkümmern, sein holdes, lächelndes Vertrauen in Schmerzenslauten erlöschen sah! Fast verächtlich zuckt es um die Lippen der dahinschreitenden Frau, wie sie auf die goldenen Locken ihres Knaben niederblickt und sie sich dabei von mitleidsloser Hand roh gezaust denkt. Nein, kein Haar sollte auf diesem schönen Kinderhaupte gekrümmt werden. Wenn keine Religion auf Erden so reich an Liebe gewesen, so war es ein Mutterherz, den großen Gedanken auszudenken, daß ein Mensch, ein schwacher, staub-

geborener Mensch auch eine Ewigkeit der Leiden auf sich nehmen könne, das kurze Erdenglück eines Andern zu erkaufen.

Sie wollte es thun — sie wollte ihre Seele hingeben — für das irdische Behagen ihres Lieblings. Die Augen der vor sich hinsinnenden Frau glühten, die Religion war ihr kein Hinderniß mehr, ihr liebender Opfermuth hatte sie hoch über die Schranken gewöhnlicher frommer Erdenduldung erhoben, und wie sie die Marmorstufen zum Sultanspalaste emporstieg, leuchtete es auf ihrer Stirn wie der verklärende Schein eines edlen Märtyrerthums.

Der Großvezier empfing sie. Sein Auge ruhte mit jener kalten Glut, die man nur im Blick des Orientalen findet, weil sein heiliger, glühender Fanatismus sich gerne in erbarmungsloser, frevelhafter Grausamkeit kühlt, sinnend forschend auf ihr.

Die junge Frau hielt den Blick aus und erzitterte erst, als das Auge des Großveziers sich von ihr auf den Knaben senkte. Der Großvezier war ein Kinderfreund, das stolze, offene Knabengesicht nahm ihn ein.

„Ein schöner Knabe," sagte er langsam schleppend in der weichen Tigerart der Islamiten, „er wird unter den Kindern des Harems Platz finden, aber dich muß ich von ihm trennen. Du kannst das Amt der Hadana (Brutrecht, das Recht das Kind zu pflegen, welches in mohammedanischen Familien selbst der eigenen Mutter nur dann verliehen wird, wenn sie ein liebreiches, sanftes, keusches Gemüth hat) nicht ausüben."

„Weßhalb nicht, o Herr?"

„Ihr seid Christen!"

„Wir waren es, aber wir bitten Dich, den Glauben des großen Propheten annehmen zu dürfen!"

Der Großvezier blickte erstaunt auf die junge Frau nieder, die ihre Stirne auf die Stufen seines erhöhten, vergoldeten Sitzes beugt. Ein Zucken geht durch den schlanken Körper. Er weiß nicht, daß eine Seele hier den Martertod stirbt.

„Es ist gut," sagte er kalt, „du sollst den Frauen meines Harems einverleibt werden."

Wieder zuckt sie empor. „Verwende mich zu Anderem, zu Höherem, Herr."

„Wozu?" fragte er stirnrunzelnd.

Hastig flüsterte sie, das große Auge zu ihm aufschlagend:

„Sorge für einen Versteck im Palaste des Sultans, wo ich heimlich hingelangen kann. Wenn er Divan hält, stehst Du an der Seite des Weltbeherrschers, der der Schatten Gottes auf Erden ist, und kannst nicht hören, was die übrigen Veziere und Begs untereinander flüstern, vielleicht eine Verschwörung Dich zu stürzen. Ich aber kenne eine Zeichenschrift, mit der ich die Rede so schnell niederschreibe, wie sie von den Lippen fällt. Mein Vater hat sie mich gelehrt, der den Kriegsrath oft so belauschte, dem Herrscher die Verräther entlarvte und dafür mit Gold und Ehren überhäuft wurde."

„Weib, lügst du nicht!" forschte der Großvezier, ihr Handgelenk jetzt mit fieberhaftem Griff umklammernd.

„Erprobe mich!" entgegnete sie stolz. „Für meine Frauentugend, die ich behalten will, schenke ich Dir Macht und Größe. Dein Stern soll neben der Sonne des Sultans der strahlendste im Reiche sein."

Eine Pause entstand — schwer unheimlich — die über ein Menschenschicksal entschied. Dann nickte der Großvezier. „Geh! Du sollst ein besonderes Gemach erhalten, und der Knabe soll dir bleiben. Aber früher noch eines. Ich kenne die Sitte der Christen in diesen schweren Kriegszeiten, ein Kreuz ihres Glaubens auf der Brust verborgen zu tragen. Lege es hier nieder."

Die junge Frau erbebte. Dann legte sie bleich, still, ohne es anzublicken, ohne es zu küssen, ein mit Brillanten geschmücktes Crucifix auf die Stufen zu den Füßen des Großveziers. Das große Opfer war vollbracht.

Seit dieser Stunde waren Jahre vergangen.

In einem luxuriösen orientalisch eingerichteten Gemach des Harems des Großveziers ruht, von Kissen gestützt, die einstige christliche Gefangene, der letzten albanesischen Kämpfe. Ihr Haar ist früh gebleicht, ihre Züge mager, wachsgelb, verrathen den heranschleichenden Tod.

Ihr Sohn Georg — Iskender, wie sie ihn hier nennen — ist nicht bei ihr. Der schöne blühende Jüngling ist der Liebling des Sultans und seines zweiten Vaters, des Großveziers. Ihm, den Günstling, lacht das Leben sonnenhell entgegen. Seine Wünsche sind erfüllt, ehe sie noch halb ausgesprochen, und von seiner Vergangenheit hat er keine Ahnung. Er hält sich für einen wahren Osmanen, und

nur manchmal taucht ein unklares Erinnern an seine ferne Kinderzeit empor, wo es anders um ihn gewesen.

An solchen Tagen sieht seine Mutter noch bleicher aus und bemüht sich rasch, ängstlich, die Wolke auf der Stirne des Sinnenden zu zerstreuen.

Eine dieser schweren Stunden kommt auch heute für sie. Iskender ist eingetreten und sitzt auf einem Polster zu ihren Füßen, zärtlich zu ihr aufblickend.

„Erinnerst Du Dich, Mutter,“ beginnt er nachdenklich, „daß ich als Kind ein Spielzeug hatte. Es war wie ein Kreuz, aber ein Mann in einer seltsamen Stellung war darauf geschnitzt. Manchmal trugst Du es um den Hals, oft aber gabst Du es mir auf den Teppich hinab, wenn meine Aermchen sich verlangend darnach streckten. Erinnerst Du Dich, drängte er heftiger, hast Du es aufbewahrt? — Ich möchte es wiedersehen!“

Die bleiche Frau schluchzt plötzlich fassungslos auf. „O könnte ich es wieder haben!“ stöhnt sie, das Antlitz in den Händen bergend.

Ihr Sohn deutet sich ihre Erregung anders. So weiß sie es schon, denkt er, sie betrachtend, daß er heute auf vieles Bitten die Janitscharen anführen darf zu einem Ausfall gegen den humischen Herzog Sava. Sein Auge leuchtet in flammendem Stolz, wie er, sie umschlingend, ihr das Schwert zeigt, das der Sultan ihm gegeben, das er hinblitzen lassen wird über die Köpfe der Feinde. Auch von dem herrlichen Rosse erzählt er ihr, das unten im Hofraum für ihn wiehert, und der kostbaren prächtigen Rüstung. Und sie richtet sich auf an der Kraft dieser von Leid und Entbehrung ungebrochenen Jünglingsseele — so wäre er nicht geworden, wenn sie damals nicht ihren Himmel für ihn hingegeben. So entfaltet sich nur der Baum, den die volle Sonne des Glückes bescheint.

Iskender ist fort. Tag auf Tag erwartet ihn seine Mutter, die verlöschend in den Kissen liegt. Eines Abends fühlt sie sich dem Tode besonders nahe. Unendliche Trauer beschattet ihre Züge. Ihr inneres geistiges Auge sieht ihre ferne Kindheit. Sie hört den Orgelton, die Glocken der Kirche, in der sie zuerst gebetet. Sie sieht den Priester am Altar das Allerheiligste erheben und fühlt, wie in einer Vision, den Geist weihevoller Andacht durch die Kirche schweben. Dann gewahrt sie sich wieder am Altar als tiefergriffene Braut in weißem Brocat-

kleide; und wie sie am Arme des Gatten hinaustritt und sich noch einmal nach der Kirche umwendet, wo die Leibeigenen ihres heldenmüthigen, stolzen, ehelichen Gebieters ihr Blumen nachstreuen, bleibt ihr Blick hoch oben auf dem Thurme haften, wo das Goldkreuz der Christen wie segnend aus dem Sonnenglanz auf sie niederfunkelt.

Tiefe, schmerzzerrissene Sehnsucht erfaßt die Sterbende im Harem, noch einmal dieses heilige Zeichen des erhabenen Christenglaubens in den Händen zu halten. Aber sie wagt es nicht, ihren Gott darum anzuflehen. Sie hat entsagt und sich in schwerer Sünde vergangen, für sie gibt es keine Hoffnung, keine erleichternde Erlösung. Sie weiß nicht, daß der Allwissende über den Sternen die Schuld aus übergroßer Mutterliebe begnadigt.

Im Hofe hört man plötzlich Waffenklirren, Pferdewiehern, frische muthige Stimmen reden durcheinander.

Iskender ist zurück; er stürmt die Treppe hinauf zu seiner Mutter! In der Dämmerung gewahrt er zuerst ihr sterbensbleiches Antlitz nicht.

Er ist Beg geworden, mit Ruhm und Ehren überhäuft, in prächtiger Tracht steht er vor ihr, das Bild eines thatendurstigen, edlen Jünglings.

„Hier Mutter, ich habe es gefunden — ich habe es Dir gebracht," ruft er, etwas Funkelndes emporhaltend, „das Spielzeug, nachdem ich so lange gesucht. Ein verwundeter Christenpriester, dem ich das Leben ließ, gab es mir im Walde, und dazu eine Schrift, die ich noch im Busen berge."

Die umflorten Augen der Sterbenden erkennen ein goldenes Christuskreuz, das er sanft auf ihre Brust niederlegt. Sie führt es mit sterbensmatter Hand an die Lippen und unendlicher Friede gleitet über ihre Züge, wie sie langsam todt zurücksinkt. Ihr Kind hat ihr wiedergegeben, was sie ihm einst geopfert.

Der Jüngling hat die Veränderung in ihren Zügen nicht gewahrt. Erst die allmälig in der seinen erkaltende Hand macht ihm das Blut in ahnendem Entsetzen erstarren. Ein Strahl der untergehenden Sonne gleitet jetzt über das leblose Antlitz der Entschlafenen und läßt das goldene Kreuz in ihrer Hand zauberisch aufleuchten.

Der Jüngling ist aufgesprungen und starrt darauf hin. Es scheint ihm, daß der Goldglanz wächst und wächst, und sein verklärendes

Licht allmälig das ganze Gemach erfüllt. Und mit einemmale ist auch der Schleier über seinem Erinnern zerrissen. Das war kein Spielzeug, das die theure Verblichene da in Händen hielt, das war das Glaubenszeichen der Christen, zu dem seine Eltern einst gebetet!

Hocherregt tritt er an das Fenster und liest im sinkenden Dämmerlicht die Schrift des Priesters. Was sie ihm enthüllte, weiß Niemand, aber seine Augen gleiten in Heldenmuth sprühendem Gelöbniß hinüber nach den Bergen Albaniens, von denen die Welt bald darauf hören sollte, daß ein junger Günstling des Sultans, ihn verrathend, das Banner der Freiheit und das goldene Kreuz der Christen siegreich über den steinigen Gipfeln erhob. Wie eine Ahnung dieser seiner Zukunft zog es in dieser Stunde über die Stirne des Jünglings.*)

Die Thür hinter seinem Rücken hatte sich geöffnet. „Iskenderbeg!" flüstert ein dienender Türke ehrerbietig. Jäh wandte sich der Jüngling herum und stolz, eisig fiel es von seinen Lippen — „ich heiße — Georg Castriota — Fürst von Albanien!"

*) Iskenderbeg — Georg Castriota — einst Geißel und Liebling des Sultans, befreite Albanien und sein Felsenneſt Kroja konnte Mohammed selbst mit 100.000 Mann nicht nehmen.





Stimmen der Stimmung.

Von

Cajetan Cerri.

Ex Ponto.

Sonnige Strahlen von oben mich küssen,
Blumen und Falter frohlocken ringsum,
Kosende Bäche mir rauschen zu Füßen,
Und du, mein Herz, doch so traurig! — Warum?

„Weil nur ein Traumbild das Walten des Schönen!
Nah'n doch von oben schon Blitzstrahl und Sturm,
Ringsum der fallenden Herbstblätter Stöhnen
Und tief zu Füßen manch' giftiger Wurm.
Ach! und Absterben nur heißt alles Leben,
Langsames Sterben, Welken, Verblüh'n —
Ewig gleich bleibt bloß vergebliches Streben
Und das unlösbare Fragen: „Wohin?“

Muß es denn sein?

Ewige Sterne, milde Beschauer
Irdischer Pein,
Sagt: dieses Erbtheil menschlicher Trauer,
Muß es denn sein?
Heißt „Leben“ wirklich stetes „Vergehen“,
Wozu der Schein?
Wozu dann zwecklos: Werden, Entstehen?
Muß es denn sein?

Vor einem Bilde Silvio Pellico's.

(Turin, 1874.)

Oh sconfinata vanità del tutto!
G. Leopardi.

Als Knabe fragtest du, was Ruhm doch wäre?
Da klangen harte Worte dir entgegen:
„Was kümmert's dich? nie wird dir solche Ehre."

Und dennoch, wenn auch nicht zu Glück und Segen,
Ward dir was „Ruhm" man nennt in vollem Maße —
Wie ist doch Menschenvorwitz blind, verwegen!

Dir ward die Gunst der Großen und der Straße,
Des Lorbeers Schmuck, des Märtyrthums Verklärung
Und Aller Loblied, frei vom Neid und Hasse.

Da, plötzlich, schwand des Beifallssturmes Gährung,
Und auf Dich stürzten mit beschwingter Sohle
Verkennung, Undank, Drangsal und Entbehrung.

Gedenkst du noch? Nun traf dich die Parole:
„Hin zur tarpejischen Kluft!" Bei grauen Haaren
Sahst du, daß nah sie gähnt dem Kapitole;

Und hast, gebeugt von gramerfüllten Jahren,
Zu Gott dich flüchtend vor der Welt Beschwerden,
Als letzten höchsten Lebenssatz erfahren:

Wie klein und nichtig Alles hier auf Erden!

Einem jungen Dichter.

Nach G. Prati.

Dio ti guardi dal dì della gloria!

Glaub' nicht dem Griechenwort, daß vor dem Blitze
Der Lorbeer wahre. Oh! wie oft deckt Ruhm
Mit Scheinglück nur ein Lebensmärtyrthum —;
Daß Gott dich vor dem Tag des Ruhmes schütze!

Aus einem Cyclus „Nachtgedanken“.

Willkommen, tiefblaue duftige Nacht,
In deiner Gestirne goldener Pracht,
In deinem heiligen Schlummer!
Still ruh'n jetzt, umweht von friedlichem Traum,
Die Perle, der Vogel, die Blume, der Baum —
Nur du nicht, nur du nicht, o Kummer!

Mehr Licht!

Nimmer vermag ich, dich zu begreifen,
Schaffender Geist!
Wohl seh' ich Alles werden und reifen,
Lebenumkreist,
Aber die Ziele, aber das Ende
Ahn' ich wohl kaum;
Weiß nicht, wohin sich alles das wende,
Rollend im Raum,
Weiß nicht, ob diese Seinlust des Lebens
Aufwiegt die Qual,
Ob dieses Stückwerk denkenden Strebens
Werth hat im All;
Weiß nicht, ob Haß uns lenkt oder Liebe,
Oder das „Muß“,
Ob einst ein Fluch löst all' diese Triebe,
Oder ein Kuß.
D'rum seit Aeonen, Herr, bis zur Stunde
Sehnsucht laut spricht:
Nur einen Augenblick, eine Secunde,
Mehr Licht! mehr Licht!

Fragen.

Nach R. di Santa Mira.

Ich seh', wie mild des Mondscheins Helle
Von oben fällt,
Ich hör', wie wild des Meeres Welle
Bricht und zerschellt;
Warum macht mich der Mondschein traurig,
Wie Grabeslicht?
Warum schreckt mich die Fluth, die schaurig
Zerschellt und bricht?

Erlösende Botschaft.

Doch der Segen kommt von oben.
Schiller.

Ich lausche den Sternen:

„In lichtfrohen Fernen,
Da waltet allleitend,
Gestaltet fortschreitend
Ein sinnendes Sein,
Kein Schicksal, kein Zufall,
Kein Schemen — nein, nein!
Nenn's stetes Gebären,
Nenn's ewiges Gähren,
Ein weises Arbeiten
Für künftige Zeiten,
Ein läuterndes Sorgen
Für's kommende Morgen,
Daß Liebe, daß Recht
Norm werden
Auf Erden
Beim Menschengeschlecht."

Ausblick.

Eins nur ist wahr: Der Schmerz. Wie hold auch sangen
Der Hoffnung Nornen an des Kindes Wiege,
Es kommt der Tag, der ihm auf Stirn und Wangen
Den Denkspruch gräbt: Die Freude ist nur Lüge.

So früh hab' ich die Botschaft schon empfangen,
Daß ihrer Inschrift furchengleiche Züge
Mir bis ins tiefste Mark des Lebens drangen;
Nur Schmerz besteht — ich weiß es zur Genüge.

Nur Schmerz in Sturm und Kampf! Wohin ich blicke,
Ein ew'ges Leiden und ein ew'ges Sterben,
Der Starken Willkür und der Schwachen Tücke.

Und doch ist Eins noch wahr, und daran glaube:
Die Menschheit selbst wird nicht im Sturm verderben —
Noch blüht der Oelzweig; harrt der Friedenstaube!

Fluch' nicht dem Schmerz.

Fluch' nicht dem Schmerz! Mag er so heiß auch brennen
Wie Gluth, die läuternd am Metalle zehrt,
Im Wirken dieser Gluth wirst du erkennen
Ob echt das Gold an deinem Manneswerth,

Ob du den Muth, den edlen, hast, zu tragen
Ergeben stolz ein unverschuldet Leid,
Ob dir die Kraft geworden, ohne Zagen
Stets treu zu bleiben deinem innern Eid.

Und dann: glaub' mir! Der Schmerz fühlt auch Erbarmen
Und kennt das Maß der menschlichen Natur;
Er tödtet — und kein Leid winkt mehr uns Armen,
Wenn nicht, dann bändigt ihn die Creatur.

Noch mehr, noch mehr! Er läßt im höchsten Bangen
Die Thränen, seine Schwestern, sich dir nah'n;
Sie küssen tröstend dir die blaßen Wangen,
Und wie Erlösung weht es dich nun an.

Die Lust, die wüste blinde Lust hingegen,
Die mit des Glückes Hochfluth uns umschäumt,
Wie Vieles bringt sie uns auf stürm'schen Wegen,
Das grollt und gährt und zischt und wild sich bäumt!

Die ew'ge Sucht, den Glücksrausch zu vermehren,
Die ew'ge Angst, es sinke einst sein Maß,
Die Fieberqual der Jagd nach Macht und Ehren,
Der Großen Mißgunst, der Enterbten Haß.

Und dann? — Das Nichts; so nichtig war dies Streben,
So einsam innerlich, trotz Prunk, dies Sein:
Ein fratzenhaft vom Schein geschminktes Leben,
Ein Ruck, ein Hügel, ein vergessner Stein!

—

An der Grabstätte Klopstock's.

(Ottensen, Herbst 1872.)

Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn'n.
„An Fanny".

Ja wohl: einst tagt's, dann wirst du auferstehen!
Wie? Dieses Schweigen, ein so mächtig banges,
Wär' Alles, Alles, was für dich geblieben,
Fürst des Gesanges?

Und Fanny, Meta, und der große Glaube,
Der dich geweiht, wie Gottesathemswehen,
Wär' nur ein Traum gewesen? nein, Erhab'ner;
Du wirst erstehen.

Unsterblich war dein Geist, und seine Ahnung!
Der vor dem Nichts tiefschaudernde Gedanke
Verkündet laut: was göttlich ist im Menschen
Kennt keine Schranke.

So harre denn, Verklärter, der Erfüllung
Verheiß'nen Glück's. Sie kommt, sie kommt! Indessen
Blick segnend auf dein Volk herab, das nimmer
Dich wird vergessen.

Mich aber laß' auf dieser Scholle knieend,
Wo solche Saat reift, Thränen still vergießen:
Laß' mich den Staub, vermengt mit deinem Staube,
Begeistert küssen!

Das Leben.

Nach G. Sgricci.

Vergangenheit ist Nichts — doch aber malt
Erinnerung vor uns'rem Aug' ihr Bild:
Die Zukunft selbst ist Nichts — doch aber strahlt
Als Hoffnungsstern vor uns sie sanft und mild;
Nur Gegenwart besteht — doch wie ein Traum
Entschwebt sie schnell; so ist denn eben
Dies ganze, stolze Menschenleben
Nichts als ein Wahnmoment — ein Punkt im Raum!

Helios und die Wolke.

Im Osten taucht Helios, der herrliche, auf,
Fortschreitend auf glänzenden Wegen;
Vom Westen zieht ihm mit stürmischem Lauf
Die schönste der Wolken entgegen.

Vom Spender des Lichtes geliebt — ach! — zu sein,
Darnach geht ihr ganzes Verlangen;
Je mehr sie ihm naht, färbt sie rosiger Schein,
Wie Frühroth der jungen Braut Wangen.

Da, plötzlich, aus seinem Lichtblick ein Strahl,
Ein Hauch, seinem Gluthsein entsprossen,
Und nebelhaft schwindet die Wolke vor Qual —
Zerrissen, zerronnen, zerflossen!

Wie Vorwurf und Mahnung ertönt es sodann
Weit ringsum von hüben und drüben:
Gedenket! das Licht ist Macht, und die kann
Nur herrschen und beugen, nicht lieben.

„Realistisch.“

Komm her, du reizend lachendes Kind,
Mit den lockend feurigen Blicken,
Und sag', wer deine Verwandten sind,
Und sprich mir von deinen Geschicken.

„Mein Vater ließ den Kopf auf dem Block,
Es schlägt sich die Mutter im Zuchthaus die Stirne,
Der Bruder im Wald trägt des Räubers Rock,
Und ich — ich bin eine Straßendirne.“

Wort und Pfeil.

Nach P. Metastasio.

Das Wort, das vorschnell oft dem Mund entflogen,
Wohl hielte dann es Mancher gerne auf;
Umsonst! der Pfeil, — verließ er schon den Bogen, —
Läßt sich nicht hemmen mehr in seinem Lauf.

Ein Etwas.

Ein Etwas,
Ein vielgestaltiges,
Unfaßbar allumfassendes,
Dunkles Etwas,
Erzeugt in der Umarmung
Des Proteus und der Sphynx,
Halb Dämon und halb Genius,
Gigant und Kind zugleich,
Es schreitet
Verschleiert, lautlos, geisterhaften Schritts
Von Pol zu Pol
Hin durch die weite, ahnungsbange Welt,
Mit einer Hand
Der Zukunft Schrift verhüllend,
Indeß die and're
Verliebter Mädchen Rosenlippen schließt.
Es hütet
Das Land der Räthsel über den Gestirnen,
Des Urwalds Nacht, den Gluthherd der Vulkane,
Und deckt das Werdende
Im tiefen Erdgrund, in der Perlenmuschel,
Im Seidenwurm-Gehäuse;
Es schafft
Am Webestuhl der Zeit und der Geschichte;
Es herrscht im Reich
Der Zauberkunst, der Wunder, der urew'gen
Naturprobleme;
Es zuckt
Im Aug' des lauernden Verbrechers,
Es strahlt
Im Antlitz des Erfinders und Entdeckers,
Es weilt
Beim Tisch des Forschers, am Altar des Priesters,
Im Fürstenschlosse, in der Bettlerhütte,
Im Kriegerrath, im Kreise der Verschwörer.
Und dieses Etwas,
Geliebt, gehaßt, gesegnet und gefürchtet,
Bald Herrscher und bald Sklave,
Bald Bürgschaft des Erfolgs,
Bald sein Vernichter,
Es nennt sich: das Geheimniß.

Beim Sarkophage der „Königin Louise“ von Rauch.

(Charlottenburg, Herbst 1872.)

Leise will ich und still dir nah'n, erhab'ne Fürstin,
Daß ich nicht störe den Schlaf, der dich so sichtbar erquickt.
Marmorbleich und umhüllt von weißen Schleiern und Linnen,
Träumst du da, magisch erhellt, sicher den freundlichsten Traum;
Denn du schläfst ja doch nur, bist nicht ein Marmorbild etwa,
Wo bloß waltet die Kunst? nein! hier lebt die Natur,
Und die du träumend hier ruh'st zur Seite des edelsten Gatten,
Den deine Stärke gestärkt, den deine Hoheit erhöht,
Wahrlich, du bist es wohl selbst, du bist es selber, Louise,
„Deutschlands Engel“ und das „königlich weibliche Weib“.
Oh! so träume denn fort von jener Ruhmthat der Deutschen,
Die im Glauben gereift, die getragen vom Recht,
Aus dem Fremdenjoch riß das tiefst erniedrigte Deutschland,
Und es zur Freiheit geführt, weil sie selbst sittlich und frei.
Anders, fürcht' ich gar sehr, wird sich die Zukunft gestalten,
Denn nicht die Götter allein — Tugend und Recht schwinden auch!
Darum träume beglückt von einstiger Größe, du Große,
Die du, wo Alles geschwankt, treu als Charakter dir bliebst.

Gnadenrecht.

Uns das Leben zu nehmen, vermag selbst der letzte der Menschen,
Doch es uns geben kann nur Gott und der Fürsten Geschlecht;
Wahrlich, ein göttliches Recht! um Das sollst du Fürsten beneiden,
Nicht um die Krone; wer weiß, ob ohne Dornen der Kranz?

Pharus.

Du, Hochbeglückter und Beneidenswerther,
Dem noch, im Silberhaar, die Mutter lebt,
Such' nicht in Werken meisternder Gelehrter
Nach Rath und Licht, wenn Sturm dein Sein durchbebt.

Beim Mutterherzen such' nach Offenbarung,
Das dich versteht und liebt. Ihm folge du
In Sturm und Nacht! Die Leuchte der Erfahrung
Winkt dir aus diesem Lebenspharus zu.

Blumensprache.

Nach einer Prosastelle von Jean Paul.

Ich wandle durch den Garten hin,
Betrübt, allein;
Die Blumen still und selig blüh'n
Im Abendschein.

Wie rings um mich so friedlich mild
Die Welt doch ruht,
Und tief in mir, wie braust da wild
Des Sturmes Fluth!

Da flüstert's aus den Blumen lind:
Theil' uns're Ruh';
Sei nur, was willenlos wir sind,
Mit Willen du!

Wechselwirkung.

Wie der Natur gesinnt du bist
In Freuden und in Leiden,
So grüßt sie dich zur selben Frist
In Leiden und in Freuden.

Trittst frei und freudig du zu ihr
Bei liebevollem Meinen,
Wird selbst ein Alltagsgarten dir
Als ein Stück Schweiz erscheinen.

Doch lebt kein Sinn für ihren Reiz
In deiner Brust, der harten,
Erscheint dir selbst die ganze Schweiz
Nur als ein Alltagsgarten.

Was Liebe ist.

Bei den Blumen ist's der Duft,
Bei den Sternen der Azur,
Auf den Bergen ist's die Luft
Und im Thale ist's die Flur.

Nur im Herzen ist's zugleich
Duft und Luft und Sternenschein;
Nur im Herzen, sehnsuchtsreich,
Wird's ein Räthsel ewig sein.

Vor Thorwaldsen's „Taufengel".

(Kopenhagen, 1872.)

Fede e bellezza.
N. Tommaseo.

Umglänzt von der Verklärung reinem Strahle,
Das zarte Knie gebeugt in stiller Huld,
So reichst du eine Muschel dar, als Schale
Für jene Fluth, die abwäscht Eva's Schuld.

Wie ernst ward hier, und doch wie licht und milde,
Vom Menschengeist ein Himmlischer erdacht,
Wie schmiegt sich an das sinnige Gebilde
Leicht der Gewandung faltenreiche Pracht;

Wie regt da Alles an in holder Schöne,
Der Lockenkopf, das Aug' — und dieser Mund!
Es ist, als ob daraus das Wort ertöne:
„Kommt! tretet bei zu der Erlösung Bund."

Und du, du kniest vor mir! — Nein, Lichtverkünder,
Laß' mich hier preisen, beugend Stirn und Knie,
Der Gottheit und der Menschheit Ruhm nicht minder;
Die ew'ge Liebe dort, hier — das Genie!

Die menschliche Gestalt.

Das Elendste, d'rum oft Ihr schmachtet,
Es ist die menschliche Gestalt;
Das Herrlichste, oft kaum beachtet,
Es ist die menschliche Gestalt.

Was selbst ein Hauch vernichten könnte,
Es ist die menschliche Gestalt;
Womit Gott seine Schöpfung krönte,
Es ist die menschliche Gestalt.

Gluth und Asche.

Menschen kommen und vergehen,
Doch vergeht die Menschheit nie,
Ihre Asche wird verwehen,
Ihre Gluth bleibt: Poesie.

Gespräch mit meiner Uhr.

Halt' ein, du Neugestalt der Schicksalsparce,
Grausame Todverkünderin, halt ein!
Was mahnst du stets: einst schließt des Lebens Farce
Mit ihrem falschen — doch so holden Schein?

Wie deine zwei metallnen Fingerspitzen,
Ernst, unerbittlich gleich dem Stundenzug,
Hinweisen rastlos nach den dunklen Ritzen
Der künft'gen Friedhofsgruft! Genug, genug!

Noch hab' ich manche gute That zu üben,
Zu sühnen noch für manche böse That,
Dort noch zu helfen, noch zu trösten, lieben,
Hier wett zu machen noch durch Reu' und Rath.

Umsonst! Stets weiter deine Zeiger dringen;
Du aber, tickend flüsterst mir ins Ohr:
„Was suchst du Stillstand in mein Werk zu bringen?
Zum Ziele streb' ich; thue Gleiches, Thor!

Seit sich's wie Leben regt in meinem Innern,
Ward als Gesetz zutheil mir die Mission,
Den Menschen an der Zeit Flucht zu erinnern,
Und also sprech' ich deiner Abwehr Hohn.

Und also leit' ich fort, dem Ziel entgegen.
Den Kreislauf meiner Kraft, und raste nicht;
Ob da mich Fluch begleitet, oder Segen —
Ich folge dem Gesetz, thu' meine Pflicht."

Jeunesse dorée.

Wie schlaff, wie seicht, begeist'rungsleer und matt
Welkt eures Lebens Lenz, Ihr Thatenlosen!
Schafft Ernstes doch, so lang die Zeit der Rosen
Noch Kränze flechten kann für Kraft und That.

Was sich die Schwalbe denkt.

Was nützt der Nachtigall ihr Liederruhm?
Der Elster, daß ihr selbst das Wort nicht fehlt?
Man sperrt sie ein — ach! — oder bringt sie um;
Mich liebt, die ich nichts kann, die ganze Welt.

Chambery.

(1874.)

Sei mir gegrüßt in vollen Tönen
Viel tausendmal, o Edensthal,
Umkost vom Zauber alles Schönen,
Geküßt von milder Sonnen Strahl!

Du Stätte süßer Liebessagen,
Wo Rousseau's großes Herz erglüht,
Wo schauernd ew'ge Gletscher ragen,
Und lachend ew'ger Frühling blüht.

Wenn ich in deinen Reiz mich senke,
In deiner lauen Lüfte Luft,
Ist Wonne, was ich athme, denke,
Ist Trauer, was mir füllt die Brust;

Denn jubeln möcht' ich wie ein Knabe,
Dass diese Welt so liebeswarm,
Denn weinen möcht' ich wie ein Knabe,
Daß d'rin der Mensch so liebesarm!

Älpines.

Ich fragte einen Mann: „Wo ist der Weg
Zur höchsten dieser Bergeshöhen, Lieber?“
Er sah mich seltsam an und sprach: „Der Steg
Dort ist's! Am Friedhof führt er steil vorüber,
Wo's geisterhaft aus tiefen Grüften ruft:
Was suchst du, Wandrer, oben mit Beschwerden?
Erst hier, im Tiefsten einer solchen Gruft,
Wird ewig Hohes offenbar dir werden;
Doch eile nicht, den Weg hieher zu kürzen —
Geduld! Du kommst noch an; brauchst nicht zu stürzen.“

Auf der Straße.

Ein Scherzwort fällt, ich lache;
Da, in der Thränen stiller Sprache,
Fleht ernst ein Greis mich an um ein Almosen.
Mich rührt es und ich weine;
Nun bietet eine munt're Kleine,
Froh lächelnd, Blumen mir — für ein Almosen.
Zwei Welten und derselbe Altfluch schier:
Der Kampf um's Sein! Dort weinend, lachend hier.





Aquarelle aus Oesterreich.

Von

Ernst Keiter.

Ein Tusculum der Herrscher Oesterreichs.

Durch das Flachland im Süden der Kaiserstadt fliegt der Eisenbahnzug dahin. . . . Den weitgedehnten, äcker- und felderreichen Plan begrenzt ferne drüben zur Linken, im blauen Duft verschwimmend, das Leithagebirge, zur Rechten säumen ihn die dunklen Höhen des Wienerwaldes ein. . . . Da grünt nun aus der linksseitigen Gegend das langgestreckte Parkrevier Laxenburgs uns entgegen und aus der üppigen Baumwelt hebt sich der hohe Thurm der Franzensburg, es streben andere Schloßbauten des alten ritterlichen Ansitzes in die Lüfte. . . . Dem Freunde der Historie drängen sich wohl bunte Bilder vor das geistige Auge, in denen er Gestalten sieht, die einst auf diesem Erdenfleck gelebt, in sommerlichen Tagen hier Erholung gesucht und Freude empfunden hatten. . . .

Zu heiteren Festen bei den Herren von Lachsendorf ziehen fröhliche Ritter ein. In den Räumen der Burg hallt es wieder von dem tollen Treiben der fahrenden Gäste. Aber sicher thut es keiner von ihnen allen Herrn Tanhuser gleich. Keiner weiß so herzberückend wie er die Fidel zu streichen und die liebliche Weise so lieblich zu begleiten. Singend schreitet er — die Geige in der Hand — den Tanzenden voran und im jubelnden Reigen folgen ihm die schönen Frauen. Drüben in Luipoltsdorf besaß der liederreiche Sänger, dessen liebereiches Leben

bekanntlich das Grundmotiv für die Tannhäuser-Mythe lieferte, ein stattliches Gut, welches er, gleich manchem anderen Besitze, Herzog Friedrich, seinem vielgeehrten Gönner, dankte. . . .

Andere Tage waren wieder über Lachsendorf dahingezogen. Die fröhlichen Lieder waren verweht, der Geigenklang verstorben. Die Noth und die Trauer herrschten. Die wilden Schaaren der Mongolen waren über die Leitha her gedrungen; das Schwert und die Flammen hatten gesiegt. Der grüne Hain und die Burg lagen verödet; kein Vogel, kein Dichter sang. Die Rauchwolken der brennenden Weiler verdunkelten den Himmel. Auf dem Felde bei der „Neuen Stadt" war im Kampfe gegen Bela IV. von Hungarn, Friedrich, der heldenhafte Sänger, erschlagen worden, und der Schmerz und die Klagen der Dichter, Ulrich von Liechtenstein und Tanhuser allen voran, wollten kein Ende finden.

Mehr als ein Jahrhundert war seitdem verflossen. Das Geschlecht der Lachsendorfer war verweht. In anderen Händen lag der Besitz. . . . Schon unter Albrecht dem Weisen (1338) war das unansehnliche Schloß landesherrliches Eigen. Etwa um 1377 zogen Werkleute einher, um auf Befehl des Herzogs Albrecht III. „mit dem Zopfe" dasselbe in eine stattliche Veste zu verwandeln. Hier wollte sich der Herzog ein trauliches Asyl schaffen, in das er, ein Freund der Künste und Gelehrsamkeit, sich aus dem unruhvollen Treiben der Wiener Burg zurückziehen könne. In sein Buen retiro in Lachsendorf führte Albrecht III. all die seltenen Gegenstände, kunstvollen Reliquien, Arbeiten und Werthsachen aus griechischer und römischer Zeit, die sein Sammeleifer aufzubringen vermochte. Tagelang saß er dann wohl über diesen alten Schätzen, über den alten Schriftwerken oder er schritt draußen im grünen Waldrevier einher und freute sich der stillen Stunden, die ihm da verflossen. Ein Museum, ein Schatzkästlein seltener Art, war ihm die Burg geworden und in seinem Lieblingsgelaß wollte er einst auch seinen letzten Athemzug thun. Sein Wunsch erfüllte sich. Am 29. August 1325 verlöschte hier sein Leben. . . . Noch im Testamente hatte er seines geliebten Schlosses gedacht und angeordnet, daß „alle Heiligthümer, die zu Lachsenburg aufbewahrt seynd und diesem Ort zugedacht, diesem Ort überbracht werden müssen und dort zu verbleiben haben." In diesem Documente erscheint zum ersten Male der Name Lachsenburg, welcher von nun an beibehalten wurde. . . .

Das Anagramm Kaiser Friedrichs III., welches uns noch heute von manchem Steine des sogenannten „alten Schlosses“ entgegenschaut, ruft unserem Geiste wieder andere Bilder aus späteren Tagen wach. Das A. E. I. O. V.*) des kaiserlichen Burgherrn, in welchem dieser Regent sein unbegrenztes Streben nach der Weltherrschaft für sein Haus und Geschlecht ausdrückte, fand sich auf seinen Büchern, Geräthen, Gefäßen, Tagebüchern, Scripturen, Rechnungen, Notizen und selbst in den Steinbauten, die er aufführen ließ. Das A. E. I. O. V. war Friedrichs Lebenswahlspruch, sein Lebenstraum geworden.

Aber nur zu bald erschien eine schlimme Zeit für das idyllische Laxenburg. Tage des Schreckens zogen einher; denn die Kriegsfackel loderte. Herzog Albrecht, Friedrichs leiblicher Bruder, hatte gegen diesen das Schwert ergriffen und auch dessen Unterthanen zum Treubruch verführt. An der Spitze wilder räuberischer Schaaren belagerte Albrecht die Wiener Burg. Da ersteht unserem inneren Blicke die reckenhafte Gestalt Hans von Rohrbachs, des Kämmerers des Kaisers, vor dem die feindlichen Horden weichen. Doch die oftbewährte Treue dieses Ritters für seinen kaiserlichen Herrn erliegt, das allmächtige Gold siegt und Hans von Rohrbach schließt sich dem brüderlichen Empörer an. In der Frühlingszeit 1463 zieht der Abtrünnige gen Lachsenburg, überfluthet die Gegend mit seinen Söldnern und besetzt das Schloß. Die barbarischen Haufen verheerten Friedrichs schönen Besitz und erschlugen, was diesem noch ergeben war. Die sturmvollen Wogen glätteten sich erst, als man den treubrüchigen Rohrbach vertrieben hatte. Doch erst nach Albrechts Tode beglückten wieder ruhigere Tage Lachsenburg, das Kaiser Friedrich neuerlich zugefallen war. Nun schätzte der hohe Herr das neugewonnene Gut erst nach Gebühr. . . . Wenn er stolze Lustschlösser bauen wollte, was er so gerne that, wenn er einsam Pläne schmieden wollte, so kehrte er stets in die nunmehr verjüngte Veste ein. Schon am frühen Morgen durchstreifte er dann die Mönchsau und spähte nach seltenen Blumen und seltenen Kräutern. Stundenlange irrte er durch diese schweigsame Welt. Immer neue geheimnißvolle Dinge entdeckte sein reger Sinn, sein scharfblickendes Auge. Im goldigen Sonnenlichte schaute er nach den Blumen, im magischen Schein des Mondes nach den Sternen; aus den Blättern und Blüthen jener und den Bahnen dieser wollte er die Geschicke seines

*) „Austria Est Imperium Orbis Universi“ (Alles Erdreich Ist Oesterreichs Unterthan).

Reiches, seines Geschlechtes ergründen. Das war sein liebstes Thun. Wie Albrecht mit dem Zopfe es ein Jahrhundert vor ihm gethan, so hatte auch Friedrich in der Lachsenburg sich ein Studio eingerichtet, in dem er Astrologie, Alchemie und Botanik trieb. . . . Da brodelte es noch in nächtigen Stunden in den Retorten, da loderte es im Glühofen, da standen die Gläser gerichtet zum sternbesäeten Firmamente. Das A. E. I. O. V. seiner wunderlichen Träume blickte dem kaiserlichen Zeichendeuter aus jedem Punkte der wahrsagenden Ekliptik entgegen. . . . Und hatten ihm die Sterne nicht Wort gehalten, ward dem felsenfest Vertrauenden nicht sein Glaube gelohnt? . . . Konnte auch er selbst nicht das von ihm erträumte Weltreich begründen, seinem großen Sohne Maximilian I., dem „letzten Ritter“, gelang es doch, den Wahlspruch des Vaters zu verwirklichen. . . .

Farbenreiche Bilder, in denen die Pracht des Orients schimmert, ziehen über Lachsenburg. 1485 herrscht ein neuer Herr auf der Veste. Von Wien bis zur „Neuen Stadt“ liegt Alles dem „großen Matthias“ zu Füßen. Die schöne Prinzessin Beatrix, Mathias Corvinus' zweite Gemahlin, zauberte den sonnigen Himmel ihrer neapolitanischen Heimat in die Säle der ländlichen Burg. Sänger und Sängerinnen, Maler, Bildner und Poeten folgten dem Rufe und pilgerten aus dem herrlichen Süden an den glanzvollen Hof. . . .

Zehn Jahre später wandelt durch die verlassenen Räume der Wasserburg, durch das weite Garten- und Waldland, das schon in früherer Zeit wegen des zahlreichen Wildes eingehegt worden war, der kühne kaiserliche Jäger Maximilian I. Durch die Kunst der Gärtner, die er hieher berufen hatte, war ein Lust- und Thiergarten erstanden, in dem reizende Häuschen nach niederländischer Art an traulichen Stellen aus der Erde wuchsen, freundliche Asyle, die den Wanderer einluden, einzutreten und da auszuruhen. In dem ausgedehnten Thierpark fanden sich herrliche Damhirsche, in den Teichen prächtige Reiher, auf welche es die hohen Herrschaften zuweilen abgesehen hatten. Von den 140 Lustgärtnern, die der Kaiser nachgewiesener Maßen im Solde führte, wurde ein ansehlicher Theil in Laxenburg beschäftigt. . . .

Der edle Ritter weilte gerne in den Auen und Wildgehegen und von hier aus besuchte er oft seine geliebte „Neue Stadt“, in der er sich eine Einsiedelei erbaut hatte. Wenn es nur immer anging, brachte er in

derselben den Tag, an dem er sich auf der Felswand bei Zirl in Tirol verstiegen hatte und wo er auf so wunderbare Weise gerettet wurde, im Gebete zu. . . .

Auch aus späteren Tagen erwachen unserem Geiste Bilder und Gestalten. In den Baumgängen des weiten Parkes schreitet sinnend die Gestalt des Hofdichters Metastasio dahin. In der Regierungszeit Kaiser Karl VI. vergnügte sich der Hof zu Laxenburg häufig mit Reiherbeizen, und die Wiener zogen dann gerne nach dem prächtigen Schlosse, um diesem interessanten Schauspiele beizuwohnen.

Draußen im Grün des lieblichen Hains, der mit seinen Cascaden, Bächen, einsamen Steigen, Hütten, schönen Perspectiven, mit seinen Teichen und Canälen ein entzückendes Naturgemälde bietet, steigen wieder andere reizvolle Veduten auf. Die erhabene Tochter Karl VI., die große Kaiserin Maria Theresia, welche gerne in Laxenburg weilte und das ausgedehnte Gartenreich mit vielen absonderlichen Objecten und den seltsamsten Bauten schmücken ließ, ist ja die eigentliche Schöpferin des vielbewunderten Parkes.

Vieles ist verschwunden von all dem, das Maria Theresia schuf, und an dem sich einst die hohen Herrschaften und die Bewohner der Kaiserstadt ergötzten. Die Einsiedelei, der sogenannte „Holzstoß“, der chinesische Pavillon, der Tempel der Eintracht und das weitbekannte „Haus der Laune“ — sie Alle sind nicht mehr. . . . Trotz alledem wird uns aber der längst verrauschte Geist der alten Tage und der Ritterzeit, der Zeit der Babenberger, von überallher entgegengrüßen und manches Bild aus dämmerhaften Epochen wird unserem inneren Blicke erstehen; denn das weite Revier des Parkes und die Stuben der Wasserburg erzählen dem Geschichtskundigen eine Fülle von Geschichten aus dem Tusculum der Regenten der Ostmark. . . .

Herbsttage.

Aus dem wildschönen „Graben“ der Radmer, aus dem malerischen Kessel, in welchem das allerliebste Alpenneстchen liegt, war ich heraufgekommen nach Hieflau, in das uralte steierische Bergwerks-Oertchen. Es waren sonnenhelle Septembertage, welche den ganzen Zauber des Frühherbsts über die Landschaften ausgossen. Ich wollte

einmal die unbeschreibliche Seligkeit einer einschichtigen Wanderung so recht nach Herzenslust auskosten, einmal ungestört, ungeleitet, allein und einsam dahinschlendern, der Enns entgegen. . . . Zu den Wunderstätten in's „Gesäuse" sollte es gehen; aber nicht vom Coupéfenster aus wollte ich sie sehen, die Riesen des Ennsthales, etwa im Fluge nur, sondern auf gemächlicher Fußtour. . . .

Da läuft der Schienenweg am rechten Ufer der hellgrünen, weißaufschäumenden, tosenden Enns dahin und oft genug mußte man ihn dem Gestein abringen, das fast senkrecht emporsteigt.

Drüben links zieht die Fahrstraße in allerlei Krümmungen, bald höher, bald tiefer unten, immer aber knapp an den Bergwänden oder im Walde drinnen, dessen frischer Hauch so sehr erquickt. Da oder dort führt der Weg über eine alte Holzbrücke und man schreitet hoch über der Bahntrace hinweg, sieht rechts in der Tiefe die schneeigen, bläulich schimmernden Fluthen über Steintrümmer rasen, sich stauen, hoch aufspritzen in die Lüfte, so daß der feine durchsichtige Regen weithin wirbelt und funkelt. Andere Partien des wilden Alpenkindes, der Enns, sind wieder tiefgrün, von wunderbarer Klarheit und Reinheit, sie fließen ruhiger im breiten Bett hinab gen Hieflau, wo sie an dem im Jahre 1512 erbauten 260 Meter langen Holzrechen brausend und polternd anprallen.

Auch die Bahnstraße läuft bald zur Rechten, bald zur Linken der Enns und setzt über kunstvoll gebaute Eisenbrücken, die uns von den großen Fortschritten der modernen Wasserbautechnik ein glänzendes Zeugniß geben.

Wenn die Thalschlucht, welche sich wohl vor Jahrtausenden schon die stürmischen, zügellosen Bergwasser durchbrochen haben, gar keinen anderen Ausweg mehr zuläßt, dann haben die Pionniere unseres Zeitalters, die Eisenbahn-Ingenieure, den Koloß durchbohrt und der Train fliegt wie mit Windeseile durch die nachtdunkle Welt, durch das Tunnel. Nach dem Zuge dringt, einer fliegenden Wolke gleich, der weiße oder schwarze Rauch aus dem Riesenloch, der Tunnel-Oeffnung, heraus. Die Szenerie aber hat sich nun da außen wieder vollständig verändert und die Reisenden in den Waggons schauen verwundert und entzückt hinauf zu den grünen, waldreichen oder auch grauweißen, reich zerklüfteten, klippenhaften Wänden der Felsberge, die ihre sonnenbeleuchteten Häupter in das klare Himmelsblau heben.

Eine Strecke wandert man nun wieder drinnen im Tannenwalde, in einer stillen Zone, in welche nur das fürchterliche Brausen der Enns dringt, die unsichtbar bleibt.

Das Rollen eines jenseits des Flußes vorbeisausenden Zuges, der schrille schneidige Pfiff der Locomotive wird plötzlich vernehmbar und zerstört alle Illusionen, alle Träumereien, denen sich der einsame Wanderer etwa ergeben hat.

Da führt die Straße nun aufwärts, höher und höher, während tief unten die Eisengitterbrücke der Eisenbahn den Fluß überquert und mit großer Kühnheit über die schäumenden Wasser aufs linke Ufer herübersetzt. . . . An manchen Stellen wird unser lässiges Wandern unwillkürlich von der Majestät der Bergwelt, die uns ganz nahe umgibt, gefesselt. Dort drüben, über dem Flußbett, bauen sich die ungeheueren Steinwände fast lothrecht auf. Das Auge läßt den Blick emporfliegen über Schründe und Klippen, über Felstrümmer und vorspringende Riffe, die hie und da weit abstehen, so daß man meint, sie müssen jetzt und jetzt hinabstürzen in den Abgrund und Gut und Leben der Menschen unten vernichten.

Hell glänzen die Lichtstrahlen der Sonne oben auf dem Kalkgestein, auf den Graten und Hörnern, die die absonderlichsten Gestalten zeigen, und auf anderen Partien liegen wieder dunkle Schattentöne.

Dort heben die Johnsbacher Gebirge, das riesenhafte Hochthor, der gefahrvolle Reichenstein, der spitzenreiche Zinödl, der Planspitz und all die anderen ihre Häupter in den klaren Himmel und jede scharfe Kante, jede Linie schneidet in das milde Blau des Aethers.

Mitten in der furchtbaren Wildniß, in der es dem einsam Dahinschreitenden gegenüber diesen Riesen einer grandiosen Welt zuweilen ganz bange zu Muthe wird, liegt eine freundliche Oase, die Eisenbahnstation Gstatterboden und dahinter an der Straße das comfortable Hotel „Gesäuse", in dem es sich gar angenehm hausen ließe, wenn die Preise nicht das Bestreben hätten, es den Bergen gleich zu thun und in die Höhe zu steigen. In sommerlicher Zeit findet man da stets zahlreiche Gäste, die sich zu längerem Aufenthalte eingemiethet haben.

Von Gstatterboden weg gibt es ja eine Menge überraschend schöner Ausflüge in das Hochgebirge und schon die Aussicht von dem terrassenartigen Platz vor dem Gasthofgebäude auf die imposante erhaben-schöne Gebirgs-Szenerie ist überwältigend. Aus der Ferne

schauen — vom linken Ufer her — der gewaltige, massige Buchstein und der Bruckstein herüber nach Gstatterboden.

An die dunkle Fichtenwand gelehnt, sieht der Wanderer, ehe er zum Hotel gelangt, zwei Jägerhäuser, die fast gänzlich von dem üppigwuchernden Laub wilden Weines verdeckt sind. Kaum die Fenster und die Eingangsthür gucken heraus aus dem dunklen Grün. Die beiden Häuschen gehören zum Besitz des Fürsten Montenuovo und ich wüßte mir für Liebende oder für ein junges Ehepärchen kein glücklicher gewähltes Asyl, als diese einsam-stillen Wohnstätten. . . .

Von Gstatterboden weg nehmen die Uferpartien der Enns und die Veduten des „Gesäuse“ einen immer romantischeren Charakter an. Es wird immer malerischer, immer wildschöner und keine Vorstellung ist im Stande, die abwechslungsreichen Szenerien, die plutonisch ineinander geschobenen Bergungethüme, Felsenstaffagen und Coulissen sich auch nur annähernd vor das geistige Auge zu führen. Schluchten öffnen sich zur Rechten und Linken des Weges, die Einblick gewähren in neue Welten, in Bergwildnisse von grandioser Art und mit Lebendigkeit rauscht und braust der Fluß einher. . . .

Einer der packendsten Punkte ist aber unstreitig der bei der Straßenbrücke über den Johnsbach, der aus dem unvergleichlich schönen Johnsbach-Thal herauskommt. . . .

Dieses Thal muß man zu Fuß durchwandern, wenn man das Großartigste der Obersteiermark gesehen haben will. Auf jedem Schritt und Tritt zeigt sich dem Wanderer das Wüthen der Wasserfluthen einer längstvergangenen Zeit, als die gewaltige Erdrevolution auch hier aus dem Chaos eine neue Erde schuf. Schier himmelhoch streben die kahlen Felswände, die kolossalen Steinmauern empor, deren Ende oft Säulen, Pyramiden, Kegeln, Cylinder tragen. Es ist hier, als ob die Titanen da gespielt, gekämpft, gestritten, als ob ein Heer von Giganten in diesen Schluchten, welche die schäumenden Wasser des Johnsbaches durcheilen, um die Herrschaft gerungen hätte. . . .

Nur selten begegnet man da innen einem menschlichen Wesen; aber hoch oben in den Lüften, über den Graten der Felsen, kreist der Geier. . . .

Weiter und weiter, in rasender Eile, saust der Train; weiter, immer weiter wandert man dahin am Ufer der Enns. Immer pittoresker und fesselnder, überwältigender werden die Bilder diesseits und jenseits der schäumenden Fluth . . .

Plötzlich ändert sich der Charakter der Landschaft. Vor dem Blick des Reisenden öffnet sich ein weites, rings von hohen Bergen umschlossenes Thal, das Thal von Admont.

Weit drüben zur Rechten steigt in Riesendimensionen frank und frei der Buchstein, die ganze Gegend beherrschend, auf. Und jetzt zeigen sich dort unten, noch in weiter Ferne, die beiden spitzen Thürme des im edlen strenggothischen Style erbauten Blasienmünsters, der herrlichen Stiftskirche der Benedictiner. . . .

Wie ein ungeheuer ausgedehntes Gartenreich sieht sich das Thal an, wie ein Thal des Glücks, des Friedens, der Ruhe. . . .

Und in dem lieben Marktorte selbst lassen sich genußreiche Tage verleben. Admont ist ja auch in neuerer Zeit ein Standquartier der Ennsthal-Besucher geworden und mit Recht; denn das Land der Enns hinauf und hinunter magst Du von diesem Punkte aus in Lust und Freude durchwandern. . . .





Gedichte

von

Stephan Milow.

Der Greis.

Ob Dir das Alter auch gar Vieles nahm,
Was Dir verschönte Deine Jugendzeit,
Und ob mit ihm gar manche Sorge kam,
Es brachte Dir auch Rast nach hartem Streit.

Dich stachelt nicht mehr ungestüme Gluth,
Wie sie aus Dir einst allgewaltig brach;
Beschwichtigt und geruhig wallt Dein Blut,
Du weilst und sinnst vergang'nen Tagen nach.

Wie trieb's Dich da umher! Wie stürmtest Du
Oft achtlos über jede Schranke fort,
Nachjagend einem Wahnbild ohne Ruh!
Wie irrtest Du in Thaten und im Wort!

Das war wohl Leben, war wohl frische Lust,
Doch bot es auch ein arg verworren Bild;
Noch nicht des rechten Zieles Dir bewußt,
Zerschlugst Du kämpfend Dich und grolltest wild. —

Jetzt richtest Du Dich ein im engen Haus,
Prüfst, was Du heimgebracht, mit mildem Blick,
Und fällt die Rechnung auch zu stolz nicht aus,
Du haderst nicht empört mit dem Geschick.

Du weißt es, Jeder ringt und strebt hinauf,
Doch Wen'ge führt zur Höhe ihre Bahn;
Den hemmt die rauhe Welt in seinem Lauf,
Und Jener scheitert durch den eignen Wahn.

Viel ging dahin, viel wurde Dir geraubt,
Doch tilgte auch die Zeit, was sterben soll:
Die falschen Götter, die Du einst geglaubt,
Und all' den Irrthum, banger Schmerzen voll.

Und sinkst Du selbst, da schon des Todes Hauch
Erinn'rung um Erinn'rung Dir verwischt:
Wenn schwach die Flamme, ist's die reinste auch,
Die mit dem letzten Pulsschlag Dir erlischt.

Zwiegespräch.

1. Er spricht:

Du sonderbares Weib, was mäkelst Du
In Einem fort an mir? Was nennst Du mich
Kalt gegen Dich, doch nur zu leicht entflammt
Von andrer Frauen Reiz, und seufzest dann,
Du könntest oft darüber Thränen weinen,
Daß mich der Himmel anders nicht gemacht,
Und dennoch Du so ganz in meinem Banne?
Laß diese Grillen! Laß die ew'gen Zweifel!
Liebst Du mich nicht? Was giebt's da noch zu grübeln?
Warum sich selbst und den Geliebten quälen?
Warum versünd'gen sich an dem Geschicke,
Das sicherlich es weis und gut gefügt,
Da unsre Pfade es zusammenführte?
Du sonderbares Weib, besinne Dich!
Ich bin nun einmal so für Dich geschaffen,
Daß Du an mir genau so viel der Qual,
So viel der Seligkeit erleben sollst:
Das merke, grüble weiter nicht und liebe!

2. Ihre Antwort.

Sei's! Du sollst als Andre nun mich schauen.
Schön ist's, in der Liebe sorglos sein.
Walte! Gerne will ich Dir vertrauen;
Mich erfüllt nur Eines: daß ich Dein.

Und mir sagen's meines Herzens Gluthen,
Was ich gebe, giebst Du mir zurück;
Nicht in Zweifeln will ich länger bluten,
Nein, ich träum' ein wundersüßes Glück.

Doch wer zwänge Dich? Sei frei und wähle!
Mich erfüllt nur Eines: daß ich Dein.
Lieben will ich, treu, mit ganzer Seele,
Und geborgen in der Liebe sein.





Gedichte

von

Marie v. Najmájer.

Prolog

zum ersten Vereinsabend der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen der Saison 1891/92.

Euch Allen tönt ein Willkommsgruß entgegen,
Die Ihr uns freundlich diese Stunden weiht;
Vernehmt in ihrem Lauf das Flügelregen,
Den Tagesanbruch einer neuen Zeit.
Denn nicht mehr ist, was Frauen führt zusammen,
Stets bloßer Zeitvertreib, stets eitles Spiel:
Auch uns erscheint der heil'ge Geist in Flammen,
Auch wir erreichen manch' ein hohes Ziel,
Auch uns erblüh'n der Menschheit höchste Güter,
Auch wir sind ihre Priester, ihre Hüter!
Doch soll die Welt das Frauenwerk auch ehren,
Soll voll uns werden unser Menschenrecht,
Genügt es nicht, uns einzeln zu bewähren:
Wir müssen hoch auch halten das Geschlecht!
Wir müssen treu und fest zusammenstehen,
Als Kämpferinnen für ein Geistesgut,
Wir müssen selbst uns in den Schwestern sehen,
Den Schatz noch heben, der verborgen ruht,
Daß neu bewähre sich das Wort an Vielen:
„Es wächst der Mensch mit seinen höh'ren Zielen!“

Im Grünen.

Tret' ich in deinen Frieden,
Du trauter Waldgrund, ein,
So wird mir Alles beschieden,
Was dein ich wähnte, nur dein.

Das heilige Rauschen, das leise
Durch deine Wipfel geht —
Auf wie verwandte Weise
Es mir im Gemüth ersteht!

Noch birgt es knospende Blüthen,
Wie du, mein dämmernder Grund,
Wo braundürre Blätter hüten
Manch' schwellende Knospe zur Stund!

Auch ich kann mich breiten und dehnen,
Wie du, mein mächtiger Baum,
Und wachsen in träumendem Sehnen,
Empor in den Himmelsraum!

Mein Vöglein, auch ich kann mich schwingen
Im Geist aus der Waldesruh
Gleich Dir — und noch eins — ich kann singen,
Ja, singen so wie du!





Das Thal der Seligen.

Eine Geschichte aus dem dunkelsten Seelenleben.

Von

Carl von Vincenti.

1.

Die Thüre eines von zwei Passagieren besetzten Rauchcoupés zweiter Classe kracht auf und wieder zu. Ein Herr hatte sich mit Einem Satze hereingeschwungen, war über die Beine des Einen gestolpert und unter lebhaften Entschuldigungen dem anderen Insassen gegenüber auf den Sitz gefallen.

Die drei Passagiere sitzen sich schweigend gegenüber: Der Eindringling in seine Ecke gedrückt, der Zweite unter der Blaubrille vor sich hinstarrend, der Dritte mit dem Feldstecher die Landschaft durchforschend.

Dieser Dritte interessirt uns durch sein elegantes Wesen, das einen leichten Stich ins Gemessene zeigt. Hätte es im Jahre 1899, aus dem wir herausschreiben, noch Reisepässe gegeben, so wären die Rubriken seines äußeren Menschen vermuthlich wie folgt ausgefüllt gewesen: Alter: 38 Jahre; Wuchs: hagerschlank; Gesichtsform: oval; Gesichtsfarbe: gesund gebräunt; Stirn: mittelhoch mit Poetenhöckern; Haare: dunkelblond, gelichtet, dagegen kräftiger Schnurbart; Augen: dunkelblau, klein; Augenbrauen: stark; Nase: fein geschwungen, arisch unbeanständet; Mund: proportionirt; Zähne: gesund; Besonderes

Kennzeichen: auf der linken Wange schlecht vernarbter Renommirschmiß. Langsam keucht der Zug die Steigung hinan, unten sprüht ein Bergwasser. Jetzt kriecht die Wagenschlange vorsichtig um einen Felsvorsprung; ein Pfiff, noch einer, ein zorniges Pusten, sie rastet:

— Elisabethruhe!

Aus dem Dämmer der Coupéecke fährt zwischen nächtigem Haar- und Bartgestrüpp eine mächtige Nase hervor.

— Eine neue Haltestelle, Frau Mauriel zu Ehren errichtet und benannt, murmelt es unter dieser Nase, welche dem geistvollen, zwischen schlottrigen Schultern etwas eingesunkenen Kopfe des Eindringlings zugehört.

Die beiden Herren nicken mit den Köpfen, der Elegante höflicher als der Andere.

Es ist eine zauberische Landschaft in vollem Maienabendreize. Ein Kranz von dunkelüberwachsenen Waldbergen umschließt das Thal in weitem Bogen. Ortschaften, Siedelungen, Fabriken, Villen, Gehöfte sind zwischen parkartigen Baumbeständen, Wiesengründen und Jungäckern hingestreut. Dazwischen blitzt ein rasch dahineilender Fluß. Eine große Ortschaft hat sich stadtartig unweit eines Abhanges zusammengedrängt, von dessen Scheitel eine Barockkirche mit Kuppel und Vorthürmen weithin schaut; ihre Goldspitzen leuchten im Abendstrahl. Wo am dunstumflorten Horizont der Höhenring sich öffnet, schießen, minaretartig, leise angeglühte Schlote empor, deren feurig durchzuckte Rauchbüsche sich zu einer schwarzen Wolke verdichten, welche allmälig über dem Thale verqualmt.

— Ganz einzig, dies Bild, entschlüpft es dem Herrn mit dem Feldstecher.

— Von hier aus hat man in der That den besten Blick auf das „Thal der Seligen“, bemerkt der letzteingestiegene Fahrgast. Dort der Hauptort Heiligendorf mit der großen Wallfahrtskirche, weiterhin Homst mit der freien Irrencolonie, rechts lugt der wunderliche Schieferthurm der Alwarer Kirche hervor, die in dem Föhrenwald versteckte Ortschaft ist Redem mit der neuen Lungenheilanstalt, der große, rothe Fleck dort im Grünen Mertrich mit seinen Sandsteinbrüchen, die übereinander am Gelände hingezogenen hellen Striche sind die Arbeiterwohnungen der Mauriel'schen Gewerke, deren Schlote herüberrauchen.

— Und jener weißglänzende Bau über dem Wasserfall?

— Ist die Villa Mauriel.

— Selbst im Lande der Eisenkönige auffallend großartig, ein wahrer Fürstensitz.

— Ist auch einer, erst das Innere sollten Sie sehen, die große Treppe, Alles Carrara, feenhaft; ein Souverän kann nicht stolzer wohnen. Freilich, Herr Mauriel ist wie ein Souverän, oder vielmehr seine Frau, die Amerikanerin, ist es, er nur der Prinzgemal. Ein Erfindergenie — Sie kennen seinen Namen von den Mauriel-Flinten, den Fünf-Millimetern, welche die Spandauer fünfeinhalb geschlagen haben — hockt er Tag und Nacht über seinen Modellen und Tabellen, während sie Alles macht, führt, in Schwung hält. Sie hat ihm, sagt man, viele Millionen zugebracht, aber sie treibt sie auch um! Ein capitales Weib, die wahre Beherrscherin der „Seligen“.

— Warum heißt denn eigentlich die Gegend das „Thal der Seligen“, erkundigt sich der dritte Fahrgast hinter seiner Blaubrille hervor.

— Da kann ich Ihnen Auskunft geben. Ich bin ein Hiesiger. Der Name ist alt. Schon vor vielen Jahren gab's hier allerhand Seligkeiten. Vor Allem die Wallfahrt, eine Goldgrube: Selig sind die Armen im Geiste u. s. w. Sie sehen dort — er deutete hinaus — die Kirche zu den Zehntausend Märtyrern, eine unerschöpfliche Reliquienkammer. Dann hatten die Seligthaler und Heiligendorfer alte Privilegien von ihrem verflossenen Landesherrn, einem Markgrafen, dem sie einmal mit ihren Sparpfennigen — auf Nimmerwiedersehen natürlich — aus scheußlicher Geldklemme geholfen. Dafür waren sie frei vom Kriegsdienst: Selig sind die Friedfertigen u. s. w.; dann hatten sie weder zu robotten, noch irgend Abgaben zu zahlen. Das erhält bei guter Laune, also: Selig sind die Sanftmüthigen u. s. w. Das ist die Seligkeitsgeschichte des Thales. Wir sind übrigens auch ferner und bis in die jüngste Zeit ein Privilegienthal geblieben. Wir bekamen hintereinander „Gheel'sche Zotten“, Anti-Antisemiten-Bund, Missionspredigten, Betabende, Feriencolonien, Volksverein, Friedensverein, Kriegsclub, es ist rein zum des Teufels werden vor lauter Seligkeiten, fehlt nur noch die Hartmann'sche Jungfernkasse und eine Strafanstalt für unverbesserliche Hagestolze. Am besten kommt dabei der Wirth zum Hotel der „Seligen“ weg, bei dem seit Jahren alle Hochzeitspaare absteigen.

Wenige Notariatskanzleien tragen so viel wie die Portierloge bei den „Seligen", ist's doch bekannt: „Selig sind die Neuvermählten, denn sie werden geschunden werden." Doch was hilft's Wirth, Portier und dem schwarzen Kellnertroß, was hilft's sämmtlichen Seligthalern, so sie alle Schätze der Erde aufhäuften, wenn die Missionspatres in Heiligendorf drunten Recht behalten und mit 1899 der ganze Weltkrempel in Scherben geht?

Der Zug saust thalab in die sinkende Dämmerung hinein. Jetzt holt die Pfeife länger aus:

— Heiligendorf! Alles aussteigen!

Der Herr mit dem Feldstecher dankte für die Auskünfte.

— Bitte sehr, war mir ein Vergnügen, wehrte der Andere ab. Mein Name ist Rufus, von der Email-Decorationshalle bei Mauriel.

— Dr. v. Nordenberg.

— Ah! der bekannte Schriftsteller. . . . . . Sind ja auch ein Seligthaler!

Nordenberg verbeugte sich lächelnd:

— Ist lange her . . . . Übrigens bleibe ich jetzt einige Zeit hier und hoffe, wir sehen uns wieder.

— Große Ehre, Herr v. Nordenberg!

Eine hoch aufgesteckte Tafel verkündete, weithin erleuchtet, in vier Sprachen: Hotel der Seligen — Hôtel des Bienheureux — The Blessed's Inn — Albergo dei Beati.

Nordenberg fand ein Hotel, das in der Hauptstadt Figur gemacht hätte. Das ganze Thal mit seinen verschwenderischen Wasserkräften schien eine wahre Hauptstation der Elektricität. Die Central-Beleuchtungsanlage war ein Werk Mauriel's, der auch die Einleitungen in die öffentlichen Gebäude, Schulen u. s. w., ja selbst, wie der Zimmerkellner berichtete, in die Wallfahrtskirche aus Eigenem bestritten hatte.

— Was, rief der Gast überrascht, neben dem Kopfende seines Bettes auf ein kleines, polirtes Wandkästchen deutend, Sie haben hier Telephon auf den Zimmern?

— Leider nur in den besten Appartements bis jetzt. Diese kleinen Zimmerapparate mit einfachen Sprechplatten, die Herr Edison selbst, welcher drei Tage dieses Zimmer bewohnte, als ganz vortrefflich bezeichnete, stehen durch unser Haupttelephon im Hotel unten mit der Heiligendorfer Centrale in Verbindung und können zu jeder Stunde

über Berlin an Wien, Paris, London und Rom angeschlossen werden. Sie sind somit in der Lage, direct von Ihrem Bette aus dorthin zu sprechen. Die Verzeichnisse der Fernsprechstellen und Abonnentenstationen dieser Hauptstädte — dicke Bände — finden Sie in dieser Lade; wir erhalten allmonatlich die Nachträge. Der Sprechgebürentarif liegt bei. So lange Sie dieses Zimmer bewohnen, sind Sie Abonnent mit der entsprechenden Nummer 31.

— Colossal!

Philibert trat an's offene Fenster. Er war eigenthümlich bewegt. Das ferne Rauschen eines Wasserfalls kam ihm in's Ohr, ein Gruß aus der Kinderzeit. Wie oft hatten ihn Wasserfall und Hammerschlag in den Schlaf gewiegt. Jetzt klang es wie Gesang in das Rauschen. Nervenstählende Frische wehte ihm von einem Wiesenplan entgegen, den Abenddünste gespenstisch überkrochen. Dort schimmerte das Mauriel-Schloß herüber; wie ein Goldreif hing der Neumond an einem Thurmzinken. Am Horizont war tiefe Rothglut, die sich bleicher und bleicher zur Firmamentshöhe verfärbte: die Gewerke arbeiteten Tag und Nacht.

In Gedanken versunken, hatte Nordenberg das Stubenmädchen nicht gehört, das, auf leisen Sohlen eintretend, sich discret nach des Herrn Bedarf an Steppdecken und Roßhaarpolstern erkundigte. Zu dem jetzt deutlich hörbaren Gesange lieferte sie den Commentar:

— Es ist Betabend bei Frau Mauriel drüben. Auf der erleuchteten Terrasse über dem Wasserfall beten und singen sie alle Samstag Abend.

— Wer?

— Arbeiterfrauen, Mädchen und Kinder. Sind übrigens auch Männer dabei. Meistens ist Frau Mauriel selbst mit ihnen. Sie betet und singt vor mit einer so schönen Stimme, daß die Leute auf der Straße unten stehen bleiben und horchen. Es ist ganz feierlich, zum Händefalten.

Ueber eine Weile war die Stubenkatze fort, der Lichtschimmer erloschen, der Gesang verstummt, nur der Wasserfall rauschte weiter . . .

Der Doktor aber zog aus seiner Handtasche ein starkes, gebundenes Heft hervor, worauf zu lesen stand: „Eindrücke und Reflexe."

Und er zeichnete mit dem Tagesdatum 7. Mai 1899 ein:

„Im Thale der Seligen ist ein Name in Aller Mund: Mauriel."

2.

Philibert von Nordenberg, Doctor der „Philosophie des 19. Jahrhunderts", ein Titel, der im Jahre 1899 ziemlich gebräuchlich geworden, ist Schriftsteller, Novellist, Seelenforscher, wenn man so will, denn seine Besonderheit ist die Suggestions-Novelle und der Roman, welcher die seelischen Probleme der Vererbungstheorie behandelt. Seine Kunst ist also sowohl mit Wissenschaft, als mit jenem Tropfen Romantik versetzt, ohne welchen sich überhaupt keine Kunst bestreiten läßt. Und Nordenberg meint es ernst und ehrlich mit dieser Kunst und seine Mittel erlauben es ihm. Trotzdem wäre er im Jahre 1899 ein geistiger Luxusmensch, ein „Sohn der Freude" im Sinne Robert Louis Stephenson's, schwebten ihm nicht noch andere Ziele im Dienste der Menschheit vor. Er ist nämlich auch und ganz besonders Vereinsagent für „praktische Ethik".

Mindestens so ernst wie mit seiner Kunst, nimmt es Nordenberg mit dieser Aufgabe, welche übrigens seiner literarischen Thätigkeit den ersprießlichsten Vorschub leistet. Er bereist mit mäßigen Diäten zum Zwecke der Berichterstattung im Auftrage der Berliner Centrale des vor sieben Jahren nach amerikanischem Muster gegründeten großen deutschen „Culturverbandes für praktische Ethik" eine Anzahl von Zweiggesellschaften und -Anstalten zur Lösung der socialen Frage, welche in ganz Deutschland aus dem Verbande hervorgegangen sind. Auf diesen Bereisungen strömt ihm eine Fülle von Thatsachenmaterial und Beobachtungsstoff zu, aus welcher sein Talent sich immer neu befruchtet. Deutschland ist in „ethische Culturgebiete" eingetheilt, das Rheinland speciell Nordenberg als Operationsfeld zugewiesen.

Hier ist ihm neuestens die Aufgabe geworden, einen Zweigverein im „Thale der Seligen" zu gründen. Als geborener Seligthaler, Sohn einer dortigen alten Hüttenbesitzersfamilie, die später weggezogen war, hatte sich Nordenberg besonders um diese Sendung beworben, obwohl er seit der Kindheit seinem Geburtsthale fern geblieben war.

Zuletzt hatte der Doctor mit seiner jungen Frau einige Zeit in Cairo gelebt, darauf Noëmi nach Bebek am Bosporus zu einer befreundeten Familie, Consul Dahnfeldt's, gebracht und dann, dem Ruf der Verbandscentrale folgend, seine Bereisungen begonnen.

Dieselben nahmen den April in Anspruch. Anfang Mai langte er im „Thale der Seligen" an, wo er mit Noëmi, deren Ankunft in

etwa vier Wochen zu erwarten stand, den Sommer zu verbringen gedachte. Wenige Tage nach seiner Ankunft schrieb er an seine Frau:

Heiligendorf, den 12. Mai 1899.

Meine süße, schlanke Noëmi!

Seit vier Tagen bin ich in der Heimat, im blühenden „Thale der Seligen“. Als Dein Mann habe ich doch wohl ein Recht, unter die Seligen gezählt zu werden. Welche Veränderung hier! Die Zeit hat in dem Vierteljahrhundert Alles umgeschaufelt. Elternhaus, Hammerwerk, die „goldene Sense“, wo unsere Schmiede kühlen Aepfelwein tranken, Alles weg! Ein blendender Schloßbau mit übermüthigen Zinnen und wahrem Marmorstolz beherrscht das Thal. Unsere rußigen Schuppen, wo wir fast drei Jahrhunderte Sensen schmiedeten, hat der Leviathan Großbetrieb eingeschluckt. Und seiner Herrschaft und Blüte sieghafte Zeugen sind die Mauriel'schen Riesengewerke, deren feurigen Schlotwald ich von meinem Schreibtische aus am Horizonte glühen sehe — ein machtvoll zusammengehaltener Complex von vielen Einzelfabriken, welche den Weltmarkt mit Tausenden von Artikeln, vom Mantelhaken bis zur Dampfmaschine, überschwemmen. Kern des Ganzen ist seit drei Jahren die große Gewehrfabrik, welche die Mauriel-Fünf-Millimeter herstellt. Rufus, mein neuer Bekannter, ein origineller Kauz, meint, Franco-Russen wie Ahlwardte würden an dem Kaliber zu Schanden werden. Unerschüttert ragt aus der alten Zeit in die neue einzig und allein nur die prächtige Wallfahrtskirche, deren goldene Thurmhelme mir als Kind so sehr imponirten. Sie leuchten mir im Abenddämmer in die Stube herein, und wir können von unserem Unterschlupf aus diesen Glaubensmagnet der rheinischen Frommherrschaft fast mit den Händen greifen. Da geht's jetzt recht toll zu. Männer mit eingefallenen Wangen und lodernden Augen, heimgekehrte Prachtjesuiten, sind hier auf Mission und predigen vom „Ende“, daß den Leuten die Angst in alle Knochen fährt. Sollte man dies für möglich halten auf einem Fleck Erde, wo zugleich Arbeit und Humanität so hohe Blüten entfalten? Doch war's denn nicht so vor wenigen Jahren sogar in London und in den amerikanischen Großstädten? Nach den Chicago-Triumphen das „Ende“!

Doch hinab mit der alten Zeit! Ich fühle den modernen Menschen in allen Poren prickeln, den Nervenmenschen, den Zweifler,

den Durstigen nach dem Wesen der Dinge. Unser Sommernest, mein schwermüthiges Kind, ist gebaut. Da wollen wir ein paar entzückende Monate verleben. Klare Stirne will ich, Du Grüblerin, helle Augen und bisweilen ein Lächeln um Deinen wundersam schmerzlichen Mund — auf ein Lachen hab' ich ja längst verzichtet. Also wir haben drei behagliche Zimmer im ersten Stock mit Geisblatt-Erker und -Veranda. Das stockhohe, nette Haus ist Besitz der respectablen Forstadjunctenswitwe, Frau Brigitte Hartmeyer, welche uns die Wirthschaft führt. Gegen die Waldfeuchte hat sich das Häuschen den Rücken mit grauen Holzschindeln panzern lassen; vorne blickt es über die Heiligendorfer Landstraße auf weitgedehnte Wiesengründe, wo Wasser rinnen und bleicher Asphodill, die Sehnsuchtsblume der Seligen, wächst. Längs der Straße halten auf Schnörkel-Postamenten steinerne, für die Missionszeit blank angestrichene Zopfheilige Wacht; Bienen umschwärmen ihre Gnadenscheine und hoch über ihren gebenedeiten Häuptern raunen die Telegraphendrähte — wahrhaft, Europa spricht stolz über sie hinweg, aber an Betern fehlt es ihnen trotzdem nicht. Einzelne dieser Bildwerke sind nicht ohne Anmuth; so steht nicht weit von unseren Fenstern zwischen wilden Stauden eine schlanke heilige Cäcilie, die mit ihrer vergoldeten Geige unterm Kinn und der lieblichen Kopfhaltung mich beinahe an meine Noëmi erinnert hat, wenn sie ihrer geliebten Amati schwermüthige Töne entlockt. Bekanntschaften habe ich bis jetzt nur zwei gemacht, wovon die Eine eigentlich eine alte ist. Die neue ist der obengenannte Herr Rufus, die alte der Sensenschmied Garriak, von dem ich dir erzählt, eine Menschenruine. Es ward mir ganz wunderlich zu Muthe, als der alte Mensch, schluchzend vor Freude, von den Zeiten sprach, wo wir zusammen Oelkuchen beim Schwarzmüller mausten und Forellen stachen.

Hoffentlich erleidet Dahnfeldt's Londoner Reise keinen Aufschub; ich übernehme Dich in Köln. Und nun gute Nacht. Ihr seid am Bosporus auf Glöckner's Weltuhr voraus. So nehme ich an, daß Du bereits liegst und die Wellen Dich in den Schlaf gesungen haben, denn Du weißt, lange schwärmen ist verboten. Und so küß' ich Deinen Schlaf so zärtlich leise, daß Dir ein goldener Traum aufgehen soll von Deinem

Philibert.

* * *

Die Morgenglocken rufen in's „Thal der Seligen“. Das neue Kreuz, welches Frau Elisabeth Mauriel für den Hauptfrontgiebel der Wallfahrtskirche gestiftet, wird heute eingeweiht, nachdem es in frühester Morgenstunde festgenietet worden. Das alte hatte der Sturm herabgeweht und seine Stücke lagen hinter der Kirche in einem feuchten Scherbenwinkel und „leuchteten“ des Nachts, was sich die Leute mit Scheu erzählten. Freilich war es nur ein hölzernes Nothkreuz und das Holz seit vielen Jahren faul und morsch gewesen, aber daran, daß faules Holz „leuchtet“, dachten oder wollten nur die Wenigsten der von abergläubiger Furcht vor dem „bevorstehenden Ende“ befangenen Thalbewohner denken. Hatten doch die Patres selbst in ihren Predigten dieses „Leuchten“ auch ein „Zeichen“ genannt.

Gar hell und freudig funkelte das neue Kreuz in das Thal hinaus. Es war eine kunstvolle Schmiedeisenarbeit mit reicher Vergoldung. Als Nordenberg des Morgens das Fenster öffnete, fiel sein erster Blick auf das Kreuz. Zu beiden Seiten, um einige Giebelstaffeln tiefer, standen auf Steinschnörkeln Heilige mit goldenen Sinnbildzeichen; der Eine zückte den Flamberg, der Andere hielt den Palmzweig empor.

Nordenberg konnte von seinem Fenster aus der Feier beiwohnen. Bald füllte sich die unten vorüberführende Straße mit sonntäglich gekleideten Thalbewohnern, besonders die Arbeiter waren stark vertreten. Böllerschüsse verkündeten den Aufbruch der Procession von Heiligendorf. Jetzt kommt eine leichte Staubwolke, von farbigen Bannern und hochgetragenen Kreuzen durchblitzt, die Straße heraufgekrochen; verworrene Litaneien und helle Gesänge wehen herüber. Unabsehbar ist der Zug; kleine Mädchen in Weiß, stolz und froh unter dem Kopfkränzlein, streuen Feldblumen. Unter dem karmesinrothen, goldbetreßten „Himmel“ erscheint eine hohe, schlanke Gestalt, von geweihtem Brokat strahlend: der Dechant Freiherr von Wentnor. Er schreitet im Duftnebel der geschwungenen Rauchfäßer, mit gefalteten Händen, stolz, aufrecht, ein ächter Priester-Soldat der streitbaren Kirche.

Die vier Quastenschnüre der Baldachinecken halten Damen in knappanliegenden weißen Seidenroben, deren Schleppen weißgekleidete junge Mädchen tragen. Die beiden vorderen Damen sind königliche Gestalten, beide wohl über die Dreißig, die Eine leicht zur Fülle

neigend, die links Schreitende vornehmer und schlanker. Diese ist die Stifterin des Kreuzes: Elisabeth Mauriel, die „Beherrscherin der Seligen“, wie Rufus sagt.

Nordenberg hat sie niemals gesehen, aber es drängt sich ihm sofort gebieterisch auf: Diese muß es sein. Als sie knapp unter seinem Fenster vorüberschreitet, bemerkt er, daß sie als einzigen Schmuck einen weißen Nelkenstrauß an der Brust trägt, während die übrigen Baldachin-Damen sich des Geschmeides keineswegs enthalten haben. Ihre Schleppträgerin ist ein hübsches, bleiches Mädchen, welches den blonden Kopf mit den fast geschlossenen, unterdunkelten Augenlidern tief gesenkt hält.

Frau Elisabeth erhob beim Vorüberschreiten den Kopf und warf einen Blick zu Nordenberg's Fenster empor. Für einen Augenblick rannen in Philibert's Ohr und Auge Psalmodien und Litaneien, Farben und Lichter der Procession zu einem flirrenden Tongewirre zusammen, so daß er unwillkürlich die Augen schloß. Als er sie wieder öffnete, sah er unter hoch aufgestecktem, tiefglänzendem Haar einen Frauennacken durch die Weihrauchwolke schimmern.....

3.

Die Feier war vorüber. Unten zwischen den welken zertretenen Blumen des Umzuges balgten sich ein Paar Rangen um eine verlorene Bandschleife.

— Oho, Servus, Rufus, Servus ..... johlten sie jetzt.

— Hol' euch der und jener, Wallfahrts-Racker, drohte es am Fenster unten und Frau Brigitte meldete alsbald den Herrn „Professor“ Rufus.

Nordenberg erwartete seinen Besuch. Eine Flasche Mosel mit zwei Gläsern stand bereit. Der Gemeldete warf nach kurzem Gruß seinen Schlapphut auf einen Sessel und zog ein Papier aus der Tasche:

— Hier ist die Liste, Herr Doctor! Und nun, wissen Sie das Neueste? Ich bin entlassen, Knall und Fall, drei Monate in der Tasche.

— Ich bin auf's Höchste überrascht, und warum?

Rufus spreizte sich auf seine hageren Beine vor Nordenberg hin und zog seine spitzen Schultern in die Höhe!

— Ja, warum? Ich bin ein Freimaurer, ein Freidenker, rede gottloses Zeug, verderbe die Leute, spionire, plaudere Geschäfts-

geheimnisse aus, angeblich u. s. w. u. s. w. Lächerlich! Wollen Sie den wahren Grund wissen?

— Ich bin gespannt .....

— Weil Herr Mauriel die Wirtschaftsleiterin und Gesellschaftsdame im Hause, Fräulein Cornelia Kerr, gerne sieht und es minder gerne sieht, daß auch ich das Mädchen gerne sehe, und zwar ehrlich gerne. Nun wissen Sie's.

— In der That ..... Hat Herr Mauriel selbst Ihnen gekündigt?

— Was da! .... Sie! Sie macht ja Alles. Gestern Abend ließ sie mich rufen: Sie sind entlassen, Herr Rufus, sprechen Sie wegen des Quartals mit Herrn Baxter! Und sie drehte mir den Rücken. Und ich ging zum Baxter, einem baumlangen Amerikaner, der die Procura führt. Der Farwestler gab mir obige Erklärung und mein Trimester.

— Erlauben Sie, Herr Rufus, dieser Vorgang widerspricht Ihrer Vermuthung. Frau Mauriel hat doch keinen Grund, ihrem Mann bei Cornelien durch Ihren Abschied Vorschub zu leisten .....

— Meinen Sie? Und ich sage Ihnen, Frau Elisabeth drückt beide Augen zu, wenn ihr Robert sich einmal „zerstreuen" will; der Fall ist dagewesen. Sie ist seine rechte Hand, die nicht wissen will, was die Linke thut. Dabei behält sie selbst vielleicht beide Hände frei. Diese überseeischen Weiber! ... Uebrigens, Herr Doctor, Sie haben doch den Umzug von Ihrem Fenster genossen? Finden Sie nicht, daß Fräulein Cornelia sehr bleich aussieht?

— Welche von den Damen war denn Fräulein Cornelia? Ich kenne sie ja nicht ....

— Ah, ich vergaß! Die der Mauriel die Schleppe trug. Frau Mauriel haben Sie doch sofort erkannt, ohne sie vorher gesehen zu haben? Die Baldachin-Dame von links?

— In der That, nach Ihren Schilderungen konnte ich kaum im Zweifel sein. Ich erinnere mich gleichfalls genau auf ihre blonde Schleppträgerin, die mir allerdings auffallend bleich, wohl aber ebenso hübsch vorkam.

— Finden Sie? Die kleinen, grauen Augen des Rufus leuchteten — und gütig und herrlich und brav! Ihrer bin ich sicher. Aber Monate sind's, daß ich sie nicht mehr herzhaft lachen gesehen, ganz so

wie ihre Herrin, die auch höchstens lächelt, aber niemals lacht. Man soll sich vor Frauen hüten, die nicht lachen können, denn sie haben entweder selbst viel geweint oder viel Thränen auf dem Gewissen, sagt irgendwo ein Moderner. . . . Am Ende sind Sie's gar selber. . . .

— Kann wohl sein, lächelte Nordenberg, doch wie wär's, Herr Rufus, wenn Sie einen tüchtigen Schluck Mosel nähmen, das spült Manches hinunter . . . .

— Bin kein Verächter. Auf Ihr Wohl, Herr Doctor!

— Auf das Ihre, Herr Rufus.

— Na, und jetzt schauen Sie sich die Honoratiorenliste mit meinen bescheidenen Randglossen an, derweil ich meine Nase in Ihre schönsten Tractätchen stecke, ich bin da gerade kein Neuling.

Und Rufus trat, während Nordenberg sich in das Schriftstück vertiefte, vor eine kleine Bücherei, die neben dem Schreibtische aufgestellt war. Er zog hie und da eines der sauber gebundenen Bändchen heraus, schlug den Titel auf, blätterte und schob es wieder hinein, ein Verfahren, das er mit allerlei vieldeutigen Ausrufen und halblauten Commentaren, sowie Zeichen des Beifalls oder der Mißbilligung begleitete.

— „Allen guten Menschen" — die Leser zähl' ich mir an den Fingern ab.

— „Ethische Grundaccorde — Helft Euch — Duldet Euch — Seid gut!" Ein Dreiklang, so alt es Menschen gibt und stets ein Klang ins Leere. Aber herrlich klingt er doch . . . .

— „Irrthümer der Pädagogik." So dünn beisammen? Folianten wären da zu wenig.

— „Ethische Erziehungslehre." Laß' sehen. Rufus blättert und liest halblaut vor sich hin:

„Die Verbreitung und Begründung der Ueberzeugung, daß Adel und Bedeutung des Lebens unabhängig von den religiösen Vorstellungen seien, das ist der leitende Gedanke der ethischen Erziehung."

— „Die Thatsache des Gewissens." — Von der Thatsache wollen die Wenigsten eine Ahnung haben.

— „Das künstliche Gewissen." — Da soll also einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen und den Erwerbsraubthieren Gewissen beigebracht werden.

— „Religion und Wissenschaft." — Lesen wir:

„Für den ruhig Denkenden können Wissenschaft und Religion gar nicht in Widerstreit gerathen. Beide sind ja nur zwei verschiedene Wege nach demselben Ziele, die erste der innerliche, geheime, die zweite der äußerliche, gemeinfaßliche Weg zur Erkenntniß der sittlichen Weltordnung."

— „Deutsche Nachbarschaftsgilden." — Halt, etwas Neues: „Junge Leute von Stand, Bildung und Vermögen bringen einen Theil ihrer Zeit unter Arbeitern zu und forschen nach deren Bedürfnissen und Bestrebungen, um sie durch Theilnahme an ihren Versammlungen und Erholungen allmählich zu den höheren Bildungs- und Gesittungsstufen emporzuführen." Da leuchtet was! Nur durch den persönlichen Verkehr der höheren Stände mit den unteren, das ist auch meine Ueberzeugung, kann das sociale Problem friedlich gelöst werden.

— „Die ethische Bewegung in der Religion." — Von wem? Stanton Coit. Eine Stichprobe:

„Ich möchte gewissen Seelsorgern zurufen: Ihr speist mit den Reichen und predigt den Armen, es wird nicht besser werden, bis ihr mit den Armen speist und den Reichen predigt." — Freilich die „gewissen Seelsorger" werden sich's überlegen, ehe sie sich den Magen verderben.

— „Das Dogma der Zukunft."

„Es gibt für alle guten Menschen auf dem Boden des wirklichen Lebens ein gemeinsames Gebiet, auf dem sie in praktischer Werkthätigkeit zusammen arbeiten und streben können, wie auch im Einzelnen ihr Bekenntniß oder ihre Stellung zum Bekenntniß geartet sei. Und dieses Gemeinsame, alles, was trennt, siegreich Ueberwindende, Alle in Freiheit Umfassende ist der Glaube an eine sittliche Weltordnung. Dies ist das Dogma der Zukunft. In ihm ist Platz für Alle. Ausgeschlossen sind nur die extrem Unduldsamen, deren Beispiel Wahrheit in Lüge, Liebe in Haß verkehren muß."

Na, und jetzt noch den dicken Band da:

— „Deutschland, ein ethischer Culturstaat." — Wie das tönt! Rechenschaftsbericht über die Ergebnisse der ethischen Bewegung seit der Gründung des Verbandes. Na, die Zahlen können sich ja sehen lassen. In den zwölf Sectionen bestehen heute 361 Vereinigungen und Gesellschaften für praktische Ethik: Culturvereine, Erziehungsanstalten, Spargesellschaften, Nachbarschaftsgilden, Toynbee-Halls, Mädchenheims, Volksmusikhallen, Oratorienvereine, ethische Schauspiel-

hallen u. s. w. Und klingende Namen sind unter den Vorständen. Freilich zumeist Berufsethiker und Moralpächter, auch einige Culturnachtwächter kommen hie und da nachgehumpelt. Schauen wir uns die Gründer und unterstützenden Mitglieder an. Was, eine Zehntausend-Markrubrik! Na, da sind die Namen vielfach auf orientalische Wurzelstöcke gepfropft. Die ethische Versöhnungscultur braucht Geld! Seid umschlungen, Millionen . . . .

Na, sind Sie fertig, Herr Doctor?

— Längst, aber Sie waren so vertieft, daß ich Sie nicht stören wollte.

Rufus blickte vor sich nieder, dann schien er einen Entschluß zu fassen:

— Herr v. Nordenberg, ein Vorschlag! Nehmen Sie mich in Dienst. Der Culturverband ist mir's eigentlich schuldig. Vor Jahren in der keramischen Versuchsanstalt habe ich Stunden lang am Muffelofen, den heißen Kopf zwischen den heißen Fäusten, über die ersten Anfänge der ethischen Bewegung in Deutschland nachgegrübelt, während das Experiment im Ofen zu Schanden wurde, so lange, bis sie mich endlich mit meinen Problemen herausschmissen. Und jetzt hat vielleicht die ethische Bewegung auch mit dazu beigetragen, mich wieder an die Luft zu setzen. Frau Mauriel hört, sieht und weiß Alles, was vorgeht. Der Verkehr mit Ihnen, Herr Doctor, wer weiß — doch wie dem auch sei, ich kann der guten Sache nützen. Meine alte Mutter hat nur mich als Stütze, ich habe mich leider allezeit an die Bibel gehalten, weder für Motten noch Diebe thesaurirt, das Trimester ist eigentlich schon halb weg . . . . Was meinen Sie zu dem Vorschlag, Herr Doctor?

— Ich werde der Centrale berichten und denke, es wird sich machen lassen.

— Bravo, vielen Dank, Herr v. Nordenberg! Und nun, wie denken Sie sich nach meiner Schreiberei die Situation hier?

— Sie ist mir vollkommen klar, denn was Sie bescheidene Randglossen nennen, sind ebenso viele Commentare. Ich danke Ihnen, Herr Rufus, und nun zum Schluße noch ein Glas für den Erfolg der guten Sache.

Sie stießen an und es klang hell . . . . Rufus griff nach seinem Schlapphut.

— Ihr erster Besuch gilt doch . . . .

— Der Villa Mauriel, versteht sich.

— Das ist's, aber Vorsicht, Herr Doctor! Werben Sie, operiren Sie für die neue Lehre, treten Sie mit Ihrer vollen Persönlichkeit ein, aber vergessen Sie niemals, dass zwei Weiberaugen genügen und Alles übereinanderfällt: Ethische Cultur, Dogma der Zukunft, sittliche Weltordnung, Gleichgewicht . . . .

* * *

Am selben Abende schrieb Nordenberg an den ersten Vorsitzenden der Centrale des großen Culturverbandes, geheimen Justizrath v. K. . . . in Berlin, nachstehenden gedrängten Bericht.

— Seit einer Woche bin ich im „Thale der Seligen“ und orientire mich. Wir waren über die hiesigen Verhältnisse ganz mangelhaft unterrichtet. Die wahre Situation ist nachstehende: Die Bevölkerung des Thales ist vorwiegend katholisch. Das Arbeiterelement herrscht vor, aber nirgends ist das Treiben von Arbeiterführern oder -Führerinnen, welche letztere seit einiger Zeit sonst überall hervortreten, bemerkbar. Eine Arbeiterfrage als solche gibt es nämlich für den Augenblick im „Thale der Seligen“ nicht; sie ist eine Bekenntnißfrage, die Frauenfrage hingegen in starker Entwicklung begriffen. Im Mittelpunkte des Interesses steht die strengkatholische Villa Mauriel mit dem mächtigen Rückhalt der Riesengewerke, welche fast die ganze Arbeiterbevölkerung absorbiren. Mauriel bietet seinen 10.000 Arbeitern alle modernsten Verbesserungen ihres Loses, fordert aber dafür unbedingte Unterwerfung unter die katholische Bekenntnißdisciplin. Das geht so weit, daß nichtkatholische Arbeiter keinen Zulaß finden, Bekenntnißlaue ausgeschlossen werden. Man kann also von einer Hochburg der Unduldsamkeit im vollsten Sinne des Wortes sprechen. Daß die katholische Schule hier von demselben Geiste beherrscht wird, ist selbstverständlich. Diese Macht, hier von unerschöpflichen Geldmitteln getragen, an uralten Wallfahrtsüberlieferungen erstarkt und aus den nie versiegenden dunklen Nährbrüsten des Aberglaubens — man predigt hier jetzt überall den Blödsinn des bevorstehenden Weltendes — stets aufs Neue gesäugt, ist im „Thale der Seligen“ umso größer, als sie recht eigentlich in einem Weibe zu Fleisch und Blut geworden ist, welches zwar nicht mehr jung, vielleicht etwas hoch in den Dreißigern stehend, aber mit

einer ganz fremdartigen Schönheit der Erscheinung eine, wie es scheint, ungewöhnliche Energie und ein unbezähmbares Herrschbedürfniß verbindet: Frau Elisabeth Mauriel.

Der Mauriel-Macht, welche die Interessen der katholischen Kirche bis in alle Einzelheiten der Lebensführung unerbittlich vertritt, in anderer Hinsicht jedoch wieder, wie ich glaube, ein kluges Auge, und im Bedarfsfalle sogar zwei kluge Augen zuzudrücken weiß, steht die Wissenschaft in der Person des Leiters der freien Irrencolonie Homst, Herrn Dr. Gabriel Kerr, entgegen, wenn überhaupt in diesem Falle von einem Gegensatze gesprochen werden kann. Auffallend ist freilich, daß Gabriel Kerr, obwohl seine beiden jüngeren Geschwister, Cornelia und Daniel, in Mauriel'schen Diensten stehen, sie als Wirthschaftsleiterin und Gesellschaftsdame im Schlosse, er als Mechaniker in der Gewehrfabrik, gleichwohl für seine Person niemals mit Mauriels verkehrt und nie in der Villa gesehen wird. Vor zwei Jahren bei der Choleraepidemie war dies anders. Damals soll er an der Seite der Frau Mauriel, welche die größte Todesverachtung an den Tag legte, unermüdlich als Arzt und Pfleger gewirkt haben. Dr. Kerr, ein karglebender, verschlossener, ganz seinem Berufe und seinen psychiatrischen Studien ergebener Mann, hat trotz werkthätiger Menschenliebe geringen Anhang; er ist — nach alter Erfahrung — als Einheimischer gegen die Mauriel's als Fremde im Nachtheil.

Eine dritte Gruppe ist die protestantische, zu welcher einige Damen gehören, welche die socialen Einrichtungen in den Vereinigten Staaten aus eigener Anschauung kennen. An der Spitze steht wieder eine Frau: Hannah v. Reiningsfeld. Aus verarmtem, gräflichem Hause, hat die Dame einen steinreichen, geadelten Brauereibesitzer geheiratet und führt ein gewisses Haus, wo pietistisch angehauchte Conventikel mit literarischen Abendgesellschaften abwechseln, die theilweise Zuzug von außen erhalten. Der zumeist katholische, ziemlich mittellose Adel der Gegend, die meisten Notabilitäten, die Regierungsbeamten, sowie die Officiere der benachbarten Garnison ziehen jedoch die Villa Mauriel vor, wo zwar viel gebetet und fromm gesungen, aber sonst in vornehm großem Style gelebt wird. Von einer Frömmelei soll da keine Spur sein. At home-tea's sind an der Tagesordnung! Coach- und Jagdpartien keine Seltenheit, Frau Mauriel spielt Tennis mit den Frauen der Fabriksbeamten und hat sogar das verpönte Ballspiel zu Pferd eingeführt. Auch

findet auf der Terrasse bisweilen ein Tänzchen statt und schließlich steht die Villa Mauriel im Ruf, daß dort bei größter Fastenstrenge gespeist wird, wie ehedem bei den Renaissance-Cardinälen, ganz, als ob es gar kein „Ende“ gäbe.

Zwischen diesen beiden Damen und den von ihnen geführten Häusern — die beiden Ehegatten kommen, als gänzlich von ihren Geschäften absorbirt, hier nicht in Betracht — herrscht der ewige Krieg, obwohl Eine der Damen, Frau v. Reiningsfeld, sich als Friedensdame aufspielt und auf dem letzten Berner Weltfriedenscongresse als Delegirte für den ewigen Frieden plaidirt hat. Die Leute hier sagen jedoch, dies sei nicht dem aufrichtigen Friedensbedürfnisse der Reiningsfeld entsprungen, sondern einzig und allein auf ihre erbitterte Gegnerschaft zu Frau Mauriel zurückzuführen. Da diese nämlich, eine bekannt fanatische Anhängerin der Kriegspartei, keinen Anlaß versäumt, um ihrer Begeisterung für den Krieg überhaupt vollen Lauf zu lassen — sie ist eben auf den Effect ihres Gewehres begierig — beeilte sich Frau v. Reiningsfeld für den Frieden überhaupt zu schwärmen. Frau Mauriel gründete einen weiblichen Kriegsclub, dem sie als Präsidentin vorsteht, worauf Frau v. Reiningsfeld sofort einen Damen-Friedensverein ins Leben rief und an dessen Spitze trat. Wie Krieg und Frieden, so schließen sich Eisenkönigin und Bierkönigin einander aus und so kommt es, daß sich hier im „Thale der Seligen“ die beiden Lebenselemente nicht bloß der deutschen Industrie, sondern des deutschen Blutes überhaupt, Eisen und Bier, auf das Aeußerste bekämpfen.

Vorstehende Mittheilungen stammen aus unanfechtbarer Quelle, von einem gewissen Herrn Rufus, der, früher in der königlichen Versuchsanstalt für Keramik bedienstet, seit zwei Jahren in der Mauriel'schen Fabrik angestellt war und nunmehr plötzlich entlassen worden ist. Geborener Seligthaler, kennt er hier Alle und Alles. Rufus gehört zu jener Pessimistenabart, welche als ein Gemisch von Bildungsmensch und von Bildungsverächter, je nach ihrer Stimmung, bezeichnet werden kann. Im Uebrigen ein gescheidter, belesener und gewiß guter, redlicher Mensch, der, richtig verwendet, uns gute Dienste leisten kann, sowohl für den Vertrieb der Verbandsschriften, als für die Propaganda im weiteren Sinne. Hierzulande muß nämlich noch stärker als anderswo bei jedem Anlaß und allerorten betont werden, daß wir kein Bekenntniß, keine Kirche bekämpfen und absolut keinerlei anti- oder

freireligiösen Zwecke verfolgen; daß wir selbst den verschiedensten Bekenntnissen angehören und unseren Mitgliedern den Kirchenbesuch empfehlen, Niemandem jedoch irgend einen Zwang zu lediglich religiöser Pflichterfüllung auferlegen, sondern unser Lebens- und Humanitätswirken durch keinerlei trennende Glaubensdogmen für gebunden oder begrenzt erachten; daß endlich unser einfaches Evangelium, dessen ethisches Gold in allen großen Religionen, leider nur zu oft von Haß und Kampf verscharrt, enthalten ist, einfach lehrt: Auf gegenseitige Duldung und Unterstützung gegründete, vom Dogma unabhängige Gemeinarbeit aller guten, gewissenhaften, pflichttreuen und hilfreichen Menschen zur praktischen Lösung der drohenden socialen Fragen. Herr Rufus, welcher eine gewisse Ueberredungsgabe besitzt, scheint mir für diese Propaganda ein geeigneter Mann, ich ersuche deßhalb die geehrte Verbandsleitung um die gefällige Ermächtigung, diesen Mann für unsere Zwecke verpflichten zu dürfen.

So, hochgeehrter Freund, sieht das hiesige Operationsfeld aus. Ich trete morgen meine Besuche an. Die Lage ist für unsere Bestrebungen eine zwar äußerst schwierige, aber nicht hoffnungslose, da sich die gegenwärtigen unduldsamen Zustände in hiesiger Gegend, mochte auch der Boden an sich von altersher schon ein guter sein, doch erst unter Gunst und Schutz besonderer Verhältnisse in den letzten Jahren herausgebildet haben. Von der Persönlichkeit dieser Frau Elisabeth Mauriel scheint etwas auszuströmen, was ich — ich sehe ein Lächeln auf Ihren Lippen — eine ungeheure Suggestion nennen möchte. Diese Macht zu brechen, diesen suggestiven Bann gleichsam von den Gemüthern zu nehmen, ist der Gedanke, der mich reizt, begeistert, ja, berauscht. Ich betrachte es denn auch als meinen schönsten Ehrgeiz, unserem welterobernden Versöhnungsgedanken gerade hier eine segenbringende Heimstätte zu gründen. Mögen sie recht bald im „Thale der Seligen“ am First eines Gesellschaftshauses ethischer Cultur goldleuchten, mögen sie voll erklingen in den Herzen, die Grundaccorde unserer Friedenslehre: Helft euch! — Duldet euch! — Seid gut!

v. Nordenberg.

In das Studienheft: „Eindrücke und Reflexe“ aber schrieb Philibert an diesem Abende nur eine Frage: Ich weiß wirklich nicht, ob ich Noëmi ein Wort über Frau Mauriel geschrieben habe? . . .

4.

Die Villa Mauriel liegt eine kleine Stunde von dem Fabriks-complexe entfernt. Sie hat sich, obwohl bereits zwei Jahre alt, ihr weißes Gestein vom Arbeitsqualme ungeschwärzt in jungfräulicher Reinheit erhalten. Nach rückwärts ist sie durch eine bequeme Fahrstraße mit dem Gewerke verbunden, vom Thale aus erreicht man sie durch hohe, groß angelegte Freitreppen. Vom Dachmast flaggt die deutsche Tricolore.

Nordenberg steigt den letzten Absatz der marmornen Freitreppe zwischen blühenden Büschen hinan. Der Morgenwind hat Rosenblätter gerauft und auf die breiten weißen Stufen gestreut. Aus der Tiefe rauscht der Wasserfall; sein kühlfeucht emporsteigender Brodem ist vom Hauche der Maiensträucher durchduftet. Man athmet Mai. Er dringt durch alle Poren, durchspült die Lungenzellen, durchschauert die Nervenstränge, durchfrischt die Blutkörperchen und entzündet einen stillen Jubel aller Lebensgeister. Philibert's Brust hebt sich mit Entzücken.

Hoch über dem Wassersturz, aber etwas tiefer als der Garten, spannt sich ein breiter, weißer Steinbogen, eine Brücke, von einer nach allen Seiten offenen, gedeckten Terrasse bekrönt, deren schlanke Säulen Schlinggewächs umflicht; weiße Pfauen ruhen auf dem Geländer. Nordenberg steht vor dem schmiedeisernen Gitterthore des Vorgartens, dessen goldverschnörkeltes M ihm entgegenblickt. Der Thürhüter, ein prächtiger Schwarzer in hellrehfarbener tressenloser Livrée, öffnet, sich tief verneigend. Zwei weiße Windspiele fliegen in mächtigen Sätzen herbei. Rosen und schneeige Doldengewächse überall! Eine Berauschung von Blumenlicht und -Duft. Der schloßartige Bau, echt modern in seiner Stylunbekümmertheit, zeigt eine malerisch-imposante Silhouette; vom Erkermotiv hat indeß der Architekt einen mäßigen Gebrauch gemacht; frei und kühn streben die sculptirten Fronten empor.

Hinter einem blühenden Strauch taucht ein blonder Mädchenkopf hervor, richtet dunkelfragende Augen auf den Besucher und verschwindet wieder. Nordenberg hat gleichwohl Fräulein Cornelia erkannt. Jetzt öffnet sich geräuschlos die Thüre der Villa, ein blutjunger Mensch in hellem Spencer nimmt schweigend auf einer Silberplatte die Karte Nordenberg's entgegen und legt den Finger auf einen

elektrischen Taster. Alsbald erscheint ein zweiter Diener in Frack und Kniehosen und verschwindet mit Plateau und Karte, nachdem er den Besucher unter tiefer Verbeugung gebeten, in das Wartezimmer einzutreten. Nordenberg zieht es jedoch vor, einen Blick in das Treppenhaus zu werfen. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten hat er wiederholt Gelegenheit gehabt, Avenue-Paläste dortiger Millionäre kennen zu lernen. Er hat in der Ausstattung Prächtigeres gesehen, aber einen so harmonischen Eindruck, wie in diesem, gleichsam in einen hausgroßen Carrarablock gehöhlten Treppenhause, hat er nie empfangen. Das durch eine flache Milchglaskuppel gedämpfte Licht mildert die blendende Weiße des Steines, welchem Ziersculpturen feine Schattenwirkungen abgewinnen. Breit, freitragend, mit hellen Afrikamatten belegt, nur von einem terrassenähnlichen Absatz unterbrochen, steigt die Treppe zu einer schlanksäuligen, seitlich beleuchteten Bogenstellung des Hauptstockes hinan, welche, von Balkonen flankirt, nach jeder Seite sich als offene Gallerie fortsetzt. Der Treppenabsatz zeigt Marmorbänke und an den hohen Seitenmauern sculptirte Wandbrunnen mit ausgiebiger Speisung. Rhododendren blühen um die Wasserbecken und auf den Podesten des durchbrochenen Geländers. Die kühle Stille ist nur durch leises Brunnenrauschen unterbrochen.

Während der Besucher, auf dem Treppenabsatze stehend, die marmorne Feierlichkeit des Raumes auf sich wirken läßt, erscheint unter dem Bogen oben eine hohe Frauengestalt: Frau Mauriel. Sie ist in Schwarz gekleidet. Das knapp anliegende Kleid mit kurzer Taille läßt ihren herrlichen Wuchs erkennen, obwohl ein faltiges Seidenmäntelchen von ihren Schultern herabfließt. Sie hat die Arme nach dem Hinterkopfe erhoben, wo sie, wie in Eile, die dunkelrothen Bänder ihres schmalen weit vorschattenden Hutes zusammenschlingt. Ein seitlich einfallender gedämpfter Sonnenstrahl spielt in dem rothen Bande, von welchem es wie ein Blutschein auf die schlanken, bleichen Hände fällt . . . .

Nordenberg ist, sichtlich betroffen von dem seltsamen Lichteffect, auf der letzten Treppenstufe stehen geblieben, wo sich ihm nunmehr eine dieser Hände entgegenstreckt und eine wohlklingende Altstimme ertönt:

— Seien Sie willkommen, Herr v. Nordenberg, ist mir schrecklich leid, aber Sie finden mich gerade in Fabrikstoilette, ich muß

dringend in die Fabrik und dort ist man in fünf Minuten schwarz. Sie nehmen es doch nicht übel, unter Bekannten ....

— Gnädige Frau ......, kommt es überrascht aus dem Munde Nordenberg's.

— Ich bin Ihre Leserin nämlich. Sie sind doch nicht böse, daß ich Sie so ohne Weiteres auf der Treppe empfange? Zeigen Sie es mir und begleiten Sie mich in die Fabrik. Ich wäre stolz, Ihnen die Honneurs zu machen. Wollen Sie?

Der Doctor verbeugte sich:

— Wenn Sie es gestatten, mit größtem Vergnügen, gnädige Frau.

— Abgemacht, der Wagen wartet.

Während sie dies Alles sagte, zog sie englische Kutschierhandschuhe über ihre schlanken Hände und blickte Nordenberg fest und sicher aus großen dunkelblauen Augen an, das fremdartig schöne, tiefbleiche Gesicht halb vom Hute beschattet.

Es war etwas in diesem Gesichte mit der geraden, kurzen, aber edelgeformten Nase und den nach abwärts gebogenen feinen Mundwinkeln, was ihn fast vertraut anmuthete.

Sie saßen im Kutschierwagen. Frau Mauriel hatte auf dem erhöhten Sitz Platz genommen und ergriff die Zügel, Nordenberg saß daneben, rückwärts unbeweglich mit verschränkten Armen ein Prachtexemplar von Lakai. Die Pferde, ein russisches Rappengespann, flogen dahin.

— Sie sind doch recht liebenswürdig, Herr v. Nordenberg, sich nur so entführen zu lassen, vielbeschäftigt, wie Sie gerade sein müssen, mit Besuchen und Vorbereitungen für Ihre Vereinsgründung ...

— Wie, Sie wissen, gnädige Frau?

— Freunde sind so gütig, mich die Vorsehung dieses Thales zu nennen, Vorsehungen aber pflegen gut unterrichtet zu sein. So weiß ich, daß die Villa Mauriel Ihren ersten Besuch empfangen hat, vor allen Anderen, und weiß diese Auszeichnung zu schätzen. Ich weiß auch, daß Sie Herrn Rufus in Dienst genommen — ein gefährlicher Raisonneur und Leuteverderber, beiläufig gesagt — ich kenne deßgleichen Ihre Bestrebungen und achte sie, leider ist nur hier kein Boden dafür.

— Und darf ich fragen, warum, gnädige Frau?

— Weil kein Bedürfniß zu . . . ethischen Verbesserungen vorliegt. Wir haben Besseres hier. Indeß operiren Sie nach Gutdünken, Sie werden sich zu bald selbst davon überzeugen. Untröstlich wäre ich freilich, wenn Sie deshalb Ihren Aufenthalt in unserem schönen Thale abkürzen sollten. Sie bleiben doch einige Zeit hier?

— Ich gedenke, mit meiner jungen Frau den Sommer hier zu verbringen. Ich erwarte sie in einigen Wochen.

— Ei, das ist ja fast romantisch. Eine ganz junge Ehe?

— Siebzehn Monate alt.

— Also Liebe und Arbeit. Da werden Sie uns einen neuen Roman schreiben, hoffentlich. Ich lese mit Vorliebe deutsche Literatur. Durch meine Mutter, eine Rheinländerin, bin ich eine gute Deutsche und mein Mann, ein geborner Westfale, ist ein Fanatiker für Deutschland, trotz seiner amerikanischen Außenseite, die er drüben angenommen, als er bei Carnegie arbeitete. Einen neuen Roman erwarte ich denn von Ihnen. Als Dichter und Schriftsteller sind Sie mir viel lieber, denn als Vereins-Ethiker und Propagandist. Vielleicht erleben Sie hier etwas Romanwürdiges oder finden auf den literarischen Abenden der Frau v. Reiningsfeld Anregungen. Doch da sind wir ja in unserer Arbeiterstadt.

Das leichte Gefährte eilte am grünen Abhang dahin. Weitausgebreitet lagen unten die Gewerke mit ihren vielgestaltigen Gebäulichkeiten, Schloten, Schornsteinen und Giebeln, welche der Riesenschlot des Kesselhauses wie ein Wahrzeichen hoch überragte. Die langgestreckten, flachgewölbten Kupfereindachungen der großen Werkstätten, unter deren Rußkruste hie und da ein großer Grünspanfleck durchschlug, sahen aus wie die Rücken sich sonnender qualmschnaubender Fabelungethüme; der Fluß rauschte, vielfach überbrückt, mit schäumendem Gefälle mittendurch; Wasser- und Schienenstränge waren nach allen Richtungen gezogen, jene dem Fluß abgeborgt, diese durch elektrische Bahnzüge belebt. Am Flußufer, wo die Flöße über die Wehr herabschoßen, lag, in Gartenanlagen gebettet, ein stattlicher Rothsteinbau, das Verwaltungsgebäude, mit grünüberwucherter Hauptfront. Vom First flaggten die Farben des deutschen Reiches, spannten sich Hunderte von Sprechdrähten gleich dem Netz einer Riesenspinne über das schwarze Fabriksgebiet hinaus.

Drei Doppelreihen übereinander, zogen sich an den sanften Geländen die Arbeiterhäuser hin, theils Hochparterre, theils stockhoch, endlose Gassen, von Vorgärtchen besäumt. In eine solche Gasse lenkte der Wagen. Blumenstöcke blühten in den offenen Fenstern, Kinderlachen ertönte, aus den Vorgärten erscholl hie und da ein Morgengruß, die Straße selbst war wie ausgestorben. Sie fuhren an einem größeren Gebäude vorüber, das Bäume beschatteten.

— Das Werkspital, bemerkte Frau Mauriel, zugleich den ehrerbietigen Gruß eines Herrn erwidernd, der in einem Cabriolet dahergefahren kam.

— Wie geht es der kleinen Margarethe Lemke, Herr Doktor?

— Etwas besser, gnädige Frau, die Operation ist gut verlaufen.

— Gratulire, Herr Doktor, — und zu Nordenberg gewendet:

— Einer unserer Werksärzte. Wir haben deren sechs, welchen eine gründlich ausgebildete Hilfsmannschaft von hundert Leuten untersteht. Wir haben eine Betriebskrankenkasse auf Grundlage der Reichsgesetzgebung, zu welcher die Arbeiter nur zwei Fünftel beitragen, während wir drei Fünftel der Kosten tragen. Jeder Beamte und Arbeiter hat ein halbes Jahr lang freie ärztliche Behandlung und Heilmittel, sowie während dieser Zeit vollen Gehalt und Lohn. Für unsere Familien-Krankenkasse beträgt der monatliche Beitrag fünfzig Pfennige. Hier ist alles auf unbeschränkte Zeit frei, Wein und Bier liefert unsere Consumanstalt. Dort das rothe Haus ist unser Alters- und Unfallsversorgungshaus. Wir haben, unabhängig von der staatlichen Alters- und Unfallsversicherung, eine Privatversicherung für alle Fabriksangehörigen, zu welcher wir die Hälfte der Beiträge leisten.

Die Gasse öffnet sich. Von freiem Platz schaut eine schöne große Kirche in gothisch-normannischem Styl in's Thal hinab.

— Wie gefällt Ihnen unsere Arbeiter-Kathedrale?

— In der That ein bemerkenswerther Bau . . . .

— Drei kleinere Ortskirchen haben wir adaptiren und erweitern lassen für unsere Colonie. Es soll mit der Zeit noch besser werden. Was in den vier Jahren, seit wir den Fabrikscomplex an uns gebracht, geschehen konnte, ist geschehen.

Frau Mauriel hielt die Pferde an und winkte einem alten Mann, der sich auf einer Thürbank sonnte.

— Vater Berckens, sagte sie ernst zu dem mit der Mütze in der Hand Herantretenden, was ist's mit Ihrem Enkel, dem Philipp? Man hat ihn an zwei Sonntagen nicht in der Kirche gesehen. Auch zur Beichte geht er nicht. Er ist nicht krank gemeldet. Fehlt er ein drittes Mal in der Kirche, ist er entlassen. Wir dulden keine Unfrommen und Kirchenschwänzer. Arbeit ohne Gott gedeiht nicht. Sagen Sie das dem Philipp. Guten Tag, Berckens.

Und sie schwippte mit der Peitsche über die Rappen hin, welche, aufschauernd, vorwärtsstürmten. Der Wagen passirte eine Steinbrücke, auf deren Brüstung zwei Heilige sich gegenüberstanden und hielt alsbald vor dem Gartenthor des Verwaltungsgebäudes. Sie warf dem Lakaien die Zügel zu und sprang ab.

— Tim, bei der Maschinenhalle. Und zu ihrem Begleiter gewendet:

— Ich will Sie mit Robert bekannt machen, aber auf ein Gespräch dürfen Sie nicht rechnen. Mauriel ist der wortkargste Mensch von der Welt, Moltke war ein Redseliger im Vergleich mit ihm. Er hat den Kopf so voll, dass er das Reden verlernt hat. Seine Zunge bin ich, vielleicht haben Sie dies auf dieser kurzen Fahrt schon zu sehr empfunden.

— Diese leider so kurze Fahrt wird mir unvergeßlich bleiben, gnädige Frau . . .

— Wirklich? — sie schaute ihn wieder mit vollen Augen an. — Vielleicht bringen Sie mich in Ihren nächsten Roman. Ihren Arm, Herr v. Nordenberg . . .

Mauriel's Wesen war ganz wie seine Frau es geschildert. Correcte Verbeugungen, Händedrücke, aber kein Wort trug er zu der Vorstellung bei. Nordenberg fand einen mittelgroßen, hageren Mann in tadellosem schwarzem Salonanzug mit fast peinlich correcter Selbstbeobachtung in den Manieren, einem feingeschnittenen, eingefallenen, nur mit einem kurzen Kinnbarte gezierten Gesichte, in welchem drei tiefgegrabene Stirnfurchen und wunderschöne braune, melancholisch zerstreute Augen besonders auffielen.

Um die gerötheten Augenlider und die schmalen farblosen Lippen bemerkte man bisweilen ein leises Zucken, das einzige Anzeichen, welches die Nervosität des Mannes verrieth.

— Ehe wir unseren Spaziergang antreten, meinte Frau Mauriel zu Nordenberg, lunchen wir vielleicht, wenn es Ihnen recht ist, in einer

unserer Speiseanstalten. Sie müssen freilich mit Fabrikskost fürlieb nehmen.

Sie traten in eine hohe luftige Langhalle mit breitem Mittelgange, der sich zwischen zwei Reihen, durch hohe Verschläge von einander getrennter Kojen hinzog.

Noch war das Glockenzeichen für Mittag nicht gegeben, die Tische noch unbesetzt. Frau Mauriel und Nordenberg nahmen ohne Weiteres Platz und wurden von sauber gekleideten Mädchen bedient. Nordenberg fand die „Fabrikskost“ vortrefflich und kargte nicht mit seinem Lobe, worauf die Dame die Küchenchefin rufen ließ, um ihr die Anerkennung des Gastes mitzutheilen.

— Wir haben fünf Speisehallen, bemerkte Frau Mauriel, als sie die Anstalt verließen, um ihren Rundgang durch die Etablissements zu beginnen. Überall trat der Besitzerin tiefe Ehrerbietung entgegen, die Werkführer der einzelnen Abtheilungen empfingen sie mit der Mütze in der Hand, Arbeiter und Arbeiterinnen grüßten, während sie die Säle und Hallen durchschritt. Freilich bisweilen gab's auch einen scheuen, finsteren Seitenblick. An Einzelne richtete sie das Wort, erkundigte sich theilnahmsvoll bald nach einem Reconvalescenten, bald nach einer Wöchnerin, bald nach einem kranken Kinde, bald nach einem Brautpaar, dem sie die „Prämie“ in Aussicht stellte.

— Wir haben hier Heiratsprämien für junge Leute tadelloser Aufführung. Die gewöhnliche Fabriksmoral oder vielmehr -Unmoral suchen wir auszurotten, Ehr- und Schamvergessene werden ausgemerzt.

Frau Mauriel war die denkbar trefflichste Führerin. In der Gießerei erörterte sie die vortrefflichen Eigenschaften des im Thale gewonnenen Formsandes, in der Abtheilung für Motorenbau die verschiedenen Systeme; in der Schmiede ließ sie die verbesserten Federhämmer vor dem Gast functioniren, in der Metalldreherei, wo hauptsächlich Flürscheim'sche Gasregulatoren hergestellt wurden, bemerkte sie, dass der Versandt von früher einer Million jährlich auf die Hälfte zurückgegangen sei. An den Specialmaschinen der Feinmechanik-Abtheilung fand Nordenberg fast nur Frauen beschäftigt.

— Dasselbe, bemerkte Frau Mauriel, ist in allen anderen Abtheilungen der Fall, wo Frauenarbeit ausreicht, besonders in der galvanoplastischen Anstalt, der Email-Decorations-Halle und den Magazinen. Wo irgend möglich, unterstützen wir die Frauenarbeit.

Mittlerweile waren sie in der groß angelegten Waffenabtheilung angelangt, welche einen Complex für sich allein bildete. Sie traten in die weitgestreckte Bohrhalle, wo die Läufe mit neuerfundenen Maschinen auf fünf Millimeter gebohrt wurden. Die Dame nahm aus einem der Körbe einen Stahlstab und ließ ihn für den ersten Bohrer einlegen. Während das scharfe Bohrinstrument sich durch den schlanken Stahl fraß, ward plötzlich eine lebhafte Bewegung am Eingange bemerkbar; Stimmen wurden laut und alsbald brachte der Werkmeister aus der gegenüberliegenden Maschinenhalle die Nachricht, es sei Einer beim großen Rade verunglückt.

— Wer ist's? fragte Frau Mauriel, dem Ausgange zueilend.

— Daniel Kerr, der arme Junge, das Rad hat ihn förmlich zerrissen . . .

Frau Mauriel hielt jäh inne; einen Augenblick blickte sie starr aus, aber sie faßte sich rasch und fragte ruhig:

— Ist Dr. Sörberg avisirt?

— Der Herr Doctor ist zur Stelle. Da bringen sie ihn schon.

Die Reste des Verunglückten waren auf eine Bahre gelegt und mit einem Tuche bedeckt worden. In stummem bleichem Entsetzen umstanden Arbeiter und Arbeiterinnen die Bahre, man vernahm hie und da leises Schluchzen.

— Es war die letzte Zeit etwas nicht richtig bei ihm, hörte sie den Werkführer der Bohrhalle halblaut sagen.

Elisabeth Mauriel drückte dem Arzt die Hand, lüftete das Tuch und warf einen Blick darunter. Der Kopf war zerschmettert, die jugendlichen Züge grauenvoll entstellt. Einen Augenblick starrte sie ihn an, dann machte sie ihm das Zeichen des Kreuzes und ließ den Zipfel herabsinken.

— Es ist gut. Bringt ihn hinweg. Das Übrige liegt mir ob. Das ist die schmerzliche Kehrseite unserer Arbeitsherrlichkeit, bemerkte sie, zu Nordenberg gewendet. Ich muß Sie leider verlassen, um dem Bruder des Verunglückten in Homst drüben persönlich die Trauerbotschaft zu bringen, ehe sie ihn rücksichtslos überfällt. Mauriels Wagen wird Sie nach Heiligendorf zurückbringen. Ich werde meinem Mann sofort telephoniren lassen.

Sie gab dem Werkmeister der Maschinenhalle den Auftrag und rief dann:

— Tim!

Der Wagen fuhr vor. Sie reichte dem Gaste die Hand:

— Vergessen Sie nicht, Herr v. Nordenberg, daß jeder unserer Freunde alltäglich beim Luncheon sein Gedeck bei uns findet. Auf Wiedersehen!

Schon saß sie auf ihrem Kutschirsitz, grüßte noch einmal und der Wagen stob in einer schwarzen Kohlenstaubwolke dahin.

Als sie von der Brücke nach der Homster Straße einlenkte, sprach sie vor sich hin:

— Was hatte doch der Junge in der Maschinenhalle zu suchen? Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne, daß ihr die Zügel entglitten. Blitzschnell haschte sie darnach, zog stramm an und die Rappen flogen dahin . . . . .

5.

Homst mit seinen halbhundert, meist zerstreuten Häusern liegt fast anderthalb Stunden von den Mauriel'schen Gewerken in einer waldigen Thaleinsenkung gebettet. Doctor Gabriel Kerr, ein geborner Homster, welcher bei Dr. Bulckens, dem berühmten Gheeler Irrenarzte, eine Zeit lang praktizierte, hatte den idyllischen Ort seit einigen Jahren zu einer freien Irrencolonie nach Gheel'schem Muster umgeschaffen und bereits Wohlstand unter den Homstern, meist Steinbrechern, verbreitet. Einige dreißig bemittelte Geisteskranke leichterer Art sind in den schmucken, von Obstbäumen beschatteten Häusern in häuslicher Pflege untergebracht.

Wasser rauschen. Unter Hollunder- und Erlengebüsch seufzt das Mühlrad. Tiefe Nachmittagsstille herrscht, als Frau Mauriel die ersten Häuser erreicht. Sie hat sich verspätet. Bei der rasenden Fahrt ist ein Rad ausgesprungen und wie durch ein Wunder blieben sie und der Lakai beim Sturze unversehrt. In der Waldschmiede verloren sie beinahe eine Stunde mit der Ausbesserung.

Die kleinen Gärten sind seltsam belebt. Man sieht einzelne, städtisch gekleidete Personen in verschiedenartigster Weise, hier mit Gartenarbeit, dort, an Tischen sitzend, mit Malen, Zeichnen, Papparbeit beschäftigt. Eine ältere Dame in Schwarz geht, die Kunkel schwingend, auf und ab und summt still lächelnd vor sich hin; ein blutjunger Mensch im Drillsacco mit straffem Blondhaar spielt mit blödverzückten Mienen auf einer kleinen stummen Uebungs-Claviatur;

unter einem Laubdach aus wildem Wein sitzt in eleganter Sommer-toilette eine junge Dame über eine Handarbeit gebeugt; sie blickt nicht einmal auf, als der Wagen vorüberrasselt, eine andere dagegen schaut ihm mit finsteren Blicken nach und bricht in Schluchzen aus, während eine junge hübsche Bäuerin — die Hausmutter — sie zu beschwichtigen sucht. Um ein Blumenbeet schleicht, in blauer Gartenschürze, ein ältlicher Mann, einen rothen Nelkenstock an die Brust drückend; er wirft der vorüberfahrenden Dame mit der freien Hand Kußhändchen zu; ein anderer Herr, im kräftigsten Alter, stapft mit wuchtigen Schritten vor der Hausthüre auf und nieder, reißt den breiten Strohhut vom Kopfe und grüßt wiederholt bis zum Boden; ein anderer im Schlafrock, eine Serviette turbanartig um den Kopf geschlungen, schaut mit kummervoller Miene zum Himmel empor, bisweilen die Arme in die Höhe werfend; ein Dritter, das Skizzenbuch in der Hand, beugt sich weit über den Gartenzaun hinaus und winkt der Vorbeifahrenden, anzuhalten, während einige Schritte weiter zwischen blühenden Rosenstöcken ein junger Mann die zusammengebundenen Hände mit drohender Geberde nach dem eiligen Gefährte erhebt.

Hie und da tönt Klavier oder wehen Harmoniumklänge aus einem Hause, verworren meist, bisweilen aber ganz angenehm für's Ohr. Der Wagen hält jetzt am äußersten Ende des Ortes vor einem stockhohen Hause, dem Kerr'schen Familienhause, welches der Doctor gegenwärtig allein bewohnt. Rückwärts lehnt es sich an den Waldpfad und vorn dehnen sich jenseits der Straße Saatfelder, die bereits kräftig in die Halme geschossen sind. Eine kleine Mariencapelle am Wege ist weithin sichtbar. Ihre Außenmauern sind mit Schrecknissen aus dem „Jüngsten Gericht" bepinselt und die Betbank vor dem rostigen Gitter ist allezeit von Bittsuchern besetzt. Ringsum wächst wilder Mohn.

Frau Mauriel drückt auf die Klinke eines Bretterpförtleins, welches den Stakettenzaun eines Obstgartens durchbricht. Sie steigt hastig die in den Rasen gehauenen, mit Brettern belegten Stufen empor und steht vor der grüngestrichenen Thüre des Hauses, welche Oleander in Kübeln umblühen. Hier hält sie tiefathmend inne . . .

Gabriel Kerr sitzt nach seinem vormittägigen Inspectionsgange bei der Arbeit. Er mikroskopirt. Das vierfenstrige, saubere Gelaß ist äußerst bescheiden, fast dürftig ausgestattet. Dunkelgestrichene, mit Büchern vollgestopfte Regale nehmen die beiden geschlossenen Wände

ein; an der dritten steht zwischen den beiden Fenstern ein Glasschränkchen, hinter dessen spiegelblanken Scheiben Nippkram sichtbar ist: Delfter Fayencen, Miniaturbildnisse, das Doctordiplom im Futteral, ein Orden, ein Bierzipfel mit den deutschen Farben, ein vielfach durchstochenes Cerevis mit geschwärzter Silberstickerei, eine alte Sackuhr mit Stahlgehäuse und eine zierliche Gesichtsmaske aus dünnem Goldblech, welche gar fremdartig geheimnißvoll aus ihrer Schattenecke blinkt. Wär's die Faschingsreliquie eines rauschgoldenen Liebestraumes? Kein Stäubchen liegt auf all' diesen Herrlichkeiten, welche die alte Simone, die Wirthschafterin, die alle Kerr'schen Kinder auf den Knien geschaukelt, wie einen Reliquienschatz hütet. Die vierte Wand ist von einem Waschtisch und einem mit Zitz überzogenen stark gebrauchten Ruhebett eingenommen, über welchem Lichtdruckbildnisse hangen. In der Mitte der energische Kopf des Dr. Bulckens, zu beiden Seiten Charcot, Richet, Krafft-Ebing, Meynert, Obersteiner, Ruben und der Psycholog Delboeuf. Hinter dem Bulckens-Rahmen steckt ein trockener Lorbeerzweig. Die Mitte des Zimmers endlich nimmt ein großer Tisch ein, theils mit Schriften angeräumt, theils mit bedeckten Glaspokalen bestellt, aus deren gelblicher Weingeistfüllung grauweiße Gehirnpräparate mit mattem Glanze schimmern. Ueber einen der Pokaldeckelknäufe ist ein blanker Schädel gestülpt, in dessen Augenhöhlen frische, weiße Nelken, Kerr's Lieblingsblumen, stecken.

Der Arzt, ein Dreißiger, hat sein Arbeitstischchen an eines der offenen Waldfenster gerückt, wo es nach jungem Harze riecht. Sein Kopf, Gelehrter und Künstler zugleich, von kraftvoll schönem Schnitt, verräth in der oberen Partie ungewöhnliche Energie, welche auch aus dem tiefen, ruhigen Auge strahlt, um den Mund und das zartgeformte Kinn jedoch liegt ein schwärmerischer Zug; dunkles, volles, an den Schläfen bereits ergrautes Lockenhaar umrahmt das elfenbeinbleiche, bartlose Gesicht.

Heute will die Arbeit nicht vorwärts. Der Doctor schaut in das flimmernde Grün hinein.

Jetzt legt sich eine Hand sachte auf seine Schulter.

Er fährt empor.

— Frau Mauriel! Sie hier?

— Ein besonderer Fall .... ein Unfall, Herr Kerr ....

Der Arzt hat seine mächtige, breitschultrige Gestalt emporgerichtet und athmet tief auf, der Sprecherin in die Augen starrend ....

— Ein Unfall, murmelt er, seine Finger leise um die Stuhllehne krampfend .... Daniel?!

Sie senkt den Kopf auf die Brust ....

— Verletzt?! .... Todt?! ....

Sie antwortet nicht ....

Es ist still im Gemach. Leckere Mücken umsäuseln eine Leimspindel auf dem Fensterbrett; hinter einer Scheibe prasselt unwillig eine Schmeißfliege; grelles Licht spielt auf dem Krystall der Gehirnpokale ....

— Wie kam's? flüstert endlich Gabriel.

— Man weiß es nicht genau, das große Rad in der Maschinenhalle faßte ihn .... sagen sie ....

— In der Maschinenhalle .... Kerr spricht das Wort tonlos vor sich hin.

Wenn Nordenberg jetzt die Stolze gesehen hätte! Sie war so ganz anders, fast unterwürfig ....

Gabriel wirft den Kopf empor und horcht. Vor der Thüre draußen spricht die Simone halblaut mit Jemandem. Dann ist's ein lautes Aufschluchzen.

Er öffnet rasch und tritt hinaus, die Thüre hinter sich zuziehend. Ein Bote aus der Fabrik steht da, bleich und athemlos, einen Brief in der Hand ....

— An Sie, Herr Doctor Kerr, wir haben das Papier in der Tasche des Daniel gefunden.

Drinnen im Zimmer hat Frau Elisabeth einen Blick um sich geworfen. Sie ist niemals hier gewesen.

— Wie ärmlich, murmelt sie.

Ueber den Schädel mit den Nelken huscht ein Schein nach dem Glasschränkchen hin.

— Er liebt Nelken, flüstert sie, mit halbem Ohr hinaushorchend. Plötzlich bleibt ihr Blick auf dem Glasschränkchen haften, hinter dessen Scheiben die Goldmaske gleißt. Wie gebannt starrt sie in den stillen Glanz. Ihre Augen sind groß offen, sie scheint noch bleicher als sonst. Unwiderstehlich angelockt, schleicht sie jetzt hin, tastet nach dem Schlüssel, öffnet, taucht blitzschnell die Hand hinein und faßt die Maske ....

In diesem Augenblick tritt Gabriel wieder ein. Erschrocken zieht die Ertappte die Hand zurück und klappt das Glasthürchen zu, daß es leise aufklirrt .... Eine Bewegung des Erstaunens entschlüpft ihm.

Er ist tiefbleich; Schatten lagern unter seinen Augen.

— Ich danke Ihnen, Frau Mauriel, daß Sie selbst gekommen, sagt er mit eisigem Tone. Sie entschuldigen indeß, ein dringender Krankenbesuch ....

Er stockt. Sie blickt ihn fest und traurig an, während er dem Blicke ausweicht.

— Vermag ich denn gar nichts zu Ihrem Troste, Herr Kerr?

— Nichts, Frau Mauriel.

— Leben Sie wohl, Herr Kerr, Gott tröste Sie, sagt sie leise und schreitet rasch nach der Thüre. Ihr marmornes Gesicht leuchtet im Halbschatten, dann fällt die Thüre zu ....

Der Doctor aber sinkt auf seinen Sessel nieder.

Ueber eine Weile zieht er den Brief Daniels aus der Brusttasche, streicht sanft, wie liebevoll, wiederholt über das zerknitterte Papier und liest noch einmal:

— Mein Bruder Gabriel! Du Hoher, du Reiner, du Glücklicher! Ich knie vor Dir, ehe ich scheide. Es wird ja nur ein „Unfall“ sein. Nicht wahr, Du legst mir die Hand auf die Stirne und verzeihst? Sieh', es gibt noch Einen, der liebt und stirbt. Elisabeth!

Dein Daniel ....

* * *

Auf Nordenberg's Schreibtisch lag an diesem Abend das Heft: „Eindrücke und Reflexe“ aufgeschlagen. Mit frischer Tinte stand eingeschrieben:

„Ich muß mich in Selbstzucht nehmen, strenge. Es ist, als hätte sich etwas in mir gelockert. Ich fühle ein eigenthümliches Schwanken. Detaileindrücke dringen auf mich ein und trüben mir den Blick. Ich muß unbeirrt das Ganze, das allgemeine Ziel im Auge behalten. Was ist das für eine Frau? Heuchlerin, Frömmlerin? Kaum, dazu ist ihre Energie zu gewaltsam. Heuchler treten leiser. Auch versagt man sich das Leben durchaus nicht in der Villa Mauriel. Frommes Räthsel? Gibt's noch solche? Ehrgeizige? Sicherlich, das aber genügt nicht, man muß sie tiefer fassen. Abgrund? Es gibt keinen tieferen Abgrund

zwischen Himmel und Erde, als ein Weib! .... Wie sie aussah, auf der Treppe oben, dunkel wie das Verhängniß, aus dem weißen Stein heraustretend! Sie hat mich einen Augenblick ganz packend an Ellen Terry als Lady Macbeth erinnert. Die Terry, bleich und stolz, setzt sich die Krone auf; vom rothfunkelnden Gestein fällt ein blutiger Widerschein auf ihre erhobenen Hände, auch auf den Händen der Mauriel spielte so ein merkwürdiger Schein, als sie das rothe Hutband schlang .... Ein ganz natürlicher Effect! Daß er mir auffällt, ist nur ein Beweis erkrankender Einbildungskraft ... „Vielleicht erleben Sie hier etwas Romanwürdiges“ — wie sie das so hinsagte. Was eine solche Frau wohl für „romanwürdig“ hält? Sie hat eigentlich nichts Typisches an sich, selbst nicht als Amerikanerin, gerade als solche nicht. Ich habe doch ihrer eine erkleckliche Anzahl gekannt. In der Nähe nehmen sie sich oft recht banal aus, es bleibt nichts als die größere sociale Freiheit, bisweilen die Extravaganz .... Ist sie extravagant? Der entsetzliche Tod des jungen Kerr erschütterte sie, sie hob gleichwohl das Tuch von der Leiche! Grausame Neugier, echt weiblich! Aber es war auch echt weiblich, dem Bruder selbst die Nachricht zu bringen. Was ist das für eine Frau? ....

Noëmi's heutiger Brief hat mich verstimmt, oder vielmehr befremdet. Sie schreibt so nervös, besonders über die Missions-predigten vom „Ende“. Es sei ihr unheimlich dabei .... Warum doch? ....

6.

Bei Mauriels hatten sie Polo geritten. Der weite, freie Raum hinter der Villa, welchen die Nebengebäude umrahmten, eignete sich vortrefflich als Polo-Platz. Frau Elisabeth war Meisterin im Ball-spiel zu Pferde. Keine der Damen handhabte die Pritsche mit so viel Sicherheit, keine wußte das Pferd so behend zu meistern. Die Polo-Amazone stand ihr zum Entzücken. Nordenberg war denn auch nicht der Letzte unter den Gästen, welche die Dame des Hauses beglückwünschten.

Dann stand „Mondschein-Thee“ auf den Programm, Vollmond für halb neun angesagt. Die Damen wechselten die eigens mitgebrachten Toiletten, und erschienen: nouveau-siècle-decolletirt, wie vor hundert Jahren. Sie kam in blaßgelber japanischer Seide, Karfunkel im Haar, auf dem schimmernden Nacken ein mattgoldenes, zartes Kettennetz mit Karfunkeln.

Auf der Terrasse herrschte Nipon. Der Steinboden war mit Matten belegt, die Windseite durch Rollmatten geschützt. Mit gelackten und gestickten Setz- und Klappschirmen hatte man reizende Plätzchen für Gruppen und Tête-à-Tête geschaffen, wo der Thee möglichst ostasiatisch servirt wurde. Ueberall Räuchergefäße, blaurothgoldene Hizen-Vasen, große Porzellan-Kummen mit Liliputlandschaften. Bogenlampen schwebten von der Decke, zwischen den Säulen, bis man den Mond gewähren lassen würde. In der Mitte entfaltete sich in sanftem Lichte eine weiße Liliengruppe.

Nordenberg traf es zu Zweien mit einer äußerst lebhaften Dame, Frau Berghoft, welche im Rufe stand, die schärfste Zunge unter den „Seligen" zu führen. Sie stammte aus der Großstadt und hatte vor Thorschluß einen reichen Schnapsbrenner, einen Holländer, geheiratet.

— Ist es wahr, Herr v. Nordenberg, begann die Dame, ihrem Partner den Thee einschenkend, daß Sie hier gerne einen „amerikanischen Frauenverein" gründen wollten?

— Nicht so ganz, gnädige Frau. Richtiger wäre: einen ethischen Culturverein mit einer Frauenabtheilung.

— Ach, wie schön! Belieben Rum oder Cognac? Also einen Verein beiderlei Geschlechtes. Das ist auch amüsanter. Da kann ich Ihnen Adressen geben. Waren Sie bei Reiningsfeld's?

— Gewiß, elegantes Haus — Riecht nach Malz. Ich liebe den Geruch nicht. — Aber die Dame ist wunderhübsch mit den schneeweißen Haaren und dem frischen, jugendlichen Gesichtchen darunter, den dunklen Augen, dem reizenden Lächeln — Ach ja, sie lächelt immer. — Eine entzückende Roccoco-Figur — Ich schwärme für Renaissance — Ah, das ist etwas anderes, schloß Nordenberg.

— Dann wäre Fräulein Trachtenberg, die Unzertrennliche, fuhr Frau Berghoft fort. Hören Sie, von der erzählt man sich eine reizende Geschichte: Sie hat auf der Berliner Frauen-Universität studirt und war auf der dortigen Klinik Assistentin. Da soll sie eines Tages eine größere Operation selbständig ausführen, wird aber schon während der Vorbereitungen so nervös, daß ihr im entscheidenden Augenblick die Kraft versagt und sie männliche Hilfe begehrt. Ist das nicht lächerlich?

— Die Nerven, gnädige Frau . . . . .

— Ach was, Nerven, eine Blamage ist's für uns Frauen. Auch Frau Merkelt, die jetzt das protestantische Mädchenheim in Alwar

leitet, hat es in ihrem Fache als Privat-Docentin der Kunstgeschichte nicht viel weiter gebracht. Zuhörerinnen hatte sie keine, junge Damen lernen doch nur etwas, wenn sie schwärmen und sie schwärmen doch lieber für einen männlichen Lehrer, nicht wahr?

— Das müssen Sie am Besten wissen, gnädige Frau .....

— Und da hat sie schließlich den Merkelt, einen armen Teufel von Sittenmaler, der bei ihr hospitirte, geheiratet. Waren Sie bei Dr. Levingo, dem neuen Lungendoctor in Mertrich? Ist's wahr, daß seine Patienten in einer offenen, schön decorirten Halle, mitten in der Zugluft, auf Schaukelsesseln sitzen, Zeitung lesen, gähnen, husten, sich verkühlen und sterben, wie die Leute sagen?

— Die Gegner sagen, gnädige Frau.

— Eine nette Methode jedenfalls. Sahen Sie auch Frau Levingo?

— Leider nicht.

— Dies „leider" ist köstlich, sagen Sie lieber: „glücklicherweise". Eine abschreckende Person, verwachsen, aber, Sie begreifen, ein herzkranker steinreicher Vater .....

In diesem Augenblicke entstand eine Bewegung unter den Gästen und Frau Mauriel trat heran:

— Diese Herren sind liebenswürdig genug, mein Waffenzimmer besichtigen zu wollen. Begleiten Sie uns, Herr Doctor?

Nordenberg beeilte sich, nach kurzer Verbeugung gegen sein Tête-à-Tête der Hausfrau den Arm zu bieten.

— Nun, wie gefällt Ihnen die kleine Berghoft?

— Recht niedlich. Sie waren mir wirklich eine Entschädigung schuldig.

Man mußte das „Kriegszimmer" gesehen haben, um sich von der Individualität Elisabeth Mauriel's einen vollen Begriff bilden zu können. Seltene Waffengruppen, Jagdtrophäen, Kriegsscenen und Schlachtenbilder schmückten die Wände des weitläufigen Gemaches, welches bei allem Ernst der Ausstattung doch einen gefälligen Eindruck machte.

— Man denkt hier unwillkürlich an einen frischen, fröhlichen Krieg, rief ein junger Officier.

— Dies Blatt schreit doch gegen den Krieg, bemerkte Nordenberg, auf ein Schipka-Motiv von Wereschagin deutend.

— Wieso? fragte Frau Mauriel. Die furchtbarsten Gräuel und Leiden des Krieges haben gerade die gewaltigste Poesie. Lesen Sie die Sprüche oben, meine Herren!

Nordenberg las in roth-goldener Schrift vom dunklen Getäfel: „Krieg ist Bedingung unseres Daseins.“ Proudhon. — „Der Krieg ist die stärkende Eisencur der Menschheit.“ Jean Paul. — „Der Krieg besteht unter den Völkern, wie er in der ganzen Natur und im Herzen der Menschen besteht.“ Proudhon. — „So furchtbar auch der Krieg ist, so bekundet er doch die geistige Größe des Menschen, der seinem mächtigsten Erbfeinde, dem Tode, zu trotzen vermag.“ Heine. — „Der Krieg ist die Zuchtruthe der Menschheit.“ v. Boguslawski.

— Und jetzt werfen Sie einen Blick auf meine Sammlung von Gewehr- und Carabiner-Modellen, fuhr die Hausfrau fort. Von der Donnerbüchse bis zum Mauriel-Fünfmillimeter, sechs Jahrhunderte, alle Systeme! Nicht einmal das Giffard'sche Gasgewehr fehlt.

Sie blickte triumphirend auf die reich besetzten Gewehrständer, welche sich an den Wänden hinzogen, und begann alsbald die einzelnen Systeme zu erläutern, wobei sie auf die darüber angebrachten Tabellen und Schußtafeln hinwies. Sie sprach glänzend und mit geradezu verblüffender Sachkenntniß. Sie verglich die ballistischen Leistungen, Anfangs- und Endgeschwindigkeit, Rasanz, Tragweite, Treffgenauigkeit und Durchschlagskraft der verschiedenen Mehrlader-Systeme miteinander und gelangte zu dem Schlusse, daß das Mauriel-Gewehr alle anderen weit hinter sich lasse. Mit leuchtenden Augen erläuterte sie die Vorzüge der Waffe, welche Deutschland die Ueberlegenheit über alle anderen Nationen sichere.

— Es ist das Gewehr des neuen Jahrhunderts, die deutsche Waffe. Ende dieses Jahres wird das ganze deutsche Heer damit bewaffnet sein. Die Schießergebnisse sind ganz außerordentliche, das Vertrauen in die Waffe ein unbedingtes. Und das ist schon der halbe Erfolg, nicht wahr, meine Herren? Sollte Frankreich nach dem nächstjährigen Weltausstellungstaumel das Waffenglück versuchen, so wird sich die Maurielwaffe bewähren, — bewähren gegen die äußeren und wenn es sein muß, auch gegen die inneren Feinde Deutschlands.

Die Officiere waren außer sich vor Entzücken. Nordenberg wirbelte der Kopf. Die Rubriken der Schußtafeln mit ihrem Ziffern-gewimmel von Winkeltangenten, Flugzeiten, Fall und Scheitel-

höhen u. s. w. gingen vor seinen Augen auf und nieder. Aber sie war hinreißend schön, Frau Elisabeth, in ihrer Kriegsbegeisterung. Aus jedem anderen Munde hätte dieses technische Wissen ernüchternd gewirkt, ihr aber ließ es ganz reizend, es gewann Leben und schien so selbstverständlich, als hätte sie das Alles immer gewußt.

Die Gesellschaft hatte sich in die verschiedenen Räume zerstreut. Es wurden amerikanische Eisgetränke gereicht. An den Spieltischen saß die hohe Regierung älterer Jahrgänge, ein bekanntes Centrumsmitglied figurirte als verständnißinniger Whistpartner des conservativen Geheimen Oberregierungsrathes, die Officiere flirten, die Referendare schwärmten und die jungen Damen lehnten an der Terrassenbrüstung, horchten in das Rauschen und blickten träumerisch in die laue Juninacht hinaus, welche eben die schwermüthigen Klänge eines im Vorgarten postirten Hornquartettes durchzitterten.

Die Hausfrau und Nordenberg rauchten die Cigarrette unter der Thür der Orchideenhalle. Mondlicht fiel auf das Glasdach, unter welchem Vanillen kletterten. Aus Kübeln und Töpfen, Ampeln und Rindenkästen öffneten die Tropenkinder ihre schwülen, verlangenden Blüthen; vom Luftzug leicht bewegt, erschauerten ihre faserigen Luftwurzeln.

— Wissen Sie, sagte sie, im Schaukelsessel lehnend, daß ich Ihre „Kranke Seelen“ bereits verschlungen habe? Sie setzen an Stelle des antiken Schicksals das Vererbungsgesetz, der vererbte Charakter ist, wie Sie durch drei Generationen darthun, der Dämon, welcher das Schicksal des Menschen bestimmt. Wehe den Enkelkindern, so rufen Sie aus und überlassen ohne Weiteres die erblich Belasteten diesem Dämon; warum diese Grausamkeit?

— Sie ist leider Naturgesetz. Nur die Kräftigsten und Fähigsten, welche die Menschheit zu immer edleren, schöneren Formen des Lebens emporzuführen vermögen, bleiben bestehen. Ich halte die Ehe mit einer notorisch erblich belasteten Person für ein Verbrechen an der Menschheit oder, wenn in Unwissenheit eingegangen, mindestens für ein Unglück.

— Klingt prächtig, verträgt sich aber leider nicht mit Ihren ethischen Vereinspflichten. Gestehen Sie es nur offen ein, jene Wendung paßte Ihnen gerade. Gesetzt den Fall, irgend ein Nervenarzt, sagen wir zum Beispiele Dr. Kerr — Sie haben ihn wohl bereits besucht?

— Allerdings, ein herrlicher Mann, der mir einen bedeutenden Eindruck hinterlassen hat.

— Nun also, sagen wir, dieser Mann, in den Sie gewiß Vertrauen hätten, würde eines Tages bei Ihnen oder Ihrer jungen Frau etwas erblich Belastetes — derlei läßt sich ja immer begründen — entdecken, wie stünde es mit Ihren Enkelkindern?

— Gnädige Frau, Sie sind furchtbar . . . .

— Ich ziehe einfach die Consequenzen Ihrer Theorie. Uebrigens, wäre es nicht besser, auf die Mittel zur Bekämpfung dieses Dämons hinzuweisen?

— Die Mittel?

— Religion, Arbeit, Mäßigkeit. Sie läutern und heben die Geschlechter empor. Unter Ersterer verstehe ich freilich nicht den landläufigen, bequemen Begriff, auch nicht die Religionsmoral allein, sondern strenge, religiöse Disciplin, unbedingte Unterwerfung unter das Dogma, und zwar unter das stärkste, die Menschen am sichersten bezwingende: das katholische. Dieses allein bietet Gewähr für die Zukunft. Sie sind ja selbst Katholik?

— Allerdings, ich bin aber für gegenseitige Duldung, unabhängig vom Bekenntniß. Ich erblicke darin das Dogma der Zukunft.

— Und wie wollen Sie die Massen, die sich nur der Stärke beugen, für ein solches Dogma gewinnen? Duldung ist für sie gleichbedeutend mit Schwäche.

— Duldung ist Friede, gnädige Frau.

— Ich aber bin, wie Sie wissen, für den Krieg und antworte Ihnen mit Ihrem Worte von vorhin: Naturgesetz. Und mehr noch: Leidenschaften, sage ich Ihnen, Herr v. Nordenberg, braucht ein Volk, soll es nicht siech werden und der Krieg ist die erhabenste, gewaltigste aller Leidenschaften, der herrlichste aller Kräfteerwecker.

— Und aller Kräftezerstörer.

— Was taugt ein Geschlecht, welches dem Tode nicht in's volle Antlitz geschaut hat?

— Es gibt größeres Heldenthum, als den Collectiv-Heroismus des Soldaten, so Herrliches, Großes er auch zu vollbringen vermag. Dulden, ausharren, im Kampf des Lebens bestehen, ist das oft nicht bei Weitem tapferer, als sterben? Blickt nicht das Leben aus tausend Todesaugen auch ohne Krieg? Sind's nicht erhabenste Helden, jene

Aerzte, welche den Weltseuchen ins grause Antlitz blicken? Haben Sie nicht selbst Solches hier erlebt, gnädige Frau, und sind heldenhaft dabei bestanden?

Sie stand auf und schaute ihn tiefernst an:

— Darin haben Sie Recht. Jene Männer sind Helden.

Dann fuhr sie mit der Hand über die Stirne. — Geben Sie mir eine Cigarrette ....

Er bot die geöffnete Cigarrettentasche.

— Khedivial, large or small? — Ein allerliebstes Etui, und diese Photographie? — Meine Frau .... — Ei, das interessirt mich ja außerordentlich. Sie erlauben doch?

Sie berührte einen Knopf an der Wand, ein Glühlicht sprang auf.

Nordenberg musterte einen altjapanischen Setzschirm, welchen Meister Kôrin mit einer Sumpflandschaft geschmückt hatte; Insecten blitzten zwischen dem Schilf und ein rubinfüßiger Vogel schaute in die Lache ....

So bemerkte er nicht, daß die Hände der Frau Mauriel zitterten, als sie die Photographie aufmerksam betrachtete. Sie griff an die Wand: Monddämmer fiel wieder ein.

— Ein reizender Kopf! sagte Sie, die Cigarrettentasche zurückgebend.

— Belieben, gnädige Frau .... Er hielt seine glimmende Cigarrette hin ....

— Ach so! Sie that einige qualmende Züge. Ihre Augen hatten jetzt einen eigenen flimmernden Glanz, um ihre Mundwinkel huschte ein nervöses Zucken. Sie trat einen Augenblick in die Thüre und blickte auf die Terrasse hinab. Die Gruppen schienen in animirtester Unterhaltung. In der Nähe saß die Berghoft mit einem Husarenrittmeister. Sie hatte eine Schwäche für Verschnürtes. In diesem Augenblick deutete die kleine Frau mit einer Kopfbewegung nach der Orchideenhalle .... Elisabeth drehte sich um.

— Erzählen Sie mir von Ihrer Frau! Wann kommt sie?

7.

Nordenberg war etwas betroffen, beinahe enttäuscht. Sie schien so eigenthümlich bewegt und da hatte er wohl an ein anderes Gesprächsthema gedacht.

— Ihre Ankunft dürfte sich um Einiges verspäten, nach ihrem letzten Briefe.

— Und das sagen Sie so gleichgiltig? Sehnen Sie sich denn nicht nach Ihrer Frau?

— Gewiß! Aber, erlauben Sie, gnädige Frau, ich glaube, der allerverheiratetste Mann darf neben Ihnen einen Augenblick vergessen, daß er es ist.

— Die Wendung ist nicht übel, aber sie hilft Ihnen nicht heraus. Erzählen Sie mir, wo Sie Ihre Frau kennen gelernt haben.

— Wenn Sie durchaus darauf bestehen, seufzte er, ich resignire mich. Es war in Brüssel im Hause ihres Vormundes, Herrn Thervelde, wo ich Fräulein Thogorma kennen lernte. Ihre Eltern hatten in London gelebt. Der Vater war vor einigen Jahren des Nachts von einem Hofbalcon seines Hauses herabgestürzt und todt geblieben. In seinen letzten Lebensjahren hatte Thogorma, ohnehin zur Frömmelei neigend, unter dem Einfluße der Weltende-Predigten, welche bereits Mitte unseres Jahrzehnts in London viele Tausende von abergläubigen Seelen in Angst und Verwirrung versetzten, an religiösen Wahnvorstellungen gelitten. Auf einen solchen Anfall wurde denn auch sein Tod zurückgeführt. Die Thogorma'sche Ehe, welcher Noëmi als einziges Kind entsproß, soll eine wenig erfreuliche gewesen sein. Trotzdem erbte die Frau, eine Amerikanerin von seltener Schönheit, das, wie man sagte, nach Millionen zählende Vermögen ihres Gatten, während die Tochter nur den Pflichttheil erhielt. Seiner Tochter hatte Thogorma allerdings schon zu Lebzeiten eine bedeutende Summe durch Schenkung zugewendet und bei seinem alten Geschäftsfreunde Thervelde hinterlegt, welchen er auch, als er in Krankheit verfiel, durch die Brüsseler Behörde zum Vormund Noëmi's bestellen ließ. Er scheint in seine Frau wenig Vertrauen gesetzt zu haben und in der That bestand zwischen Mutter und Tochter ein höchst trauriges Verhältniß, eine unüberwindliche Abneigung, wodurch der auffallende Schritt des Vaters erklärlich wird. Die Mutter hat sich auch nach dem Tode ihres Gatten nicht mehr um die Tochter gekümmert; sie kehrte nach Amerika zurück und blieb verschollen. Wir haben niemals ein Lebenszeichen von ihr erhalten, so daß ihr auch die Heirat Noëmi's nicht angezeigt werden konnte. Einem letztwillig ausgesprochenen Wunsche gemäß hatte sich Noëmi sofort nach dem Tode ihres Vaters zu Herrn

Thervelde begeben, wo sie bis zu dem Tage, wo sie meine Frau wurde — es war zugleich der Tag ihrer Mündigkeit — gelebt hat. Wir haben in Berlin unseren Hausstand gegründet und dann einige Monate im Oriente verlebt.

Frau Mauriel hatte dieser Erzählung mit sichtlichem Interesse zugehört. Jetzt erhob sie den Kopf:

— Und fürchten Sie nicht, Herr v. Nordenberg, daß nach der Vererbungstheorie etwas von dem, was Sie von Ihrem ethischen Standpunkte „religiöse Wahnvorstellungen“ nennen, vom Vater auf die Tochter übergegangen sein könnte?

— Noëmi neigt nicht im Geringsten zur Frömmelei, im Gegentheil. Uebrigens ist sie, obwohl zart, gesund und meines Wissens niemals ernstlich krank gewesen, wenn auch ihrem Wesen eine gewisse Schwermuth eigen ist, die sich wohl aus den Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen, zur Genüge erklärt.

— Um so besser. Sie sagte das mit einem Blicke auf Nordenberg, aus welchem ein Unbefangener vielleicht etwas wie Mitleid herausgelesen hätte.

— Und spricht sie bisweilen von ihrer Mutter?

— Sie hat deren Namen, soweit ich mich erinnere, niemals ausgesprochen, was nach dem Vorgegangenen auch nicht auffällig erscheinen konnte.

Elisabeth stand auf, trat in die Thüre und deutete nach dem Firmamente, wo eben der Mond hinter eine tiefschwarze, drohende Wolke schlüpfte.

— Sie sehen, der Mond steht aus ....

Das schien wie ein Signal, denn Alles rüstete zum Aufbruch. In einer Weile war die Terrasse verödet und hörte man auf der Straße rückwärts Wagenrollen, das allmälig in der Ferne erstarb.

Frau Mauriel stand unbeweglich an der Brüstung vorn und blickte in die Tiefe. Ganz links war der Horizont dunkelroth besäumt: die Arbeitsgluth der Gewerke. Vom Widerschein war die Wolke, die sich immer weiter und verfinsternder nach jener Richtung hin über den Himmel ausbreitete, leicht angeglüht.

— Welch' merkwürdiger Zufall! .... murmelte sie vor sich hin und dann zu Mauriel gewendet, der sachte herangetreten war:

— Robert, wenn es Dir recht ist, reiten wir. Ich muß meine Nerven entladen.

— All right.

* * *

Nordenberg legte die starke halbe Stunde zwischen der Villa und seiner Wohnung zu Fuß zurück. Er schritt langsam auf dem Waldpfade dahin. Sein Kopf glühte; die Waldfrische that ihm wohl. Es gelang ihm nicht, seine Stimmung genau zu definiren. „Als wären ein Paar Tasten stecken geblieben", murmelte er. Moralischer Katzenjammer, hätte er sagen sollen, aber so einfach gab er's nicht. Bald grüßte ihn das neue Giebelkreuz der Wallfahrtskirche. Man hatte bereits begonnen, Buden zu schlagen für den 22. Juni, das Fest der zehntausend Märtyrer oder vielmehr „Ritter", wo Wallfahrer zuströmten. Jetzt kam er die Heiligendorfer Straße herab. Dort lag seine Wohnung. Er beschleunigte unwillkürlich den Schritt. Er sieht das helle Steinbild der heiligen Cäcilie auf seinem hohen Postament. Plötzlich hält er inne .... Ein leiser Schauer rieselt ihm über den Nacken .... Ein Wunder? Die Geige der Heiligen tönt. Er hört es ganz deutlich. Spielt sich der Wind in den Löchern des steinernen Resonnanzbodens? Er steht jetzt vor der Geigerin aus Stein. Ihr vergoldetes Instrument schimmert ihm entgegen, aber es ist stumm. Kein Wunder also.

Was ist das? Licht im Erkerzimmer dort! Was kann doch Frau Brigitte nach elf Uhr Nachts dort noch zu schaffen haben? Wieder tönt's .... Und seufzt und klagt und schluchzt plötzlich auf! Er horcht .... Es schießt ihm feucht in die Augen, seine Beine zittern, als wollten sie versagen. Kein Zweifel .... das Adagio von Bériot ist's, das er so sehr liebt, sein Adagio, wie er es nennt .... Athemlos stürzt er vorwärts, fast hätte er einen Mann umgerannt, der, anscheinend hinauflauschend oder auf Jemanden wartend, vor dem Hause auf- und abging. Mit zitternden Händen öffnet er die Hausthüre, sie fliegt krachend wieder in's Schloß. Frau Brigitte mit ihrem Lichte bemerkt er nicht, die Geige lockt .... Noch ein Paar Sätze und er ist oben. Sein Herz stürmt zum Zerspringen, aber er bemeistert sich und öffnet sachte die Thüre ....

— Noëmi! ....

Da stand sie mitten im Zimmer, die schlanke, süße Geigerin in Fleisch und Blut, sein junges Weib!

Wie kam's doch, daß er mit seiner Umarmung den zarten Körper nicht erdrückte und den noch gebrechlicheren der Amati dazu?

Schluchzend lag sie an seiner Brust:

— Mein Philibert!

Wie das klang und nachklang in seiner Seele! .... Das weiße Marmorschloß mit Frau Elisabeth versank in die Tiefe ....

Es dauerte eine Weile, bis sie Worte fanden ....

— Also so übernehmen mich der Herr Gemahl in Köln .... schmollte sie reizend, sich seinen Armen entwindend, Nachtschwärmer ....

— Aber erkläre mir doch .... Hielt' ich Dich nicht warm in meinen Armen, ich glaubte nicht daran.

Sie führte ihn an's offene Fenster:

— Herr Rufus! rief sie gedämpft.

— Schon gut! lachte es von unten ebenso zurück. Für heute bin ich überflüssig. Gute Nacht!

Und er entfernte sich mit eiligen Schritten, vor sich hinbrummend:

— Ist wieder spät geworden droben bei Mauriel's! Ja, ja, zwei Weiberaugen .... War hohe Zeit, daß die Kleine kam .... Wie wunderschön sie spielte!

Noëmi hatte inzwischen ihr geliebtes Instrument sanft in den Kasten gebettet und gab nun, so weit Philibert's Küsse sie zu Worte kommen ließen, des Räthsels einfache Erklärung: Dahnfeldt's Londoner Reise sollte verschoben werden, wie ich Dir schrieb, als im letzten Augenblicke ganz unerwartet die Hindernisse wegfielen. Da kam mir eine Idee! Ich telegraphirte — Drahtantwort bezahlt — an Deinen Famulus, Herrn Rufus, und bat ihn, mich heute in Halming zu erwarten. Es gelte eine Ueberraschung. Abgemacht — lautete die Antwort, Erkennungszeichen: Taschentuch um linken Arm. Der Consul brachte mich von Köln dahin, Rufus war zur Stelle, wir stiegen zwei Stunden später in den Heiligendorfer Zug, er besorgte das Gepäck und nach zehn Uhr Abends waren wir hier. Frau Hartmeyer wollte sich schier die Augen heraus verwundern, aber es half nichts, sie mußte schließlich daran glauben. Du, Dein Rufus ist ein prächtiger Mensch!

Und sie schlang die Arme um Philibert's Hals . . . .

Das „Thal der Seligen" schläft. Das Firmament hat sich etwas geklärt und es scheint, als sollte der Vollmond, der heute eine seiner längsten Jahresnächte hat, des Himmels wieder froh werden.

Am Schlafzimmerfenster bei Nordenbergs ist noch ein Flüstern.

— Philibert, sagt sie zärtlich leise, gib Dein Ohr her, ganz nahe, noch näher, so. Und sie legt ihren Mund daran.

— Noëmi! jauchzt er auf, bist Du dessen auch ganz gewiß?

— Ich glaube wohl . . . . .

Er kniet vor ihr nieder: Es ist ihm, als sinke drunten über die bleichdämmerige Asphodillwiese plötzlich ein Lichtthau herab und dringe davon ein Schein in's Gemach herein und umfließe wie sanfter Segen sein junges Weib . . . . .

Er täuscht sich nicht: Es ist wieder Vollmondschein.

Plötzlich werden gedämpfte Hufschläge hörbar, die auf der Heiligendorfer Straße näher und näher kommen. Jetzt stampfen sie in wilder Eile so dicht unter dem Fenster vorüber, daß Noëmi erschrocken zurückfährt.

Philibert beugt sich rasch hinaus. Er glaubt in den Dahinsprengenden Mauriels zu erkennen, aber er spricht es nicht aus.

8.

Mauriels befanden sich auf Reisen. Sie waren den Tag nach dem Mondschein-Thee plötzlich abgereist. Das Ehepaar Nordenberg verlebte nach mehr als zweimonatlicher Trennung eine Woche stillen Glücks. Noëmi hätte es immer so gewollt, aber das Verbandsinteresse legte ihrem Manne gesellschaftliche Pflichten auf. Seufzend willigte sie denn in die unausweichlichsten Besuche. Der in der Villa Mauriel wurde verschoben, dagegen führte Philibert seine Frau bei Reiningsfeld's und deren Anhang auf. Gabriel Kerr wurde Noëmi sozusagen auf offener Straße, bei seiner Rückkehr von einem Krankenbesuche, vorgestellt. Auch mit Cornelien wurde die junge Nordenberg zufällig bekannt und beide waren sich sympathisch.

Eines Morgens — Dechant v. Wentnor hatte Tags zuvor seine längst angekündigte große Missionspredigt gehalten — sprach Nordenberg bei Kerr vor, um einen Tag zur Constituirung des Vereinsvorstandes anzuberaumen. Der Arzt empfing ihn mit der Frage:

— Nun, wie geht's Ihrer Frau? Hoffentlich hat die Ohnmacht in der Kirche keine weiteren Folgen gehabt?

— Glücklicherweise. Aber wie wissen Sie . . .?

— Ich war Augenzeuge. Das überrascht Sie? Kerr, der Gottesleugner, in einer Missionspredigt! Man muß eben bisweilen den Feind in seinem eigenen Lager aufsuchen. Ich war begierig zu hören, nach welcher Methode Herr v. Wentnor den bedauernswerthesten aller Planeten untergehen lassen würde, ob durch Wasser oder Feuer, durch die bereits siebenhundert Jahre alte Ueberflutungstheorie der schmelzenden Nordpol-Eiskappe Adhémar's oder die Scherr'sche Weltbrand-Hypothese. Für uns Irrenärzte hat dies überdies ein besonderes Interesse. Unter den Geistesgestörten zu Ende des Jahrhunderts stellen drei Besonderheiten das zahlreichste Contingent: Flugtechniker, Mondforscher und Weltendler. Bei der Familie Karters ist ein junger Mechaniker in der Pflege, der jeden Augenblick durch sein Parterrefenster „fliegt", nicht weit davon finden Sie einen Astronomen, welchem das Deloncle'sche Riesentelescop, das uns auf der Pariser Jahrhundertausstellung den Mond auf einen Meter nahe bringen soll, den Kopf verrückt hat, und im Nebenhause wohnt eine ältere Dame, welche sich durch Fasten und Kasteien auf das „Ende" vorbereitet, man hat alle Mühe, ihr durch List etwas Nahrung beizubringen.

— Nun, was sagen Sie zu der Theorie des Dechanten?

— Daß sie die beste von allen ist, weil sie jeder Theorie aus dem Wege geht. Der Mann wirkt einfach auf die Phantasie, auf die Nerven. Und das versteht er von Grund aus.

— Das sagte ich mir auch, bekräftigte Nordenberg. Haben Sie bemerkt, wie er selber bleicher wurde, wie ihm förmlich die Waagen einsanken, als er vom bevorstehenden „Ende", von der großen Buße, der letzten Sühne sprach? Seine schöne, priesterlich gepflegte Hand leuchtete gespenstisch hell im Kirchendämmer, als weise sie den Weg in die Ewigkeit. Und seine Stimme! Es klang nicht wie frommer Theaterdonner, sondern wie ungeheure Zerknirschung, jedes Wort fiel wie ein glühender Tropfen auf die Köpfe der Zuhörer. „Sie werden versiegen, die Nährbrüste der Welt!" Wie er das sagte! Da hockten sie, oder lagen auf den Knien, Kopf an Kopf, das Auge starr, die Lippe bleich, die Stirne kraus. Die Frauen schluchzten, beim Hochofen ergraute Arbeiter, welche ihr Lebtag mit glühenden Eisenbarren hantirten,

blickten verstört vor sich nieder, die nackte Angst auf den Gesichtern! Alle Todesschrecken des ewigen Gerichts wetterleuchteten von dieser Kanzel herab, Aller Athem stockte, als er in gedämpftem Tone sprach: „Von jenem Tage aber und von jener Stunde weiß Niemand, auch nicht die Engel im Himmel, sondern nur der Vater. Wachet darum und betet, auf daß Ihr nicht in Versuchung fallet . . . .“

— Wären Sie nicht Poet, bemerkte Kerr, nachdem Nordenberg geendet, mit einem feinen Lächeln, man könnte Sie wahrhaftig für einen Bekehrten der Villa Mauriel halten.

— Spötteln Sie immerhin, lieber Doctor, ich gestehe gerne ein, daß meine Nerven einen gewissen Eindruck empfangen haben. Um wie viel nachhaltiger aber muß die Wirkung einer solchen Predigt auf ängstliche Seelen, auf sensitive Naturen sein. Da vermag sie geradezu Verheerungen anzurichten und jetzt, nachdem ich selbst zum ersten Mal einer solchen Predigt beigewohnt, begreife ich die Scheu meiner Frau, welche mich anfangs nicht begleiten wollte.

— Ah, und warum haben Sie dann, Sie verzeihen schon einem Freunde die Frage, Ihre Frau dazu überredet? Der Ohnmachtsanfall beweist, daß diese Scheu eine natürlich begründete war.

— Sollen wir denn selbst den gegen uns ausgegebenen Schlagworten Nahrung zuführen? Wenn meine eigene Frau bei besonderen Anlässen die Kirche meidet, wie soll ich als Vertreter des Culturverbandes den Anwürfen der Bekenntnißfeindlichkeit und Freigeisterei gegenüber bestehen?

— Als künftiger Vereinsvorsteher muß ich Ihnen Recht geben, als Arzt aber Sie tadeln. Gattenpflichten scheinen mir denn doch Vereinspflichten vorzugehen.

— Gewiß. Das Unwohlsein Noëmi's dürfte sich übrigens, abgesehen von der erstickenden Schwüle in der Kirche, auf ganz natürlichem Wege erklären.

— Ich vermuthete dies. Bei der zarten Beschaffenheit Ihrer Frau nur ein Grund mehr zur Vorsicht. Doch da fällt mir ein, Sie sprachen neulich zufällig den Namen Thogorma aus. Haben Sie eine Familie dieses Namens gekannt?

— Meine Frau ist eine geborene Thogorma.

— Notar Thervelde in Brüssel, in dessen Haus ich verflossenen Winter flüchtig verkehrte, hatte eine Mündel dieses Namens gehabt.

— Das war Noëmi.

Dr. Kerr blickte schweigend vor sich nieder. Eine leise Falte grub sich ihm zwischen die feinen Brauen.

— Haben Sie die Eltern Thogorma's gekannt? fragte er nach einer Pause.

— Nein. Als wir heiratheten, war der Vater bereits todt und die Mutter in Amerika verschollen.

Simone pochte an die Thüre und berichtete: Der „Mondgucker" bei Gerber's drüben sei plötzlich gewaltthätig geworden. Die Leute wüßten sich nicht zu helfen.

Für solche Fälle stand ein besonderes kleines Haus mit einigen Isolirzellen bereit, wo denn auch der Gerber'sche Pflegling eine halbe Stunde später bereits versorgt war.

Dr. Kerr aber war nach Hause zurückgekehrt und hatte aus seinem Archiv einen umfangreichen, mit Schriften gefüllten Carton herausgezogen, welchen er eifrig durchmusterte. Ein Vermächtniß des kürzlich verstorbenen Dr. Bulckens zu Gheel im Kempenland an „Seinen liebsten Schüler", wie es im Testamente hieß, enthielt derselbe eingehende Aufzeichnungen über die Krankheitsgeschichte sämmtlicher Patienten, welche der berühmte Psychiater in eigener Behandlung gehabt hatte. Die Kranken waren alphabetisch geordnet. Gabriel hatte den Buchstaben T aufgeschlagen und sich ins Lesen vertieft. Seine Züge zeigten eine ganz besondere Spannung . . . .

* * *

Die Berghoft hatte Recht: Bei Reiningsfeld's roch's nach Malz. Es ging von der ganzen Gesellschaft ein gewisser Fadsüßgeruch aus, ziemlich stark mit Pietismus versetzt. Man brauchte gerade kein „Seelenkriecher" zu sein, um dessen sofort inne zu werden. Am fühlbarsten schlug's bei den literarischen Thee's durch, dessen geistige Vapeurs allerdings durch die darauffolgenden kräftigen Soupers zerstreut wurden. Man sprach dann von etwas Anderem, als dem „Verfall" der deutschen Literatur und der Berliner Kirchennoth.

Die Bedienten hatten die Flügelthüren des Speisesaales geöffnet.

— Aber, Nordenberg's! rief die Hausfrau.

— Man wird ihnen nachserviren, brummte Sittenmaler Merkelt, mir kracht schon der Magen.

Man soupirte ohne Nordenberg's, aber man sprach natürlich von ihnen.

— Wie finden Sie die kleine v. Nordenberg, wendete sich die Hausfrau zu ihrem Tischnachbar Levingo, welcher im Rufe eines Frauenkenners stand.

— Allerliebst, aber gewiß ist ihre Mutter noch hübscher gewesen, versetzte der Lungendoctor.

— Wie so? lächelte Frau Hannah.

— Es gibt junge Damen, bei deren Anblick man unwillkürlich denkt: Muß die eine schöne Mutter gehabt haben! Nicht selten freilich hat in solchen Fällen die Mutter das Schönste für sich behalten.

— So gefällt sie Ihnen nicht.

— Gewiß, die zarte, überschlanke Gestalt mit dem Blumenköpfchen hat etwas Poetisches. Aber in dem Blick liegt bisweilen etwas Scheues, Ängstliches, in den Mundwinkeln etwas Verschlossenes, was mich als Arzt interessiren, als Gatten jedoch beunruhigen würde.

— Ich finde wieder gerade dies kindlich Scheue, Gedämpfte in ihrem Wesen besonders anziehend, meinte Frau Kirchenrath Lentner. Man fühlt sofort die zartbesaitete Natur heraus. Sie ist übrigens hervorragend musikalisch.

— Sie spielt ganz vorzüglich Violine, ergänzte der Kirchenrath. Neulich des Abends unter den offenen Fenstern ihrer Wohnung hat mich ihr Spiel geradezu festgebannt.

Die windschiefe Frau Dr. Levingo brachte zum Nordenberg-Thema ein neues Motiv: Die häufigen Besuche Dr. Gabriel Kerr's bei Nordenberg's. Des Friedenvereins schönere Hälfte schwärmte für den interessanten „Einsiedler von Homst“ und fand dessen plötzliche Geselligkeit mindestens auffallend. Verbandsangelegenheiten konnten es doch nicht allein sein. Am weitesten wagte sich diesmal Frau Merkelt vor, die Herrn v. Nordenberg eine scharfe Zurechtweisung nicht vergessen konnte, welche sie sich von ihm für einen kecken Angriff auf die freie Art amerikanischer Frauen und Elisabeth Mauriel's im Besonderen zugezogen hatte.

Der Gatte Merkelt und der Hausherr sagten nichts. Sie aßen.

Die Gesellschaft hatte längst im Nebenzimmer Platz genommen, wo die Moccatäßchen dampften, Beide soupirten noch. Endlich erschienen sie, zwei ziemlich ungeschlachte Kumpane, unter der Thüre des Speise-

saales. Wenn es auf der Welt ein Mittel gegen das ewige Lächeln Hannah's v. Reiningsfeld, geborenen Gräfin Terburg, gab, so war dies das Erscheinen ihres Gatten. Für einen Augenblick blieb sie denn auch mit ungekräuselten Lippen.

Dagobert Merkelt, Specialist für Arbeiterscenen — „Elendmaler“, sagte die Kritik — war hier einmal als Mann seiner einflußreichen Frau, dann für den Nachrichtendienst des Salons Reiningsfeld mehr geduldet als geschätzt. Er hatte seit fünf Jahren ein großes Ausstandsbild auf der Staffelei, wofür er Tage lang „auf Studien“ herumlungerte und gelegentlich das Neueste aufschnappte.

Sein Ansehen war in der letzten Zeit nicht unerheblich gewachsen. Er hatte die Nachrichten von dem Unglücksfall Kerr — im Salon Reiningsfeld glaubte man an einen Liebesselbstmord — und von dem Unfall Nordenberg in der Kirche zuerst gebracht. Die knappe drastische Schilderung des letzteren trug ihm einen bemerkenswerthen Erfolg ein. Alles hing an seinem Munde, als er sprach:

— So war ich denn in der Missionspredigt des Herrn von Wentnor. Studien halber, natürlich. Uns Künstler interessirt die Wirkung solcher Predigten auf die Temperamente. War das ein Katzenjammer, als er vom „Ende“ sprach! Ich mustere die Gruppen. Da kniet die kleine Nordenberg, die Ellbogen auf der Betbank, das Gesicht in den Händen vergraben. Plötzlich knicken ihr die Arme ein, sie sinkt mit dem Kopf vornüber: Ohnmächtig, rein weg! Das Aufsehen ist ungeheuer; dem Dechanten auf der Kanzel bleibt der Arm in der Luft stecken; dem Gatten scheint's windelweh verlegen zu Muthe. Man schafft die Bewußtlose mühsam durch das Gedränge hinaus und Herr von Wentnor declamirt weiter . . .

Heute hatte Merkelt wieder etwas Neues in der Tasche: einen Beitrag zur unerschöpflichen Mauriel-Chronik. Die Friedensdamen rückten kampflustig zusammen. Gestern Früh ganz unerwartet seien Mauriels zurückgekommen. Sie hatten auf telephonisches Ansuchen Baxter's ihren Berliner Aufenthalt plötzlich unterbrochen. Es gähre bedenklich in der Fabrik, hatte der Stellvertreter mitgetheilt, er fühle sich der Verantwortung nicht mehr gewachsen. — In der That, fügte Merkelt hinzu, es gehen sonderbare Gerüchte um, der Bekenntnißzwang, die vielen Entlassungen, die hohen Strafgelder, die Gewaltherrschaft der amerikanischen Werkführer, das alles hat unter den

Mauriel'schen Arbeitern eine tiefgehende Unzufriedenheit erzeugt, welche, sagt man, durch anarchistische Geheimboten geschürt wird.

— Mir scheint, mit dem katholischen Regiment geht's abwärts, lächelte Frau von Reiningsfeld triumphirend.

— Solcher Hochmuth mußte endlich zu Schanden werden, ergänzte Fräulein Trachtenberg.

Nordenberg's kamen nicht, es gelangte jedoch an die Hausfrau ein Brief, worin Philibert unter dem Ausdrucke aufrichtigen Bedauerns ihr Nichterscheinen mit Rücksicht auf den etwas leidenden Zustand seiner Frau zu entschuldigen bat.

— Da muß etwas vorgefallen sein, meinte der Sittenmaler.

9.

Dagobert Merkelt täuschte sich nicht. Philibert und Noëmi hatten diesen Nachmittag einen Ausflug nach den romantisch gelegenen Steinbrüchen von Mertrich unternommen. Die junge Frau schien heiterer als sonst. Sie begegneten unterwegs Cornelien, welche ihnen die Ankunft des Ehepaares Mauriel mittheilte. Da sie gerade ganz in der Nähe der Villa waren, ließ Philibert den Wagen halten und durch den Kutscher anfragen, ob Frau Mauriel ihm gestatte, seine Frau vorzustellen. Der Bescheid lautete zustimmend. Die Besuchenden betraten die Villa durch einen Seiteneingang, wo ihnen alsbald Herr Mauriel entgegenkam, welcher Philibert in Beschlag nahm, während Noëmi vom Diener zur Hausfrau hinaufgeleitet wurde.

Der Erfinder hatte augenscheinlich — eine große Seltenheit — einen mittheilsamen Tag. Dies hatte allerdings seinen guten Grund. Mauriel war entzückt von der Aufnahme, die er in Berliner maßgebenden Kreisen gefunden. Der Kaiser hatte ihm empfangen und sich mit ihm eingehend über die Arbeiterfrage und die Fünf-Millimeter unterhalten. Seine Majestät zeigten sich verblüffend unterrichtet und widmeten der neuen Waffe das größte Lob. Mauriel hatte vielleicht im ganzen Jahre nicht so viel Worte verbraucht, als in der halben Stunde, in welcher er heute Nordenberg als gefälligen Zuhörer in seinem Arbeitscabinet zurückhielt.

Als Philibert hierauf bei den Damen erschien, erschrak er über das leidende, verstörte Aussehen Noëmi's. Frau Elisabeth berichtete in eigenthümlich unbefangen ruhiger Weise, welcher ein wirklich unbe-

fangener Beobachter sicherlich die mühsame Selbstbeherrschung angemerkt hätte, die junge Frau sei von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden, eine kurze Zeit bewußtlos gewesen, habe sich jedoch rasch wieder erholt. Es werde wohl nur vorübergehend sein, bei jungen Frauen sei ja dergleichen nicht auffallend. Möglicherweise sei das Ganze auf eine Betäubung durch Blumengeruch zurückzuführen, welcher durch die zufällig offen gebliebene Thüre aus dem an das Boudoir stoßenden kleinen Wintergarten eingeströmt sei. Thatsächlich war das Gelaß mit schwülem Duft erfüllt, obwohl die Fenster offen standen.

Philibert empfand selbst eine Art Betäubung, eine Blutwelle stieg ihm zu Kopf und er sah wie durch einen rothen Schimmer die Augen der Frau Elisabeth ihn anfunkeln. Diesen Blick hatte er bei ihr noch niemals gesehen. Es lag darin etwas gebieterisch Bannendes, wirklich Suggestives.

Die beiden dunkelstrahlenden Augen verfolgten ihn noch, als er schon im Wagen saß, Noëmi bleich und still neben sich. Bisweilen hob sie den Blick scheu und wie bittend zu ihm empor und versuchte zu lächeln. Als sie den Wald entlang fuhren, ließ er halten und hob sie liebevoll heraus. Auf seinen Arm gestützt, von den würzigen Waldkeimen umschwärmt, erholte sie sich sichtlich. Sie saßen dann eine Zeit lang im Walde drinnen, die Hände ineinander. Wenn er ihre Hand für einen Augenblick los ließ, faßte sie begierig wieder darnach. Sie küßte ihn sanft und sagte: Mir ist schon wieder wohl! Er schaute sie an, aber er mußte die Augen schließen, denn aus Noëmi's Augen — so war's ihm — blickte Elisabeth. Er schaute dann fest und unverwandt in das verworrene, lichtdurchrieselte Grün der Haselstauden, die ringsum hoch aufschoßen, um diesen Blick loszuwerden, aber auch hier fand er ihn wieder.

Zu Hause fiel ihm Noëmi schluchzend um den Hals und bat um Verzeihung, ihn so beunruhigt zu haben.

Dann nahm sie die Geige heraus und versuchte zu spielen. Anfangs glitten die Töne weich und rein von den Saiten, dann plötzlich knirschte es auf, das Instrument entsank ihrer Hand und sie brach in krampfhaftes Weinen aus. Das schaffte Erleichterung und gegen Abend verfiel sie in Schlaf.

Philibert aber nahm nach längerer Zeit wieder sein Heft: „Eindrücke und Reflexe“ vor:

— Kein Zweifel, meine Einbildungskraft ist krank, schrieb er. Recapituliren wir: Erste Erschütterung: Nach dem Besuche der Fabrik und dem Unfall Kerr. Zweite weit bedenklichere: Nach dem Mondschein-Thee. Noëmi kommt. Ihr unerwarteter Anblick wirkt befreiend, ihre beseeligende Mittheilung reinigend. Ihre Stirne ist heller, ihr Wesen gefestigter. Sie erscheint mir fast neu, verschönt; es ist, als sammle sich ihre Natur zu einer kraftvollen That, einer schönen Sendung, einer neuen Lebensaufgabe. Der Grund lag ja nahe. Wie Schlacken fällt's von mir ab. Helle, schöne Zeit. Anfangs, dann verliert die anschmiegende Art Noëmi's wieder allmälig an Reiz, ihre Augen sagen immer dasselbe, ihre Adagio-Natur verursacht mir bisweilen eine gewisse Oede. Die düstere, zwingende Gestalt Elisabeth's tritt wieder aus dem blendenden Marmor heraus. Ich finde die Abwesenheit der Mauriel's lang, dann endlos. Drei Wochen! Ich constatire eine wachsende Unrast in meinem Wesen. Es treibt mich hinaus, umher; ich bilde mir ein, eine gewisse Rührigkeit für den Verband zu entwickeln und thue eigentlich nichts. Was an Propaganda bis jetzt geschehen, hat Rufus gemacht. Da kommt der Anfall Noëmi's in der Kirche. Verwunderliches war doch eigentlich nichts daran, auch gerade nichts Beunruhigendes; bei jungen Frauen muß das eben durchgemacht und ertragen werden, bis es sein naturgemäßes Ende findet. Ein Fehler war's ganz entschieden, sie gegen ihren Willen in die Missionspredigt zu schleppen. Kerr hat schließlich Recht. Doch diese Scheu schien mir so kindisch! Nun aber, der heutige Anfall! Der hatte etwas Erschreckendes! Man wird doch einen Arzt fragen müssen. Wie sie aussah! Ihr Blick war ganz abwesend und als Elisabeth sprach, schien sie kein Wort davon zu hören. Sie machte einen willenlosen Eindruck. Ihre Bewegungen waren automatisch. Ich habe einen ähnlichen Blick bei Noëmi übrigens schon einmal beobachtet. Bei welchem Anlaß doch? Ja, richtig, neulich, als Kerr von dem eigenthümlichen Fall momentaner Geistesstörung aus der Gheeler Praxis des Dr. Bulckens erzählte.

Weil mir gerade der Name Kerr's unter die Feder kommt — da hat dieser Tage Rufus, der sich als Sonderling mancherlei leisten darf, was man bei einem Anderen ungerade nehmen würde, das Wort hingeworfen: Es falle auf, daß Dr. Kerr, der sonst so ganz abgeschlossen lebe und absolut mit Niemandem umgehe, unser häufiger Gast sei.

Lächerlich, drei oder vier Mal vielleicht ist er bei uns gewesen! Und gleichwohl hat mich das Wort unangenehm berührt. Warum? Offenbar, weil es vielleicht doch auffallen kann, wenn es mir selbst auch bis jetzt nicht aufgefallen ist. In diesen letzten Tagen allerdings kam es mir manchmal vor, als beobachte Kerr meine Frau in verstohlener Weise. Aber bei Seelenärzten ist dieses Beobachten zur zweiten Natur geworden. Habe ich doch selbst in „Aloë“ meinen Irrenarzt mit diesem unwillkürlich beobachtenden Wesen ausgestattet. Was Kerr neulich sagte, ist gewiß zutreffend: „Jedes Menschengesicht ist eine Maske, denn jeder Mensch hat etwas zu verbergen, Jeder einen dunklen Winkel in der Seele und befürchtet zu Zeiten, daß der Blick eines Anderen hineindringe. Wer sich nicht bemüht, gleichsam unter dieser Maske den Menschen zu entziffern, wird ihn niemals kennen“. Noëmi bringt dem Doctor ein gewisses Vertrauen entgegen. Ganz natürlich, Kerr ist eben Arzt und zu Zeiten liegt für die Frauen in diesem Worte schon eine Beruhigung. Aber auch abgesehen davon, würde ich es begreifen. Sein fest und sicher auf sich beruhendes Wesen, sein begütigender Ernst, sein ruhiger Blick, sein klares Wort fordern und gebieten geradezu Vertrauen. Nur weil eine selten schöne Erscheinung diese Forderung unterstützt, wird sie von der Alltagsbosheit beanständet.

Es hieße freveln, da einen unwürdigen Hintergedanken hineinzudeuten. Und wäre ich zu diesem Frevel geneigt, bewiese dies nicht erst recht, wie sehr ich nachgerade fühle, daß ich selbst nicht als Würdiger zu bestehen vermag? Jetzt, wo ich wieder unter ihre strahlenden Augen gerathen bin, die mich nicht loslassen, mich unheimlich verfolgen wie furchtbar beredte Bildnißaugen! Ich schreibe wieder das Wort „Suggestion“ nieder, ich kann nicht anders. „Ihre Theorie, lieber Nordenberg, kehrt sich gegen Sie selbst“, würde der Justizrath sagen, ohne die Sache ernst zu nehmen. Ich aber fühle, daß sie ernst ist und fasse zusammen: Meine Einbildungskraft ist krank! ....

Noëmi hatte sich rasch erholt, scheinbar wenigstens. Kerr erfuhr nichts von dem Anfalle. Philibert hatte vorgehabt, mit ihm darüber zu sprechen, bei der schon Tags darauf eingetretenen Beruhigung seiner Frau jedoch unterließ er es. Morgenspaziergänge thaten der jungen Frau sichtlich gut. Dann überkam sie eine Art Musikhunger; sie ließ sich neue Stücke kommen, übte und spielte stundenlang, fast

zum Erschöpfen, bis Philibert Protest einlegte. Dies sei übrigens bei Noëmi nichts Neues, bemerkte er, als Kerr auf das Nervenzerrüttende einer solchen Musikschwelgerei hinwies.

Der Doctor schien thatsächlich ein Interesse an der jungen Frau zu nehmen, welches über deren augenblickliches Befinden hinausging. Seine verhältnißmäßig immerhin häufigen Besuche waren darauf zurückzuführen. Sie datirten freilich erst von jenem Augenblicke, wo er wieder einmal die Aufzeichnungen seines Lehrers und Meisters Bulckens vorgenommen hatte. Er gewann sofort die Ueberzeugung, daß in diesem zu Zeiten sich geltend machenden übermäßigen Musikbedürfnisse Noëmi's ein zwingendes Bedürfniß nach Selbstbetäubung sich Luft mache. Es gab — das stand bei ihm fest — etwas zu beschwichtigen, einzuschläfern in der Seele der jungen Frau und jener schwermüthige Zug, welchen Philibert selbst als einen Grundzug im Wesen seiner Frau bezeichnete, lag viel tiefer, als der Gatte nur ahnen konnte. Wäre Nordenberg's Blick in diesen Tagen weniger nach außen gekehrt, sein ganzes Sinnen weniger befangen gewesen, vielleicht wäre ihm der Ausdruck wirklichen Mitgefühls, womit das Auge Kerr's bisweilen auf Noëmi ruhte, nicht entgangen. Vielleicht hätte er gleichfalls bemerkt, daß der Arzt auch ihn aufmerksam beobachtete. Aber Philibert widmete seiner Frau und seinem Heim nur wenige Tagesstunden, seine literarischen Arbeiten ruhten gänzlich und er schien plötzlich so ganz in „Vereinsgründung“ aufzugehen, wie Noëmi bisweilen in Musik.

Auch darin constatirte Kerr alsbald ein Bedürfniß nach Selbstbetäubung. Und so war es. Frau Elisabeth hatte Tags nach dem Besuche der Nordenberg's über das Befinden Noëmi's anfragen lassen und auch kurz darauf ihren Gegenbesuch gemacht, zu einer Stunde allerdings, wo das junge Paar den Morgenspaziergang zu machen pflegte. Dann aber schien sie dem Umgang mit Nordenberg's auszuweichen.

Philibert wurde in der Villa zweimal, wie ihm vorkam, unter Vorwänden, abgewiesen. Zu einem Mailcoach-Ausfluge, welchen Frau Mauriel arrangirte, erhielten die Nordenberg's keine Einladung. Was Philibert darunter litt, erzählten die „Eindrücke und Reflexe“. Je mehr Elisabeth sich von ihm zurückzog, desto unwiderstehlicher gerieth er in ihre Gewalt. Er sah sie wiederholt, zu Pferd, zu Wagen, flüchtig grüßend, das war Alles. That sie dies, um ihn sicherer zu fesseln?

Das konnte nicht sein, eine Schablonenkokette war diese Frau nimmermehr. Warum also? Was war geschehen? Darauf vermochte der Gequälte keine Antwort zu finden.

Mit zitternder Hand öffnete er denn auch jetzt ein Briefchen mit Elisabeth's Siegelzeichen, eine „Fangheuschrecke". Das Kriegssinnbild der Japaner, hatte sie einmal lächelnd gesagt.

Es war eine lithographirte Einladung:

„Herr und Frau Mauriel bitten Herrn und Frau Dr. von Nordenberg um die Ehre des Besuches für Donnerstag Abend, 10. Juli 1899. Acht Uhr. Nach dem Abendbrot wird getanzt.

U. A. w. g."

Die angenehme Überraschung, welche Philibert bei diesem Zeichen der Wiederannäherung Elisabeth's empfand, wurde noch durch die Erklärung Noëmi's erhöht, dass sie sich nicht wohl genug fühle, um ihrerseits der Einladung Folge zu leisten. Nordenberg bestärkte sie unvorsichtig eifrig in diesem Entschlusse. Sie ward plötzlich aufmerksam und warf ihm einen Blick zu, in dem ein Argwohn aufblitzte.

— Uebrigens, meinte sie, es sind ja noch fünf Tage Zeit, ich werde es überlegen.

Und am Dienstag erklärte sie:

— Ich gehe doch. Welches Kleid, glaubst Du, soll ich anziehen?

10.

Zum „brennenden Dornbusch" hinter den Mertricher Steinbrüchen gab's einen Wachholder! Na! Rufus schnalzte mit der Zunge, wenn er davon sprach und er verstand sich auf einen guten Tropfen, gebrannten wie ungebrannten. Desto schlechter war der Ruf der schäbigen Waldkneipe. Es duftete nach Landstreichern und arbeitsscheuem Gesindel in dem verrauchten niedrigen Local, hinter dessen Schanktisch eine Rothhaarige von unbestimmbarem Alter, halbtaub, mit derben Hüften und Fäusten Gebranntes verabreichte. Sie trug selber einen brennenden Dornbusch bis über die Stirne herein und ein Paar lodernde Augen darunter. Wenn's gar zu wüst herging, war dies Weib Mann genug, um einige Schnapsbrüder, die über einander herfielen oder mit ihr verliebt thun wollten, niederzuschlagen.

Donnerstag Abend steckten dort am Ecktische rückwärts vier Kerle mit wahren Sprengstoffgesichtern, tuschelnd und munkelnd, die

Köpfe zusammen. Barmherzige Dämmerung verschleierte die tiefe Verwahrlosung des Raumes, dessen Fuseldunst die durch das offene Fenster einströmende Waldluft nicht zu zerstreuen vermochte. Draußen vor dem Fenster war eine Art Laube aus dicht überwuchertem Lattenwerk angeklebt — für Extragäste.

Das Weib hatte eben dort einen Solchen bedient und hockte jetzt wieder hinter der Eisenbarre des Schanktisches, wo ihre wilden Augen das Halbdunkel durchfunkelten.

— Wißt Ihr, was die gelbe Pest ist? fragte jetzt Einer von den Vieren in gedämpftem Ton.

Sie wußten es offenbar nicht, denn sie blieben stumm.

— Na, dann will ich's Euch sagen: die Chinesen sind's.

Ein verwundertes Grunzen beantwortete diese Enthüllung.

— Die chinesischen Arbeiter. Die will man schon jetzt überall 'rein kriegen. Das gelbe Ungeziefer arbeitet um nichts, fast nur um die Luft, die es schnappt. Auch im Gewerk bei den „Seligen" denken sie d'ran.

— Na, das glaub' ein Anderer, widersprach Einer, dessen Erscheinung, soweit sie in der Dämmerung auszunehmen war, den entlassenen Arbeiter verrieth. Den Mauriel'schen Leuten geht's doch wie im Himmel . . .

— Was, Himmel! Wird nicht unbarmherzig weggejagt, was sich ein paar Mal um Kirche und Beichtstuhl drückt oder ein Mädel hübsch findet? Und die hohen Strafgelder! Und die Leuteschinder von über'm Meer drüben! Wo ist da der Himmel, he? Aufgepaßt: Ich hab' einen Brief gesehen von ihrer Handschrift . . . Der Mauriel, mein' ich. Das schlaue Weibsbild weiß ganz gut, daß etwas nicht geheuer ist in ihrem Himmel und sieht sich vor. Sie fürchtet einen Massenausstand. Da verhandelt sie mit einem Hamburger Haus wegen einem Chinesentransport zur Probe. Der Werkführer Behring hat mir den Brief gezeigt . . . .

— Wer? fragten die Anderen.

— Der Behring, wiederholte der Strolch lauter; sitzt Ihr denn auf den Ohren, daß man schreien muß wie ein Zahnbrecher?

— Na, die Wände sind so taub wie die „Brennende" dort, meinte der Zweifler von vorhin, ist aber der Brief auch echt?

— Echt? Lächerlich! Hab' ich Augen im Kopf oder nicht? Kenn' ich etwa ihre Kralle nicht? War ich nicht als guter Katholik zwei

Monate bei den „Seligen“ im Kohlenmagazin? Hat sie nicht meinen Abschied selber unterkritzelt? Der Böse lohn's ihr!

— Wer hätte das gedacht? Gelbes Heidenvolk! Eine so fromme Frau . . . . .

— Fromm? Na, dahinter möcht' ich schau'n: „Stirn voller Kreuze, Herz voller Teufel“ — so heißt's doch? Ich sag' Euch, geschehen muß da was, um der Mauriel zum „Ende“ Eins aufzustecken. Was auffliegen muß, und bei allen zehntausend Teufeln, es wird was auffliegen und nicht später als diese Nacht noch sag' ich euch — ich weiß, was ich weiß. Die Köpfe her und die Ohren auf . . . . Die weiteren Mittheilungen verloren sich in einem tiefen Flüstern, zum Leidwesen augenscheinlich des einzigen Extragastes, welcher draußen in der Laube, unten an die Mauer geduckt, dem bisherigen Verlauf des Gespräches so viel als möglich gefolgt war.

Die Viere klappten jetzt mit den Gläsern: — Noch Einen, Susel!

— Auf's „Ende!“ stießen sie an.

— Ein guter Spaß trotzdem, kicherte der Eine, der Spaß vom „Ende“. Mindestens ein Jahr und fünfthalb Monate haben wir noch auf alle Fälle. Da wächst noch Wachholder genug und hold Weibliches.

— Wieso?

Der Vagabund hielt die beiden Hände mit emporgespreitzten Fingern neben einander.

— Wie viel Finger machen das Händepaar? Zehn, denk' ich. Und wie viele Jahre machen das Jahrzehnt? Zehn. Mit eins fangt's an, mit zehn ist's voll. Begreift ihr? Ergo ist's erst mit Ende 1900 voll und wir haben Frist.

— Ist trotzdem wahr, brummten die Anderen, die Schwarzen haben sich also verrechnet . . . . .

— Na, verrechnen thun die sich nie. Geht's heuer aus'm Leim, dann haben sie so wie so Recht; hält's noch vor und passirt überhaupt nichts, dann thut's der Herrgott ihnen zu liebe und sie behalten wieder Recht.

Und die Kerle trollten sich lachend. Der dunklen Laube aber entkroch etwas Hageres, Langbeiniges mit mächtigem Kopf und wohlbekannter Nase: Rufus.

Er nahm den Weg zwischen die Beine, denn es war fast anderthalb Stunden bis zur Villa Mauriel.

* * *

Der weiße, hohe Bau war zauberisch umschimmert. Statt der gedämpften Lichtstimmung des Mondschein-Theeabends von neulich fanden die Gäste heute den Lichterjubel einer Sommerballnacht. Weithin warf vom Dache ein Reflector seine Leuchtkegel. Der Wasserfall spielte in allen Farben, bald märchenblau, bald nixengrün, jetzt ein Blutstrom, dann ein Milchschwall! Eine Lichtvegetation war im Vorgarten aufgegangen. Carrara-Treppe, Säulenhalle, Speisesaal hatte man in Blumenhaine verwandelt. Tanzsaal war die Terrasse, deren Säulen Rosengewinde umschlangen. Aus blühenden Büschen blinkte es goldhell, an der Decke glühte es zwischen künstlichem Geranke und Blätterwerk.

Noëmi v. Nordenberg war eine neue Erscheinung in der Mauriel-Gesellschaft, ihr Erfolg ein unbestrittener und Philibert sah sie umschwärmt, obwohl sie wenig tanzte. Eigentlich schön fanden die Herren sie nicht, aber vornehm anziehend — pikant melancholisch, sagte Einer. Die Damen musterten sie scharf im Detail: die tiefblauen Augen mit den schattenden Wimpern, den dunklen Haarkranz um die kurze Stirne, die feine, gerade Nase, den entzückenden Mund. Die kleine Berghoft gab ihr Urtheil dahin ab, es fänden sich bei Frau v. Nordenberg einige typische Züge, welche entfernt an Frau Elisabeth erinnerten.

Diese war überall und nirgends. Nordenberg wenigstens, welcher vor Begierde brannte, ungestört mit ihr zu sprechen, war dieser Ansicht. Sie trug weißen Crêpe-de-Chine und nichts als eine Brillant-Nelke im Haar.

Diese sah er bald hier, bald dort aufblitzen, die Trägerin selbst aber entschlüpfte ihm wie ein Irrwisch. Endlich fand er sie an der Thüre der Orchideenhalle. Sie schien ihn beinahe hier zu erwarten.

— Gnädige Frau, fragte er mit etwas unsicherer Stimme, darf ich Sie um ein Wort bitten?

— Aber gewiß, Herr v. Nordenberg. Sie deutete mit dem Fächer auf ein Tabouret, während sie selbst in einem Schaukelsessel Platz nahm.

— Ich hätte eigentlich nur Eine Frage an Sie zu richten, gnädige Frau ....

— Nun, so fragen Sie!

— Warum ächten Sie mich, warum weichen Sie mir aus?

Elisabeth heftete ihr tiefglänzendes Auge fest und sicher auf den Fragenden.

— Weil Sie mich lieben.

Darauf war er nicht gefaßt gewesen, es verschlug ihm die Sprache, der Claque zitterte zwischen seinen Fingern, er ward sehr bleich und die Ränder seiner Wangennarbe traten dunkelroth hervor.

— Oder ist dem vielleicht nicht so? fuhr sie mit seltsam hartem Klang in der Stimme fort, der ihn vollends der Fassung beraubte, nun, dann schlagen Sie hier ein und wir sind die besten Kameraden ....

Sie hielt ihm die schlank behandschuhte Hand hin. Er rührte sich nicht; große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne.

— Sehen Sie? Sie bog sich zur Seite hinab und legte ihre Schleppe behutsam um die Füße, dann lehnte sie sich zurück, ließ den Fächer aufrauschen und fuhr fort:

— Mein Freund, was haben Sie denn eigentlich von Elisabeth Mauriel gedacht? Erlauben Sie .... Ich will es Ihnen sagen: Sie hielten mich allerdings nicht gerade für eine Alltagskokette, aber Sie dachten, so eine Amerikanerin ist fast wie eine Russin, das heißt, vogelfrei für die abenteuernde Liebe. Der Gatte bei seinen Modellen, ich zu ihren Füßen. Das wird nicht allzu viel Mühe kosten und überdies eine reizende Abwechslung so zwischendurch bei der Vereinsgründung abgeben. Ihre Frömmigkeit? Bah, ein Reiz mehr! Nichts läßt einer schönen Frau besser, als ein Stich in's Religiöse. Oder dachten Sie etwa nicht so?

— Nein, gnädige Frau, ich dachte nicht so, erwiderte Nordenberg, der mittlerweile seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen hatte. Ich dachte überhaupt nicht, es überfiel mich, bezwang mich: Ich liebte Sie ....

— Armes, junges Blut, spottete sie, mit den spitzen Zähnchen ihre Fächerquaste zerbeißend. Und dann plötzlich ernst: Sagen Sie mir offen: Glauben Sie, daß ich Robert liebe?

— Gnädige Frau, wie soll ich ....

— . . . . Das wissen, meinen Sie. Nun denn, ich liebe ihn nicht. Aber ich halte ihn für Einen der tüchtigsten, genialsten Menschen dieser siechen, schlaff gewordenen, kriegsbedürftigen Zeit und bin stolz auf ihn, viel zu stolz, um ihn zu betrügen, nur so, weil sich Einer am Wege nach mir bückt. Mir scheint überhaupt, die nur so im Mitnehmen geliebten und liebenden Frauen werden für das neue Jahrhundert im Leben wie Roman viel seltener werden. Glücklich die Frauen in der Familie! Wer zweifelt daran? Aber es auch wird deren in der sogenannten Gesellschaft immer weniger geben. Auch freilich weniger in Liebe geknechtete und entwürdigte Frauen. Neue Probleme treten an die Frau heran, welche sich an die Fähigkeit zum Opfer und zum Entsagen, diese beiden Grundmotive weiblicher Größe, wenden. Viele dieser Frauen werden vielleicht eine hoffnungslose Liebe wie ein heiliges Feuer in der Brust tragen, es hegen, warten und nähren, aber anstatt daran zu Grunde zu gehen, sich im Entsagen festigen und zu immer höheren Wirkungssphären emporläutern.

— Kennen Sie etwa eine solche Liebe?

— Wer weiß? Vielleicht bin ich dadurch gefeit und kann Ihnen so ruhig die Hand reichen und sagen: Mein Freund, ich lese Sie, aber ich liebe Sie nicht.

— Und ich sage Ihnen, erwiderte Nordenberg leidenschaftlich, ihre Hand erfassend und küssend, daß auch ich die Kraft haben werde, das heilige Feuer einer hoffnungslosen Liebe zu hegen. Ich werde Sie trotz allem lieben, Elisabeth . . . .

Sie schüttelte den Kopf:

— Dazu sind Sie weder jung noch alt genug. Die Jungen, wunderbare Schwärmer, sterben bisweilen daran — sie hielt einen Augenblick wie unwillkürlich inne — die Alten leben bisweilen davon. Sie stehen in der Mitte. Uebrigens möchte ich Sie nicht auf die Probe stellen . . . .

— Ich stehe jeder Probe . . . .

— Ich glaube kaum, ich könnte zum Beispiel ein Wort aussprechen, das, ich fürchte, genügen würde, um . . . . Doch still, da ist Ihre Frau . . . .

Elisabeth hatte sich lebhaft erhoben und einige Schritte auf Noëmi zu gemacht, welche bleich, mit funkelnden Augen am Eingang stand.

Jetzt trat die junge Frau rasch an Elisabeth heran, faßte sie beim Arm und flüsterte ihr hastig und mit bebender Stimme zu:

— Wenn Sie nicht von Philibert ablassen, soll er Alles wissen.

Ein spöttisches Lächeln sprang aus den Mundwinkeln Elisabeth's ....

— Alles, verstehen Sie?.... Auch wie man Millionen erbt....

Frau Mauriel ward tiefbleich. Es lief ein leiser Schauer über ihren entblößten, mattschimmernden Nacken; sie schloß eine Secunde die Augen, dann heftete sie auf Noëmi einen dunkeldrohenden Blick, zuckte die Achseln und murmelte:

— Armes Närrchen! Faselst wieder! Wie damals! Wenn das Dein Mann wüßte?....

In diesem Augenblick betrat Cornelia, sichtlich erregt, vom Garten aus die Halle.

— Was gibt's? fragte Elisabeth auf Cornelia zugehend, die zögernd stehen geblieben war.

— Rufus, berichtete dieselbe leise, verlangt auf das Dringendste, Dich zu sprechen, es sei höchste Gefahr im Verzuge. Ein Anschlag auf die Fabrik sei geplant ....

— Führe ihn in Robert's Arbeitszimmer. Kein Wort sonst an Niemanden! Hörst Du! Selbst nicht an Mauriel. Und zu dem Ehepaar Nordenberg gewendet:

— Sie erlauben doch? Hausfrauenpflichten, — sie betonte das Wort, — meine Wirthschaftsleiterin braucht einen Rath.

Rufus erzählte haarklein Alles, was er im „brennenden Dornbusch" aufgefangen und Elisabeth ertheilte sofort am Telephon mit größter Kaltblütigkeit die nothwendigen Weisungen an Baxter: Den Gendarmerieposten der Gewerke zu benachrichtigen, Werkführer Behring festzunehmen und in seinem Hause droben eine strenge Durchsuchung vorzunehmen, das Verwaltungsgebäude mit erprobten Arbeitern zu umstellen und die Keller nach etwa frischgegrabenen Stellen gründlichst zu durchforschen.

Rufus reichte sie die Hand:

— Wir sind Ihnen verpflichtet. Ich hoffe, Sie werden mit uns zufrieden sein.

Wenige Augenblicke später erschien sie auf der Terrasse, wo eben die zweite Quadrille begonnen hatte.

Nordenberg's verabschiedeten sich. Während Husaren-Major v. S. Noëmi in galanter Weise sein Bedauern über den so frühen Aufbruch aussprach, flüsterte die Hausfrau Nordenberg zu:

— Ich erwarte Sie morgen Vormittag elf Uhr.

Die beiden Damen schieden ganz correct von einander. Elisabeth nahm hierauf den Arm des Majors, welcher die Halminger Garnison commandirte. Wenige Worte genügten, um ihn mit der Sachlage vertraut zu machen, worauf er sich unauffällig entfernte, um telephonisch den dienstthuenden Officier in Halming für alle Fälle zu avisiren. Eine Stunde später sprach Baxter von der Fabrik herein:

— All's done.

Die Gäste aber, welche erst lange nach Mitternacht aufbrachen, hatten keine Ahnung von den Drahtgesprächen, welche die Villa Mauriel mittlerweile nach verschiedenen Richtungen geführt hatte.

* * *

Noëmi verbrachte eine leidliche Nacht, der Schlaf bekam bei der tief Ermatteten sein Recht, während Philibert die Stunden zählte. Was mochte ihm Elisabeth zu sagen haben? Des Morgens war die junge Frau anscheinend ruhig. Nach zehn Uhr schützte Nordenberg einen dringenden Gang zum Kirchenrath Lentner vor, was gerade nicht auffällig sein konnte, denn um diese Zeit ging er fast täglich aus. Noëmi schaute ihm vom Fenster nach. Er schritt wirklich eiligst auf der Straße nach Heiligendorf dahin; nicht der Wallfahrtskirche zu, an welcher der Weg zur Villa Mauriel vorüberführte. Aber gab es nicht Umwege? Sie nahm die Geige und spielte lange, Stück für Stück, hintereinander, mit unersättlicher, selbstberauschender Hast. Dann kramte sie unter den Büchern Nordenberg's, zog ein Bändchen nach dem andern aus der Verbands-Bücherei heraus, um es sofort ungeöffnet wieder hineinzuschieben. Sie nahm ein Buch, um zu lesen und warf es wieder weg. Sie vermochte keine Ruhe zu finden, ging durch alle Zimmer hin und her, hier und dort stehen bleibend, in wachsender nervöser Unruhe.

— Mir ist so entsetzlich bange, murmelte sie, als sollte mir etwas geschehen. . .

Jetzt wühlte sie unter seinen Papieren auf dem Schreibtische; da klirrte ihr etwas gegen das Knie: ein Schlüssel, der an einem anderen baumelte, welchen Philibert, offenbar in der Eile, abzuziehen vergessen

hatte. Sie zog die Lade langsam heraus. Oben lag das Heft: Eindrücke und Reflexe ....

Sie schlug es auf und las und las .... Wie lange? Sie athmete schwer, bisweilen schloß sie die Augen, als schmerzte sie etwas. Dann plötzlich schleuderte sie das Heft in die Lade zurück und warf sie zu ....

— Er ist bei ihr! Ich fühl' es! murmelte sie mit stierem Blick vor sich hin. Bei ihr, und sie wird ihm sagen, daß ich .... daß ich .... O mein Gott! Mein Gott! Und sie vergrub das Gesicht in die Hände ....

Jetzt fuhr sie empor. Gabriel Kerr war sachte eingetreten.

— Retten Sie mich, Doctor, retten Sie mich! rief sie mit aufgehobenen Händen. Er ist bei ihr, sie wird ihm Alles sagen, er wird mich von sich stoßen, mich hassen, weil ich ihm verschwiegen habe, daß .... daß ....

— Daß Sie einmal Pflegling unseres theuren, unvergeßlichen Bulckens gewesen? ergänzte Gabriel sanft begütigend. Was ist daran Schlimmes? Warum sollte er Sie darum hassen, mein liebes Kind? Ist's Ihre Schuld? Und sind Sie nicht längst genesen?

— Ja, ich bin genesen, hauchte sie tonlos vor sich hin .... Dann warf sie den Kopf in die Höhe und horchte gespannt ....

— Doctor, er kommt, schützen Sie mich, um Gottes Barmherzigkeit Willen .... schrie sie, Gabriel krampfhaft umschlingend ....

Auf der Schwelle stand Philibert, erschreckend bleich. Noëmi aber stieß einen schwachen Schrei aus und knickte zusammen.

— Mein Herr, murmelte Nordenberg mit geballten Fäusten, sich mühsam bemeisternd. Der Arzt, welcher die Bewußtlose behutsam auf den Divan gebettet hatte, richtete jetzt seine hohe Gestalt empor und ließ aus seinem klaren, ruhigen Auge einen Blick tiefen Mitgefühls auf den jungen Mann fallen:

— Armer Freund, ich verzeihe Ihnen die unwürdige Bewegung. Lassen wir die Vorwürfe, so schwer auch jene sein mögen, die Sie selbst verdienen. Wir haben jetzt Anderes zu thun. Ich fürchte, sie ist ernstlich krank. Er fuhr mit der Hand über die Stirne ...

— Noëmi! .... Gestört! ....

Kerr senkte schweigend das Haupt.

* * *

„Eindrücke und Reflexe“ für diesen Tag: — Vielleicht erleben Sie etwas „Romanwürdiges“, hatte sie vor Wochen gesagt. Nun denn: Elisabeth ist Noëmi's Mutter. Sie selbst hat es mir heute gesagt und eine lange Geschichte erzählt. Sie rechtfertigte sich, warum sie seit ihrer Wiederverheiratung sich niemals um ihre Tochter gekümmert hatte. Es fröstelte mich. Zwischen diesen beiden Frauen ist etwas Trostloses, Dunkles .... Noëmi umnachtet! Alles Licht ist erloschen. Ich habe die Empfindung eines Blinden, dem man sagt, daß er am Rande eines Abgrundes steht. Aber nach welcher Seite hin die Tiefe gähnt, das sagt man ihm nicht. Ja, wenn er das wüßte?....

11.

Nordenberg's seien auf einige Tage bei Gabriel Kerr „zu Besuch“ — diesen Bescheid hatte „Professor“ Rufus von Frau Brigitte erhalten, als er eines Morgens vorsprach, um über den erfreulich wachsenden Verbrauch von Verbandsschriften zu berichten. Rufus schüttelte den Kopf und ging nach Homst hinüber. Als er von dort zurückkam, ließ er den Kopf hängen und meinte zu seiner alten Mutter, der „Besuch“ könne lange werden.

Im Thale hieß es eines Tages plötzlich, die junge Nordenberg sei irrsinnig geworden. Der Salon Reiningsfeld und der Friedensverein thaten demonstrativ theilnehmend; Dr. Levingo lächelte überlegen, ihm war ja ihr Habitus immer bedenklich vorgekommen. Wenn diese Clique erst das Verhältniß zwischen Frau Mauriel und Noëmi gekannt hätte! Davon hatte aber Niemand eine Ahnung.

Bei Mauriel's hatte die Nachricht einen tieferen Eindruck gemacht. Elisabeth, deren Energie in der letzten Zeit überhaupt sichtlich gelitten hatte, war wortkarg und einsam geworden. Man sah sie jetzt selten in der Fabrik, um so eifriger war sie bei den Betabenden, welche tief in die Nacht hinein dauerten. Sie ließ bisweilen nach dem Befinden Noëmi's fragen, persönlich aber erschien sie nicht in Homst. Cornelien entging es nicht, daß sie mit düsteren Gedanken kämpfte. Und Kerr's Schwester las tiefer, wenn auch nur bruchstückweise, in der Seele Elisabeth Mauriel's, als sonst Jemand. Es hatte, seit sie in der unmittelbaren Nähe Elisabeth's lebte, Nächte voll jähen Schreckens gegeben! Worte des Grauens waren aus dem anstoßenden

Schlafgemach zu Cornelien gedrungen. Daran war die Fröhlichkeit des schönen Mädchens gestorben.

Solche Nächte kamen nun wieder. Bisweilen erschien die hohe Gestalt Elisabeth's in weißem Schlafgewand plötzlich vor Cornelien's Bett und flüsterte: „Schläfst du? Ich kann nicht schlafen. . . ." Beim Dämmerschein der Nachtampel schaute dann die Emporgeschreckte in ein Paar entsetzlich starre Augen, die den Blick verloren hatten.... Dann setzte sich Elisabeth auf das Bett Cornelien's, küßte sie und begann über eine Weile zu plaudern. So war's auch jetzt wiederholt. Einmal hörte die Gesellschafterin, wie Elisabeth im Schlafe aufschrie: „Noëmi!" Früher hatte sie das nie gehört.

Philibert hatte seine Frau in häuslicher Pflege behalten wollen. Kerr aber, dem der Fall besonders am Herzen lag, redete ihm zu, Noëmi seiner besonderen Behandlung anzuvertrauen, die Heilung werde dadurch beschleunigt. Mit schwerem Herzen willigte der Gatte ein und die Kranke wurde mit einer Wärterin in dem Zimmer untergebracht, welches Cornelia vor ihrem Eintritt in die Dienste Elisabeth's bewohnt hatte. Philibert hauste mit Gabriel nebenan. Er lebte ein schweres Traumleben. Elisabeth, Verband, Villa Mauriel, das Alles lag jetzt wie in weiter Ferne zurück.

Dr. Kerr hielt es für seine Pflicht, ihn über die erste Erkrankung Noëmi's aufzuklären. Er gab ihm die Aufzeichnungen des Dr. Bulckens über die rührende Krankheitsgeschichte Fräulein Thogorma's in Gheel zu lesen. Und Philibert las mit feuchten Augen. Er las sich einen gewissen Trost heraus. Damals hatte die Krankheit ja nur wenige Monate gedauert. Was mußte sie als seine Frau empfunden haben, wenn er schaudernd von Wahnsinn und erblicher Belastung sprach, und das geschah häufig genug, besonders als er seine „Kranke Seelen" schrieb. Sie hatte als Braut nicht den Muth gehabt, ihm die Wahrheit zu gestehen und Herrn Thervelde, welcher ein solches Geständniß für eine ernste, unabweisbare Pflicht hielt, durch ihre flehentlichen Bitten zum Schweigen vermocht. Sie fürchtete, Philibert zu verlieren und sie liebte ihn so sehr. Ihre Schwermuth fand in den Selbstvorwürfen über dieses schuldvolle Verschweigen genügende Erklärung.

Was aber hatte den Anstoß zu der ersten Erkrankung des jungen Mädchens gegeben? War's erbliche Anlage oder nur zufällige furchtbare Erschütterung? An der Aufhellung dieses dunklen Punktes nahm

Dr. Kerr das leidenschaftlichste Interesse. Aus diesem Dunkel glänzte nämlich die gleichfalls aus Bulckens' Nachlaß herrührende, goldene Maske, die er in seinem Glaskasten verwahrte. Dieser Gegenstand, welcher bereits, wie er sich erinnerte, in ganz befremdlicher Weise die Aufmerksamkeit Frau Mauriel's erregte, als sie ihm die Nachricht vom Tode Daniel's brachte, hatte jetzt, als Noëmi sie zufällig bemerkte, einen erschütternden Eindruck auf diese selbst hervorgebracht. „Ihre Maske!" schrie sie mit heiserem Lachen, stürzte sich auf das blinkende Stück Goldblech und drückte es mit beiden Händen krampfhaft vor das Gesicht.

Es war kein Zweifel, daß diese Maske im Leben Noëmi's eine wichtige Rolle gespielt hatte, die Aufzeichnungen Bulckens' enthielten darüber gewiße vermuthende Andeutungen, welche auch die Mutter Noëmi's, damals Frau Thogorma, damit in Verbindung brachten. Es stand sogar fest, daß diese Maske mit dem Ausbruch der Krankheit Noëmi's in unmittelbarem Zusammenhange stand. Der Vormund, Herr Thervelde, hatte Dr. Bulckens darüber Folgendes erzählt: Als Noëmi, die sofort nach dem Tode ihres Vaters in sein Haus gekommen war, mit Frau Thervelde ihre Koffer auspackte, da fand sich in einem Pack Wäsche, der als Ganzes in den Koffer gelegt worden war, eine kleine Frauenmaske in Goldblech vor, welche offenbar in aller Eile hineingeschoben und dort vergessen worden war. Beim Anblick derselben lachte Noëmi gell auf und verfiel in Krämpfe. Nachdem sie sich beruhigt hatte, verlangte sie dringend nach der Maske. Man entsprach ihrem Wunsche. Sie starrte die Maske an und band sie dann ohne Weiteres vor das Gesicht. So lag sie still, bis sie eine Weile darauf ihre Geige begehrte. Dann stand sie auf und ging spielend auf und ab, bis sie erschöpft niedersank. Ihr Spiel war, von einzelnen mißglückten Griffen abgesehen, keineswegs unzusammenhängend gewesen. So waren die Anfänge der Krankheit, welche Herrn Thervelde veranlaßten, Rath und Hilfe seines alten Freundes Dr. Bulckens in Anspruch zu nehmen. Noëmi Thogorma war etwas über drei Monate im Hause des Chefarztes selbst in Gheel in Pflege gewesen und dann als geheilt zu Thervelde's zurückgekehrt. Die Maske blieb bei Bulckens als Andenken zurück. Frau Thogorma hatte sich über den Verlauf der Krankheit auf dem Laufenden halten lassen und nach der Genesung einen ausführlichen Bericht darüber erhalten. Dann schiffte sie sich nach Amerika ein und ließ nichts mehr von sich hören.

Das von Bulckens gegebene Krankheitsbild deckte sich im Wesentlichen mit den Beobachtungen, welche Kerr während des nun fast dreiwöchentlichen Aufenthaltes Noëmi's in seinem Hause angestellt hatte. Allerdings trat die Krankheit diesmal stärker auf, als das erste Mal, da eben neue Motive hinzugetreten waren. Einmal prädisponirte schon der sonstige Zustand die junge Frau zu einem Rückfalle, dann hatten diesmal die Eifersucht und insbesondere Noemi's Furcht, ihre Mutter möchte, wie sie ja versteckt gedroht hatte, Philibert das angstvoll behütete Geheimniß der ersten Erkrankung verrathen, wesentlich zum Wiederausbruch beigetragen. Anfangs hatte die Kranke sehr heftig fortbegehrt, sich dann aber an die Veränderung rasch gewöhnt und den Außendingen überhaupt keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt. Auch die anfänglich gereizte Stimmung wich bald ihrer sonstigen stillen Weise; sie beschäftigte sich mit Lesen und Musik, ohne dabei auf ihre Umgebung Rücksicht zu nehmen. Für Vorfälle, welche nicht mit ihren irrigen Gedankenreihen in Verbindung standen, schien ihr Gedächtniß stark geschwächt; was aber in dieselben nur irgendwie passen konnte, selbst das sonst Fernliegendste, wußte sie oft ganz merkwürdig damit zu verknüpfen.

Hauptmomente blieben: die fixe Idee des unumschränkten Besitzes der Maske und große Erregtheit, sobald man ihr dieselbe entziehen wollte; es schien, als flüchte sich die Kranke hinter die Maske und fühle sich erst sicher, wenn sie ihre Gesichtszüge darunter verborgen wußte; dann war sie wie durch Zauber beruhigt; des Weiteren eine ganz sonderbare Manie, ihren musikalischen Neigungen, mit dieser Maske vor dem Gesicht, zu fröhnen. Bulckens hatte sie da vollkommen gewähren lassen und auch Kerr hütete sich, ihr zu widerstreben. Meist bei einbrechender Dämmerung überließ sie sich dieser Phantasie.

Sie hatte Tage, wo sie mit Philibert vollkommen ruhig und anscheinend vernünftig verkehrte, wirkliche lichte Tage; gegen Abend aber geriethen ihre Vorstellungen in's Wanken, sie redete viel, hastig und ohne Zusammenhang und sprach oft und unter Thränen den Namen ihres Vaters, sowie auch ihres Mannes und Gabriel Kerr's, jenen ihrer Mutter jedoch niemals ohne Anzeichen des Schreckens aus. Auch noch zwei andere Namen tauchten aus den Irrgängen ihrer Vorstellungen auf: Thervelde und Webbs, der letztere sogar sehr häufig

und in Verbindung mit Elisabeth. Bulckens bezeichnete in seinen Notizen diesen Webbs als einen Diener und Vertrauensmann Thogorma's, welcher seinerzeit Noëmi nach Brüssel begleitet hatte.

Gegen Abend meist nahm die Kranke Maske und Geige und ging, fortwährend spielend, auf und ab. Bulckens hatte beobachtet, daß sie dann, sobald man die Thüre öffne, alsbald durch dieselbe hinausgehe und durch alle offenen Thüren überhaupt bis auf die Straße und das freie Feld hinaus, wenn man sie gewähren lasse. Er hatte diese unwiderstehliche Anziehung, welche eine offene Thüre auf sie ausübe, als ein besonderes Moment betont. Auch Kerr und Philibert beobachteten diesen Vorgang, der sich genau nach der Beschreibung Bulckens' abspielte. Während sie auf der Straße langsam dahinwandelte, folgten ihr die Beiden in einiger Entfernung, Philibert ganz traumhaft berührt von dieser hellen Gestalt — sie trug ja auf seinen Wunsch überhaupt viel Weiß — deren mattgoldenes Antlitz wundersam aufleuchtete, während die Töne der Geige langsam in den zwieleuchtenden Abend hinauszogen . . . Was sie spielte, war meist verworren, bisweilen aber traten deutlich die Linien eines erhaben schönen, feierlichen Largo-Motives hervor, welches Philibert vorher niemals von ihr gehört hatte. Er vergaß dann beinahe für einen Augenblick, daß diese Märchengestalt eine Geisteskranke und seine junge Frau war. . . .

Hätte man die Kranke in solchen Fällen gewähren lassen, wäre sie sicherlich immer weiter fortgegangen, dem Instinkt der Irren folgend, welcher sie antreibt, sich von dem Orte, wo sie zurückgehalten werden, zu entfernen. Die beiden Männer jedoch traten ihr dann wie zufällig entgegen und geleiteten sie unter sanfter Zusprache, welcher sie sich willig fügte, wieder nach Hause.

Es kam übrigens noch ein drittes befremdliches Moment mit der Maske in Betracht, auf welches Bulckens keinen besonderen Werth gelegt zu haben schien, das aber Kerr bald als das wichtigste erkannte. Die Kranke schritt nämlich — und dies geschah nur des Nachts, wie die Wärterin berichtete — die Maske vor dem Gesicht, mit vorgestreckten Armen und ausgespreizten Fingern auf die Wärterin zu, machte Bewegungen, welche die Bestreichungen, deren sich Hypnotiseure zu bedienen pflegen, nachzuahmen suchten, wobei es aussah, als wolle sie die Wärterin durch die Thüre hinausdrängen. Unverkennbar hatte sie

einmal von einem Vorgang derart einen äußerst lebhaften Eindruck empfangen und war ihr dies stark eingeprägte Erinnerungsbild haften geblieben. Bei einem solchen Anlasse jedoch mochte die goldene Maske sehr wohl ihre Rolle gespielt, vielleicht der verbrecherischen Umgarnung oder Einschüchterung irgend einer Person gedient haben, welche möglicherweise der reiche Thogorma selbst gewesen sein konnte. Die erste Erkrankung Noëmi's fiel ja in jene erregte Zeit der ersten Londoner Weltende-Predigten, mit welchen man den Tod Thogorma's in Verbindung gebracht hatte. Daher auch Noëmi's Scheu gegen solche Predigten. Sie mußte die Maske jedenfalls im Gebrauche gesehen haben, woraus sich ihre krankhaft nachahmende Neigung, sich ebenfalls damit zu schmücken, sehr wohl erklären ließ. Nun aber hatte Noëmi durch ihr erstes Wort beim Wiederanblick der Maske — „Ihre Maske!" — ihre Mutter unmittelbar damit in Verbindung gebracht, denn es schien fast sicher, daß das „ihre" sich auf Elisabeth bezog. In diesem Worte lag für Gabriel der Schlüssel des Geheimnisses. Die Mutter hatte sich also der Maske bedient und wurde damit irgend eine außergewöhnliche, vielleicht nur phantastische, vielleicht aber auch verbrecherische Handlung begangen, dann war sie höchst wahrscheinlich die Thäterin. Ein weiteres Vordringen auf diesem Wege schien nunmehr Dr. Kerr nicht sowohl ein außerordentliches Interesse, als eine unabweisbare Gewissenspflicht.

12.

Gabriel hatte seinen Plan. Vorerst beschloß er, seine Schwester, die ja seit einiger Zeit in der nächsten Nähe Frau Mauriel's lebte, auszuforschen, ob etwa nicht irgend ein auffallendes Moment in dem Gebahren Elisabeth's zu ihrer Kenntniß gelangt sei. Cornelia, welche eine unbedingte Hingebung für ihre Gebieterin empfand, zeigte sich sehr wenig mittheilsam. Für das scharfe Auge Kerr's sprach schon diese Verschlossenheit für das Vorhandensein von etwas zu Verschweigendem. Bei der fortgesetzten Schweigsamkeit seiner Schwester fand er folgendes Mittel, um ihre Zunge zu lösen. Er gab vor, die Leute fänden in ihrem Freundschaftsverhältniß zu Frau Mauriel Manches nicht ganz richtig; man spreche wunderliches Zeug von einem räthselhaften Einflusse Elisabeth's auf die junge Kerr, die mit jedem Tage bleicher werde.

— Irgend etwas, meinte Gabriel, muß Dich denn doch bedrücken, auch mir fällt nachgerade Dein leidendes Aussehen auf und beginnt mir Besorgnisse einzuflößen. Wo ist Deine Fröhlichkeit? Du hast ja das Lachen gänzlich verlernt. Die Geschichte mit Rufus kann es doch nicht sein; ich weiß, Du bist dem guten, etwas zerfahrenen Menschen wohlgesinnt, aber von einer verzehrenden Liebe kann doch nicht die Rede sein. Das alberne Geschwätz wegen einer nicht schönen Vorliebe des Herrn Mauriel für Dich ziehe ich nicht einmal in Betracht, ich habe Dich, die Frühverwaiste, erzogen und stehe für Dich ein. Was ist's also? Heraus damit, sage mir, was Dich bedrückt, wenn Du nicht willst, daß ich selbst, so sehr es mir widerstrebt, auf seltsame Vermuthungen kommen soll.

Durch solches Drängen gelang es Gabriel endlich, seiner Schwester das Geständniß der bangen Nächte zu entlocken, welche sie neben ihrer Gebieterin verlebte. Die Worte, welche sie bisweilen im Schlafe ausstieß, ließen keinen Zweifel darüber übrig, daß etwas Schweres, vielleicht Furchtbares auf Elisabeth's Seele laste. Dr. Kerr wußte, was er wissen wollte. Ob seine Schwester über das Verhältniß der Frau Mauriel zu Noëmi unterrichtet war oder nicht, kümmerte ihn nicht, es schien ihm übrigens, daß sie nichts davon wußte.

Gabriel beschloß nun eine kurze Reise nach Brüssel zu unternehmen, um mit Thervelde Rücksprache zu nehmen und womöglich Einiges über die vielfach im Dunkeln gebliebenen Umstände zu erfahren, welche den Tod Thogorma's begleitet hatten. Dort war ihm der Zufall besonders günstig. Thervelde theilte ihm mit, Harris Webbs sei kurz nach seines Herrn Tode nach Brüssel gekommen. Er müsse im Besitze von Geldmitteln gewesen sein, da er alsbald in einem dortigen Vororte ein kleines Wirthsgeschäft angekauft und sich niedergelassen hatte. Auf diesen Webbs richtete nun Gabriel seine Aufmerksamkeit; derselbe mußte nach Homst gebracht werden.

Dr. Kerr suchte ihn ohne Verzug auf und fand einen ältlichen Mann von ganz vertrauenerweckendem Aussehen, welchem er sich als Notar aus Homst und Heiligendorf, preußische Rheinprovinz, vorstellte.

— Ich komme, begann er dann, im Auftrage meiner Clientin, der Witwe Frau Elisabeth Thogorma aus London .... er hielt inne, denn bei der plötzlichen Nennung des Namens Thogorma hatte

Webbs eine nervöse Bewegung nicht zu unterdrücken vermochte; eine gewisse Unruhe sprach aus seiner Miene. Kerr, welcher darauf nicht im Geringsten zu achten schien, fuhr in trockenem Notarston fort:

— Welche Dame in Heiligendorf, preußische Rheinprovinz, verstorben ist und einen gewissen Harris Webbs, aus Barking gebürtig, vormals in Diensten ihres früher verstorbenen Gatten, Herrn Ralph Thogorma in London, mit der sehr beträchtlichen Summe von fünftausend Pfund Sterling in ihrer letztwilligen Verfügung bedacht hat . . . .

Webbs ward leichenblaß vor freudiger Ueberraschung, seine Füße versagten ihm schier den Dienst.

— Die Uebernahme des Legates verlangt jedoch die persönliche Gegenwart des Legatars, weßhalb ich, sofern Sie, mein Herr, sich notariell auszuweisen vermögen, daß Sie wirklich jener im Testament der besagten Witwe Elisabeth Mauriel in Heiligendorf, preußische Rheinprovinz, bezeichnete Herr Harris Webbs aus Barking, vormals in Diensten des verewigten Herrn Ralph Thogorma in London, sind, mir erlaube, Sie um Ihre Begleitung nach Heiligendorf höflichst zu ersuchen. Eine entsprechende Summe für Bestreitung der Reisekosten steht auf Rechnung der Erbschaftsabwickelung zur gefälligen Verfügung.

Zwei Tage später, des Nachmittags, trafen Beide in Homst ein, wo Gabriel ihre Ankunft Philibert telegraphisch angezeigt hatte. Die Depesche enthielt zugleich einige besondere Weisungen. Der arglose Webbs acceptirte mit Vergnügen die Gastfreundschaft des „Notars“ und wurde in dem kleinen Zimmer untergebracht, welches einmal Daniel Kerr bewohnt hatte. Dr. Kerr hatte telegraphisch angeordnet, Cornelien für seine Ankunft nach Homst bitten zu lassen. Als er mit Webbs anlangte, war sie bereits da und wenige Augenblicke darauf pflog er eine ernste Unterredung mit ihr. Er ersuchte sie, diesen Abend dazubleiben, weil Noëmi dringend nach ihr verlangt habe. Dann entsandte er insgeheim einen Boten nach der Villa Mauriel mit der Mittheilung, Fräulein Cornelia sei plötzlich erkrankt und bitte um die Erlaubniß, die Nacht in Homst zubringen zu dürfen.

Gabriel, welcher für diesen Abend die Anwesenheit Elisabeth's brauchte, wußte nur zu gut, daß eine Erkrankung seiner Schwester, zu welcher Frau Mauriel die größte Zuneigung empfand, das einzige

Mittel war, sie nach seinem Hause, das sie bis jetzt nur einmal und nicht wieder betreten hatte, zu locken.

Gegen Abend trat Kerr bei Webbs ein. Das lachende Erbschaftsthema machte den Gast gesprächig über die großmüthige Erblasserin, einige Flaschen Rheinwein verdarben nichts, im Gegentheil.

Ueber eine Weile brachte Simone die Lampe. Gabriel ging ihr entgegen:

— Ist sie da? — Ja, im Studierzimmer neben. — Wo ist Cornelia? — Mit der jungen Frau und Herrn Philibert im Felde draußen. — Gut.

Webbs hatte sich während dieses im Flüstertone geführten Gesprächs in eine neue Flasche vertieft. Es war ihm bereits etwas wunderlich zu Muthe, — wie aber drehte sich ihm erst Alles im Kopfe, als sein Gastgeber mit einem Male den Ton änderte, plötzlich sehr ernst wurde und kaltblütig erklärte, besagte Witwe Elisabeth Thogorma habe Herrn Webbs keineswegs fünftausend Pfund vermacht, vielmehr auf ihrem Sterbebette vor Zeugen, worunter auch er, Dr. Kerr, sich befunden, ausgesagt, daß auf Harris Webbs der schwere Verdacht laste, den Tod ihres Gatten Thogorma herbeigeführt zu haben, um ihn zu berauben. Die Geldmittel, womit er, Webbs, nach Brüssel gekommen sei, fügte Kerr hinzu, bestärkten allerdings diesen Verdacht. Der Mann schien niedergeschmettert. Der jähe Wandel hatte ihn furchtbar entnüchtert. Er rang nach Athem und stotterte endlich:

— Eine Falle! Ah, so fängt man den alten Webbs nicht.

Kerr zuckte die Achseln:

— Wir werden ja sehen vor Gericht.

Webbs fuhr wie von einer Natter gestochen in die Höhe.

— Vor Gericht? Gut, schön! Wenn sie das gesagt hat, sie, so kann ich etwas Anderes, hören Sie, Herr Doctor, etwas ganz Anderes vor Gericht aussagen, schrie er.

— Es wird sich nicht darum handeln, versetzte Gabriel trocken, Andere zu belasten, die nicht mehr antworten können, sondern Sie werden vor Allem sich selbst zu entlasten und die Herkunft der auffälligen Summe zu rechtfertigen haben, welche nachgewiesenermaßen nach Thogorma's Tode in Ihrem Besitze gewesen.

— So? Und wird man mir vielleicht nicht glauben, fuhr Webbs unter dem doppelten Einflusse des genossenen Weines und der furchtbaren

Erregung die Stimme immer lauter erhebend, fort, wird es mich vielleicht nicht entlasten, wenn ich haarklein Alles erzähle, was ich gesehen, und es auf's Crucifix beschwöre?

Ein geringschätziges Lächeln glitt über die Lippen Kerr's.

— Sie lachen? Glauben mir nicht? Sehen Sie, nach fünf Jahren seh' ich's noch vor mir, als wär's gestern geschehen. So was vergißt sich nicht. Eine Nacht war's finster, ohne Mond und Sterne; manchmal kam ein heißer Windstoß durch die Lüfte. Ich konnte nicht schlafen und schlich an's offene Fenster. Ich konnte oben von der Seite auf die beiden Balconfenster des Schlafzimmers hinabschauen, wo der Herr krank lag. Es war ein schleichendes Fieber, das ihn verzehrte, aber die Aerzte meinten, es könne noch Jahre lang dauern. Bisweilen hatte er bessere Tage, dann lief er alle Kirchen ab und lag stundenlang auf den Knieen. Abergläubisch wie ein rechter Irländer, lebte er in beständiger Furcht vor dem Weltende, das damals wie toll von den Kanzeln gepredigt wurde. Des Nachts schloß er sich in sein Schlafzimmer ein. In jener Nacht lag er im Fieber; die beiden Thürfenster des alten Holzbalcons standen offen. Ich sah den Flackerschein der Nachtlampe auf dem Parquet spielen. Da erscheint plötzlich mitten im Zimmer eine Frauengestalt in weißem faltigen Kleide, den Kopf weiß verhüllt. Es mußte Frau Thogorma sein, obwohl ich ihr Gesicht nicht unterscheiden konnte. Aber es war ihre Gestalt und wer hätte sonst einen Schlüssel in das Schlafzimmer des Herrn gehabt? Jetzt wendete sie sich etwas nach der Seite und da war mir's, als blitzte Etwas in ihrem Gesichte auf. Sie näherte sich dem Bette, dann sah ich sie eine Weile nicht. Plötzlich sehe ich Herrn Thogorma im Hemd, wie er mit gefalteten Händen auf die Kniee niederstürzt. Vor ihm steht die Frau und hält die Hände wie segnend über ihn, dann bückt sie sich im Scheine der Ampel und ihr Gesicht leuchtet förmlich auf. Man sah jetzt deutlich, daß sie eine glänzende Maske vor hatte. Sie streicht dem Knieenden, dessen Augen starr auf ihr Gesicht gerichtet sind, wiederholt über Kopf und Schultern. Ein schwirrendes, langgezogenes Tönen ward hörbar, so oft sich der Wind im Hofe verfing. Das kam von einer Aeolsharfe, welche außerhalb der einen Balconthüre angebracht war, eine Lieblingsidee des Herrn. Plötzlich rafft sich Thogorma auf und ich sehe ihn für einen Augenblick nicht, wahrscheinlich suchte er die Zimmerthüre, die sie wohl wieder verschlossen haben mochte, denn er läuft jetzt

zurück, während sie auf den Balcon heraustritt. Darauf erscheint er in der einen Balconthüre, sie vertritt ihm den Weg, er prallt zurück, sie drängt ihm nach, Schritt für Schritt, die Hände gegen ihn ausgestreckt, er will sich durch die zweite Balconthüre flüchten und taumelt heraus gegen das Holzgeländer, das kracht und zusammenbricht. Er kreischt auf und drunten liegt er ......

Webbs hält einen Augenblick inne und wischt sich den Schweiß von der Stirne. Dann fährt er mit erhobener Stimme fort:

— Und wie er aufschreit, hör' ich hinter mir noch einen Schrei und einen dumpfen Fall. Ich stolpere über etwas, mache Licht, selber halb toll vor Schreck, da liegt Fräulein Noëmi bewußtlos. Ich schütte ihr meinen Wasserkrug über den Kopf, sie rafft sich auf. Drunten haben sie ihn aufgehoben und sterbend heraufgebracht. Er lallte noch: Goldma ...... und dann war er weg. Es wird Ihnen, Herr Doctor, verwunderlich sein, wie das Fräulein des Nachts in das Zimmer eines alten Dieners kommen konnte. Die Sache war jedoch einfacher, als sie scheinen mag. Fräulein Noëmi hing an ihrem Vater mit großer Liebe, während sie die Mutter in demselben Maße fürchtete. Herr Thogorma hatte viel Vertrauen zu mir, das kann ich wohl sagen und das übertrug sich auf das einsame, freudlose Kind. Oft kam sie und klagte mir ihr Leid. In jener Nacht war ihr so bange gewesen, daß sie nicht allein bleiben konnte und da kam sie zu mir hinaufgeschlichen, so leise, daß ich sie nicht kommen hörte. Man hätte mir übrigens, während das alles da unten vorging, das Hemd vom Leibe stehlen können, ich hätte nichts gemerkt. Und so sah sie, hinter mir stehend, was ich gesehen. Tags darauf kam das Fräulein zu mir, nöthigte mir förmlich ihre Ersparnisse, Alles, was ihr der Vater zugesteckt hatte, auf, und bat mich, tiefes Schweigen zu bewahren über das, was wir zusammen gesehen. Es sei so räthselhaft und könne, wenn es bekannt würde, übel gedeutet werden.

Der Alte schwieg. Der Arzt aber, der mit größter Aufmerksamkeit zugehört hatte, erhob sich:

— Und würden Sie, Herr Webbs, diese Aussagen auch dann wiederholen und auf das Crucifix beschwören, wenn Frau Thogorma noch am Leben wäre, reich, mächtig und geehrt?

— Dann erst recht, ihr ins Gesicht hinein ......

Gabriel schritt sachte zur Thüre, öffnete und sagte kaltblütig:

— Hier steht Frau Thogorma.

Webbs prallte zurück. Elisabeth stand bis in die Lippen bleich, unbeweglich da, ein Bild aus Stein. Sie sprach kein Wort. Den Webbs sah sie nicht einmal, auf Gabriel aber richtete sie einen Blick so tief schmerzlichen Vorwurfes, von so unsäglicher Traurigkeit, daß er unwillkürlich einen leisen Schauer empfand. Dann ging sie langsam hinaus. Sie ließ ihren Wagen, der unten wartete, vorausfahren und schritt der Landstraße entlang, in den Abend hinein.... In der Ferne hinter ihr erstarben die Töne einer Geige.......

Aus Philiberts „Eindrücken und Reflexen“, diese Nacht frisch eingeschrieben:

— Was ist Dichterphantasie gegen das Leben, diesen phantasiereichsten aller Poeten? Die goldene Maske ist gelüftet und hinter ihr erscheint das bleichschöne Antlitz jener Frau, von welcher mir die schmerzlichste Erschütterung meiner Einbildungskraft geworden. Ein merkwürdiges Suggestionsverbrechen knüpft sich an den Namen Elisabeth! Mit bewundernswerthem Scharfsinne ist Gabriel Kerr demselben auf die Spur gekommen, Schritt für Schritt hat er ihm nachgeforscht, bis es enthüllt war. Zur Freude aber scheint's ihm nicht zu gereichen, denn ich habe ihn niemals so düster, verschlossen und wortkarg wie diesen Abend gesehen. Kaum daß er mir die nackte Thatsache mittheilte. Er hat ihr die Maske herabgerissen, ihr Gebäude von Lüge und Heuchelei in Trümmer geworfen, aber sie bleibt doch ein großangelegtes Weib, trotz allem, Elisabeth! .....

13.

Im „Thal der Seligen“ mehrten sich seit einiger Zeit die Zeichen, daß der „Tag des Gerichtes“ nahe sei. Düster angestrahlte Wolken durchleuchteten die Nächte. Seit Archenhold's Beobachtungen im Halmseer Observatorium war es zwar bereits zum Schulwissen geworden, daß dieses Phänomen mit der Rückstrahlung des polarnächtigen Sonnenscheins zusammenhänge, aber wer dachte heute an so gottlose Wissenschaft! Auch ein „Zeichen“ mußte es sein, seit Jahren hatte man ja Solches nicht mehr erlebt. Viele wollten bemerkt haben, wie um Mitternacht über das Giebelkreuz der Wallfahrtskirche Flammen hinzuckten. Ein Windstoß riß die Thurmfenster heraus und die Glocken erklangen von

selbst. Tag und Nacht lagen in den Kirchen Leute betend auf den Knieen, die Blicke zum „ewigen Lichte“ erhoben. Viele beichteten und ließen sich das heilige Abendmahl reichen.

Der Tag, der auf den eben Erzählten folgte, war schwer und schwül; der Himmel so düster, daß es fast wie eine Dämmerung herabsank, welche die goldenen Thurmspitzen der großen Kirche unheimlich durchfunkelten. Eine beängstigende Stille herrschte, kein Blatt regte sich, die Thiere verkrochen sich, der Wald verstummte. Bisweilen huschte bleicher Wetterschein am Firmamente hin, es murrte bald hier, bald dort in den todschweigenden Lüften, als sollte aus den Wolkenschlünden plötzlich die Vernichtung hervorbrechen — dann schwieg's wieder — nichts kam zum Ausbruch, aber der Himmel blieb schwerumzogen. Die Schlote der Maurielgewerke ragten todt und schwarz in den Himmel hinein. Die Arbeiter weigerten an diesem Tage den Dienst.

Selbst im „brennenden Dornbusch“ war dem Alkohol-Teufel bange geworden. Massenweise drängten sie zum Schanktisch, um sich Courage anzutrinken, ein gespenstisches Hintereinander durstiger Schatten, mit stieren Augen, blauen Lippen, fahl-stumpfen Mienen. Die Flüche waren verstummt, kein lautes Wort hörte man, kaum ein Flüstern. Die Augen der „brennenden“ Susel funkelten grün und wenn Einer, dem's jetzt schon alles Eins war, plötzlich gell auflachte, fuhren die Anderen erschrocken zusammen. Die schlimmsten Galgenvögel hatten sich übrigens, das bemerkte man sofort, davon gemacht, nachdem der Dynamitanschlag auf das Mauriel'sche Verwaltungsgebäude, Dank den rasch und energisch ergriffenen Maßregeln, schmählich mißglückt war. Der saubere Behring, bei dem man den gefälschten Brief wegen der Chinesen-Lieferung, eine Quantität Sprengstoff und sonstige Requisiten aus der anarchistischen Hexenküche gefunden hatte, saß hinter Schloß und Riegel und nach den vier Strolchen von jenem Donnerstag Abend wurde eifrig gefahndet.

Einen Höhepunkt erreichte diese abergläubige Spannung, als der fromme Garriak, welcher alle Betstationen ablief, Abends von Homst die schreckhafte Kunde brachte, die „heilige Cäcilie gehe dort um“. Er wollte mit eigenen Augen gesehen haben, wie das weiße Steinbild bei der Homster Wegkapelle langsam durch die Kornfelder schritt. Ihr Gesicht, sagte er, glänzte wie Gold und die Geige klang so schön wie der schönste Gesang. Der alte Sensenschmied schwur auf das

Allerheiligste und obwohl die Leute massenweise nach der Heiligendorfer Landstraße hinströmten und die Cäcilien-Statue an ihrem Platze fanden, so gab es doch nicht Wenige, welche dem Garriak trotzdem Glauben schenkten und rechtschaffen seiner Meinung waren, als er sagte: „Na, dann ist sie eben wieder da.“

Und die Gläubigsten waren zum Betabend auf der Maurielterrasse versammelt und harrten, daß Frau Elisabeth unter sie trete. Ganz anders sah's heute Abend da aus. Man hatte eine Orgel in die Mitte geschoben, wo der Organist der Wallfahrtskirche Platz nahm. Betbänke und Stühle für einige hundert Personen, Thalbewohner, Fabriksbedienstete und Arbeiter mit ihren Familien, waren ringsum gestellt. Man sah keine Lücke, Kopf an Kopf, Jung und Alt, die Frauen mit den Kindern hier, die Männer dort, alle sauber gekleidet, schweigend, andachtsvoll. Das Rauschen des Wasserfalles erscholl gedämpft in der drückend schweren Luft, die kein Abendhauch durchbebte. Fledermäuse, vom Glühlicht angelockt, strichen in leisen Zick-Zacks zwischen den Säulen durch und verschwanden draußen im tiefen Dunkel. Blumen gab's heute keine, nur ein Kranz von weißen Rosen und Nelken war über die vergoldete Lyra gehängt worden, welche die Orgel bekrönte.

Mit Notenblättern in den Händen standen zwei Arbeiter und ein junges Mädchen hinter dem Orgelspieler, welche mit Frau Elisabeth den gemischten Chor von vier Stimmen bildeten.

Jetzt erschien sie, wie allemal schwarz gekleidet, auf der Treppe oben und stieg die Marmorstufen herab, bleicher als der Marmor. Ihre Augen waren tief eingefallen und sie sah um zehn Jahre älter aus. Als sie, leicht den Kopf zum Gruße neigend, zwischen den Bänken hinschritt, ging ein scheues Geflüster durch die Reihen.

— Gelobt sei Jesus Christus, sprach sie nach rechts und links.

— In Ewigkeit Amen, kam es so leise zurück, als wolle es in den Kehlen stecken bleiben.

Elisabeth pflegte, fast priesterlich, auf einen Evangeliumtext eine kurze Ansprache an die Versammelten zu halten, worauf Gebete gesprochen wurden. Sie sprach vor und die Andächtigen sprachen nach. Ihre wundervolle Altstimme klang heute beim Sprechen matter als sonst.

„Wer aber beharret bis an's Ende, der wird selig werden", — über diesen Spruch verbreitete sie sich in wenigen schlichten Worten verheißenden Trostes. Die Anzahl der Gebete war für heute beschränkt worden, wie auf schwarzen Tafeln in weißer Schrift zu lesen stand, dagegen hatte man mehr Gesänge angekündigt. Den Anfang machte die Mendelssohn'sche Composition von Broadley's Lied: „Laß, o Herr, mich Hilfe finden." Elisabeth sang das Altsolo. Nach einem kurzen Präludium ging die Orgel leise zum Andante über und die Altstimme setzte etwas schwankend und verschleiert in den ersten Sätzen ein, so daß die Worte „Nimmermehr kann ich besteh'n" beinahe unhörbar verklangen, als der Chor piano einfiel. Dann aber fand Elisabeth's Stimme allmälig ihre ganze Sicherheit und Fülle und das inbrünstig Fragende: „Soll mein Sorgen ewig dauern?" schwoll in mächtigem Crescendo an; ganz ergreifend verseufzte das letzte „Nimmermehr ... Nimmermehr ..."

Zum Schlusse sangen sie das erschütternde „Libera" Felice Arnario's:

Errette mich, o Herr, von dem ewigen Tode, an jenem schrecklichen Tage, wann die Himmel erschüttert werden und die Erde; wann Du kommen wirst, zu richten das Jahrhundert mit Feuer ...

Zitternd bin ich geworden und ich fürchte mich, wann die Entscheidung kommen wird und der künftige Zorn; wann die Himmel werden erschüttert werden und die Erde ...

Jener Tag, der Tag des Zorns, der Noth und des Elendes, der große und sehr bittere Tag, wann Du kommen wirst, zu richten das Jahrhundert mit Feuer ...

Ewige Ruhe gib' ihnen, Herr und fortwährendes Licht. Herr, erbarme Dich unser, Christe, erbarme Dich unser, Herr, erbarme Dich unser ....

Es war wie ein Aufschluchzen, das durch die Reihen ging, als das letzte Kyrie e—leison .... verhallt war. Die Frauen hatten die Gesichter bedeckt und weinten still vor sich hin; die Männer senkten die Stirne und Mancher fuhr verstohlen mit der Hand über die Augen ...

Und wie sie nun langsam durch die Reihen ging, ihr bleiches Antlitz auf die Brust geneigt und hier und dort zu Jemandem aus der andächtigen Gemeinde noch ein Wort sprach, da klang es beinahe wie ein Abschied ....

Die Leute sind fort, die Lichter erloschen, die Terrasse ist verödet .... die Orgel in ihr Gehäuse geschoben. Elisabeth lehnt allein vorn an der Brüstung und starrt in die finstere Nacht hinaus. Nicht Ein Stern des Trostes lächelt, nur Dunkel .... Dunkel .... Jetzt beugt sie sich weit vor und horcht lange in das dumpfe Brausen des Wassers, dessen bleichschäumiger Gischt tief unten schimmert. Sie zuckt leise zusammen. Jemand hat plötzlich ihre eiskalte Hand erfaßt: Es ist der alte Garriak, der bisweilen hier auf der Terrasse eine Sommernacht verschläft, wenn's ihm zu spät geworden ist, um nach Heiligendorf zurückzuwandern.

— Ach, Frau Elisabeth, murmelt er, ihre Hand küssend, die Engel im Himmel können nicht schöner singen....

Sie hat Robert gute Nacht gesagt und ihm dabei die Hand gedrückt wie seit Langem nicht. Er hat sie unwillkürlich fragend angeblickt, sie aber sanft den Kopf geschüttelt.

In ihrem Schreibzimmer tritt sie einen Augenblick auf den Altan, wo ein weißer Pfau schlaftrunken sein Gefieder schüttelt. Die Rosenbeete unten duften zum Betäuben; ein großer Nachtfalter schlägt ihr gegen die Stirne. Sie schließt sachte das Fenster, wie um ganz allein mit sich zu sein.

Nun sitzt sie schon seit einiger Zeit am Schreibtische, ihr Windspiel hat sich zu ihren Füßen niedergekauert. Neben ihr liegt ein geschlossener Brief mit der Aufschrift: „Für Robert.“ Auf einem anderen Couvert ist zu lesen: „Herrn Dr. Gabriel Kerr in Homst.“ Es ist noch leer....

Ein großes, leeres Blatt liegt vor ihr. Lange starrt sie unbeweglich auf das vom Lichte grell bestrahlte weiße Papier. Jetzt ergreift sie plötzlich die Feder, setzt an und schreibt hastig, ohne aufzuhören...

Des Morgens fand man die Leiche Elisabeth Mauriel's zwischen zwei Felsblöcken, welche der Wasserfall übersprang.

* *
*

Aus Nordenberg's „Eindrücken und Reflexen“: Todt! ..... Es heißt, der alte Garriak, der nach dem Betabende auf der Terrasse schlief, habe gesehen, wie sie im Nachtgewande schlafwandelnd auf dem Geländer hinschritt. ... Aus dem Schlaf aufschreckend, rief er sie an ..... und da stürzte sie hinab .... Ich glaube nicht an dieses

Nachtwandeln. Es war ein nur zu bewußter Gang, dieser letzte .... Sie war zu stolz, um weiter zu leben ....

* * *

Gabriel Kerr hatte sich in sein Arbeitszimmer eingeschlossen. Vor ihm lag ihr offener Brief:

— Eine unentrinnbare Stunde mußte kommen, sie ist da. Was ich dem Priester vorenthalten, spreche ich in dieser Stunde zu Dir, Gabriel Kerr, dem Einzigen, den je Elisabeth Mauriel geliebt hat. Daß es Deine Hand gerade sein mußte, die mir den Weg in das dunkelste Land weist, betrachte ich als die schmerzlichste Wendung meines Schicksals, aber zugleich als ein unabänderliches Urtheil. Ich sterbe, denn wie könnte ich leben, wenn Du mich vor Deinem Gewissen gerichtet hast? Weißt Du noch, Gabriel, wie wir damals, als der Seuchentod umging, demselben mitsammen in's Auge geschaut? Mitsammen! Wenn wir uns gefunden hätten ganz am Anfang! Glaubst Du, ich verstand Dich nicht, warum Du mich gemieden? Du hast es wohl gewußt, daß ich Dein war und ein Blick genügt hätte. Du aber, Du Großer, Du wolltest uns vor Schmach bewahren. Ich danke Dir! Du hast mir das Reinste geschenkt, was ein Frauenherz besitzen kann: eine hoffnungslose Liebe .... Und unter den Sterbesegen dieser Liebe stelle ich mein letztes Wort: Ja, Gabriel, ich habe ein Verbrechen begangen, ich habe getödtet. Doch höre mich: Fast ein Kind noch, sechzehnjährig, bettelarm und verhängnißvoll schön — wie mir einmal gesagt wurde — ward ich Ralph Thogorma's Frau. Meine Eltern waren niedrige Seelen; sie wußten es so anzustellen, daß ich den mir Verhaßten heiraten mußte. Auf das arme Kind übertrug ich diesen Haß. Mutterhaß! Ist's nicht entsetzlich? So setzte mein Leben ein. Siebzehn Jahre habe ich neben diesem Manne ausgeharrt, meines Leibes strenge Hüterin gegen ihn und alle Anderen. Ich habe ihn furchtbar büßen lassen. Er verzehrte sich. Hundertmal wollte er mich fortjagen, aber meine Augen hatten es ihm angethan, sagte er. Die Seele Thogorma's war Finsterniß, nur die Raubthieraugen des Erwerbsdämons funkelten aus dem tiefsten Winkel. Ich hetzte diese Bestie und zu den Millionen, die er besessen, kamen neue. Dies Geld aber blieb todt, die ungeheuere Macht, die drinnen schlummerte, gebannt, denn der feige Geizhals war niemals zu einem großen Wurfe zu bewegen. Er fürchtete den kleinsten Verlust wie den Tod und hütete den sicheren Schatz wie seinen Augapfel.

Umsonst sagt' ich ihm, daß Geld ohne Macht nichts bedeute, daß Geld verpflichte, daß man durch großes Thun das Recht erkaufen müsse, reich zu sein, er verstand es nicht. Dies machte mich fast toll. Mich verzehrte der Drang nach großer That. In Allem sonst beherrschte ich den Mann, empfand er Furcht vor mir, nur darin nicht. Ich hatte ihm früher schon, um mir die Macht seines Geldes für die Zukunft zu sichern, ein Testament zu meinen Gunsten abgetrotzt. Plötzlich aber merkte ich, so geheim er's auch betrieb, daß er ein neues Testament zu Gunsten seiner Tochter, welche sich ihm gänzlich zugewendet hatte, gemacht und unter seinem Kopfpolster verwahrte. Sollte ich so schnöd um die Früchte meines Ausharrens betrogen werden? Dies Document mußte ich um jeden Preis vernichten, mein Leben hing daran, meine Zukunft. Arm, machtlos, versank ich in das Nichts. Leben gegen Leben. Das Seine war klein, siech, finster und verkrochen, das Meine sollte groß, gesund, hell und stolz werden. Die angstvoll gedrückte Stimmung der damaligen Weltende-Predigten diente meinen Zwecken. Gewaltthat an sich widerstrebte mir, so ersann ich das Mittel mit dem höheren Wesen, dem Engel mit dem strahlenden Antlitz, um den Fieberkranken und ohnehin von Wahnvorstellungen Befangenen schreckenstoll in den Tod zu jagen. Webbs hat wahr berichtet. Daß Jemand Zeuge jenes Vorganges gewesen, ahnte ich nicht. Erst der Krankheitsbericht des Dr. Bulckens über Noëmi ließ Besorgnisse in mir aufsteigen, welche jedoch bald durch große Pläne erstickt wurden. Ich lernte Robert Mauriel kennen. Er war der rechte Mann, das Erfindergenie, um diese Pläne zu verwirklichen. Ich gab mich und meine Millionen diesem Manne und habe es nie bereut. Wir haben Großes geschaffen. Mein Glaube, Gabriel, war keine Maske, war echt, Frömmigkeit war mir anerzogen, Bedürfniß — aber Glaube allein schützt nicht gegen die Thatsache des Gewissens. Ich habe es furchtbar empfunden, wenn ich es auch nicht eingestehen durfte. Und nun lebe wohl, Gabriel, mein geliebter, stiller Held, und bleibe Dir treu.

Elisabeth.

Er saß lange versunken. Die Simone klopfte wiederholt an die Thüre, er hörte es nicht. Jetzt begann nebenan die Geige Noëmi's leise zu tönen. Sie schluchzte ein Adagio . . . . Philibert's Adagio . . . .

14.

Das Jahrhundert geht zu Ende. Nur noch wenige Stunden hat es zu leben. Die Untergangs-Propheten sind verstummt, die mystischen Nebel gewichen, die Angstbilder zerronnen, der Planet rollt weiter. Eine Lichtdunstwolke lagert über Berlin im Schnee. Sylvesternacht! Feierlich klare, funkelnde Winternacht! In den Telegraphen- und Fernsprechdrähten, die sich tausendsaitig über die Zweimillionen-Stadt hinspannen, ist wie ein tiefes Raunen und der elektrische Strahl leuchtet dem emporsteigenden Jahrhundert in's junge Angesicht.

Im großen Speisesaale des „Kaiserhof" haben sich etwa dreihundert Delegirte aus allen Sectionen des ethischen Culturstaates Deutschland zu einem Doppelfeste zusammengefunden, der Sylvesterfeier und dem siebenten Jahrestage der Gründung des großen „deutschen Verbandes für praktische Ethik". Fast ein Drittel sind Damen. Zwischen den hellgelben Wandpilastern oben sind Blumengewinde, Fahnen, Vereinsbanner, Wappen und Wahrsprüche angebracht. Die Hotelverwaltung hat die vor Jahren durch Brand zerstörten Wand- und Deckengemälde dem neuen Jahrhundert zu Ehren wieder herstellen lassen. Die Tafel bildet ein gestrecktes Hufeisen. An der Krümmung hat der erste Präsident des Verbandes, Geheimer Justizrath v. K . . . . Platz genommen. Ihm hoch zu Häupten sieht man drei Wappenschilder: den deutschen Reichsadler, den Berliner Bär und die Sterne der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Festessen hat die ernsthaftesten Gänge hinter sich, es verbreitet sich allgemach Sect-Stimmung und Trinkspruch-Schwüle. Stegreifredner sitzen, das sinnende Haupt nach dem unter der Serviette verborgenen Concepte geneigt, während andere verstohlen die „Runen" ihrer Manchetten studiren.

Jetzt erhebt sich der Präsident und klopft mit dem Messer an sein Glas, zuerst schüchtern, dann lauter, endlich sehr laut: Gedämpftes Murmeln, dann Stille.

Er beginnt mit etwas unsicherer Stimme, bald aber spricht er sich heraus. Er will zuerst einen „Rückblick" auf die Verbandsergebnisse seit der Gründung Sylvester 1892 werfen, um mit einem kurzen „Ausblick" auf die Zukunft zu schließen:

— Welche Ziele schwebten jenen Männern und Frauen aus allen Gesellschaftsclassen, des verschiedensten religiösen, politischen und

socialen Bekenntnisses vor, welche heute vor sieben Jahren hier in Berlin zusammentraten, um diese Vereinigung nach amerikanischem Vorbilde zu schaffen? Ich antworte: Sie wollten in jenen Tagen, wo innere und äußere Zerfahrenheit, Zwietracht, Glaubens-, Classen- und Racehaß eine geradezu erschreckende Höhe erreicht hatten, eine große geistige Vereinigung, eine Gemeinschaft ohne Rücksicht des Bekenntnisses, einzig und allein nur auf Grund des Allen gemeinsamen sittlichen Bewußtseins in's Leben rufen. Sie gelobten sich, der Feindseligkeit und dem Unmaß in der Menschenwelt eine Schranke aufzurichten, der Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, liebreichen Mitempfindung wieder Boden zu gewinnen. Sie wollten einen gemeinsamen Weg zur Erkenntniß der sittlichen Weltordnung bahnen, eine Erkenntniß, welche ja alle großen Religionen als ewiger Kern innewohnt; sie wollten ein die Menschen einigendes Band knüpfen: den Glauben an diese sittliche Weltordnung. Kant's kategorischer Imperativ des Gewissens, die Thatsache des Gewissens, sollte als unverrückbarer Pol in der Flucht der menschlichen Erscheinungen wieder zum Bewußtsein weitester Kreise gebracht werden, eine ernste Mahnung zur Umkehr! Alle die Menschen trennenden äußeren Verschiedenheiten sollten, um der inneren Gemeinschaft willen, zurücktreten und Gutsein, Duldung, Hilfsbereitschaft wieder Worte voll wirklichen Gehaltes werden. Die zu schaffende Vereinigung sollte keinerlei religiöse, politische, gesellschaftliche Standpunkte kennen, sie öffnete ihre Arme Allen und Jedem, nur dem Hasser und Hetzer, dem Unduldsamen und Zwieträchtigen nicht. Für sie gab es nur den Menschen als Träger der sittlichen Idee. Je mehr, so sagten sich jene Männer und Frauen, der sittliche Gedanke in dogmatischer Umkleidung abgelehnt wird, desto dringender ist der Hinweis, daß er seine eigene, ewig fortdauernde Offenbarung in der Menschenbrust hat. Sie gingen vertrauensvoll an's Werk und der Erfolg hat dies Vertrauen gerechtfertigt. Man hatte ihr Streben, den idealen Gehalt des Lebens zu erfassen, vielfach belächelt und dem ethischen Bunde die praktische Lebensfähigkeit abgesprochen. Aber siehe da, diese Idealisten standen der Fülle von concreten Aufgaben wohlgerüstet gegenüber und wußten sie zu bewältigen.

Ja, meine Herren und Damen, wir können mit Befriedigung auf sieben segensvolle Jahre zurückblicken. Wir haben nicht allein jene Factoren vermehrt, welche Hervorbringer ideeller Werthe sind, wir

haben auch praktisch helfend, ausgleichend, aufklärend und fördernd in die große Bewegung dieser Zeit eingegriffen; wir haben — Dank der Opferwilligkeit großmüthiger Spender, Dank der Unermüdlichkeit unserer Vorstände und insbesondere auch der groß entwickelten Verbandsthätigkeit der Frauen — schöne Erfolge erzielt. Wir haben wahres, ethisch bildendes Wissen verbreitet, nämlich durch Gedankenarbeit erreichte Einsicht, wir haben Arbeitsfreudigkeit geschaffen und Arbeitsnoth gelindert, wir haben echtem, warmem Wohlthun — nicht dem organisirten Egoismus des Armenhaus-Wohlthuns — neue Quellen, neue Herzen erschlossen, wir haben endlich — und dies ist vielleicht das Wichtigste — jenen unmittelbaren persönlich eingreifenden Verkehr der höheren Classen mit den unteren gefördert, ohne welchen die Lösung der socialen Probleme undenkbar ist. Beinahe vierhundert Vereine und Gesellschaften sind aus dem Verbande hervorgegangen und haben um unser geliebtes großes Vaterland ein herrliches Band geschlungen; unsere Volks- und Jugendschriften sind zu Hunderttausenden verbreitet, unsere Neuschöpfungen auf dem Gebiete der Mildthätigkeit, Armen- und Krankenpflege werden mit Anerkennung genannt, unsere Arbeiterhallen sind zahlreich besucht, unsere Erziehungsanstalten allenthalben im Aufschwunge begriffen, unsere der Erholung und Kräftigung gewidmeten Stätten und Anstalten endlich werden als Muster angeführt. Wir sind also zu verheißendem Ausblick in die Zukunft berechtigt. Allen, die an diesem Resultate werkthätig mitgearbeitet haben, sei denn auch warmer Dank ausgesprochen.

Dunkel ist die Zukunft, meine Herren und Damen, — der Redner blickte zur Wanduhr empor, deren Zeiger nur noch wenige Minuten von der zwölften Stunde entfernt stand — aus der Tiefe des zwanzigsten Jahrhunderts steigt es empor, wie ein Tosen, ein Grollen jener nach Millionen zählenden Rufer und Dränger der socialen Frage. Niemand vermag ein leises Bangen in der Brust zu unterdrücken vor der kommenden Zeit und dem, was mit ihr kommen mag. Unsere Aussichten, meine Herren und Damen, sind, ich darf es noch einmal betonen, verheißende. Gerade an der Schwelle des Jahrhunderts sind uns neue Erfolge geworden. Wir haben im „Thale der Seligen“ einen Zweigverein gegründet, welcher mächtig aufblüht. (Man hörte die Uhr leise ausheben.) So treten wir denn unter

guten Zeichen in die neue Zeit, an deren vom jungen Morgenlicht der Hoffnung bestrahlter Stirne jene heiligen Glaubensworte der Menschheit leuchten mögen, welche das Dogma unserer großen Vereinigung bilden. Blicken Sie empor!

Die Uhr schlug. Tiefe, feierliche Stille. Als der letzte Schlag verklang, erschien oben die flammende Zahl 1900 und darunter strahlend die Worte:

„Helft euch — Duldet euch — Seid gut!“

Zuerst war's, als hielten sie Alle den Athem an, dann aber brach's unaufhaltsam los, ein Jubel mit feuchten Augen, allen Herzen entlodernd. Und es dauerte lange, bis die Erregung sich so weit legte, daß die Toastredner sich Gehör zu verschaffen im Stande waren.

Die Bowlen dampften. Es war eine Springflut von Trinksprüchen, ein fortlaufendes Gläserklingen. Auf den Kaiser zuerst, der keinem Problem der Zeit fremd gegenüberstehe, die Kaiserin, das Vorbild aller deutschen Frauentugenden, die Stadt Berlin, das machtvollste deutsche Gemeinwesen; auf den Weltfrieden, den Verband und seine Ziele, die deutschen Frauen und die opfermüthigen Frauen des Verbandes ganz besonders, auf Professor Felix A . . . ., den Verpflanzer des ethischen Verbandsgedankens auf deutschem Boden. Dann wurden die eingelaufenen Glückwunsch-Depeschen verlesen, unter welchen insbesondere jene der New-Yorker Centrale brausenden Beifall fand, der von Neuem losbrach, als der Präsident mittheilte, es werde morgen eine Sylvester-Depesche nach New-York abgehen . . . . — Zu spät! erscholl vernehmlich eine Stimme dazwischen, worauf der Redner unter großer Heiterkeit den Zwischenrufer auf die New-Yorker Ortszeit, die um so und so viel Stunden zurück sei, aufmerksam machte und hinzufügte, es sei anzunehmen, daß von Emden aus die Kabeldepesche rechtzeitig befördert werde, um vor Mitternacht des 31. December einzulangen.

Den Schluß machte der Nachtrab der kleineren Toaste. Eine imposante Gestalt in der Nähe des Präsidenten, Dr. Gabriel Kerr, welcher wiederholt zum Telephon abberufen worden war, stand jetzt auf. Er erhob sein Glas auf einen aus Familiengründen Abwesenden, Herrn Dr. Philibert v. Nordenberg, den unermüdlichen erfolgreichen Förderer der Verbandsinteressen. Er lebe hoch!

— Hoch! Hoch! Hoch! erscholl es von allen Seiten. Gabriel aber blieb stehen:

— Und nochmals erhebe ich mein Glas, und zwar auf einen der Erstgeborenen des zwanzigsten Jahrhunderts, das jüngste Verbandsmitglied, den kräftigen Jungen, der, wie mir soeben das Telephon mittheilt, um Mitternacht Nordenberg's geboren worden ist.

Neue Hochrufe! — aber Kerr stand immer noch aufrecht.

— Ich habe noch einen dritten — bitte, den letzten — Trinkspruch auf dem Herzen. Ich erhebe mein Glas auf ein Brautpaar, welches sich mir vor einer Stunde aus dem „Thale der Seligen“ angezeigt hat. Die Verlobten sind Herr Kaspar Rufus, der sich besondere Verdienste um den dortigen Verein erworben und Cornelia Kerr, meine Schwester! Sie leben hoch!

Hoch! Hoch! Hoch! erbrauste es wieder und jetzt erst setzte sich Gabriel nieder.

* * *

Tags darauf sprach Gabriel Kerr bei Nordenberg's vor. Sie hatten eine mit ausgesuchtem Comfort eingerichtete Wohnung in der Thiergartenstraße inne. Sie waren immer sehr wohlhabend gewesen, jetzt aber reich, Frau Mauriel hatte ihrer Tochter eine Million letztwillig hinterlassen. Demselben Testamente entflossen auch die Heiratsmittel unseres Freundes Rufus, für welchen sich mit Hinweis auf die Verdienste, die er sich um die Abwendung der Attentatsgefahr erworben, ein beträchtliches Legat vorgefunden hatte.

Von Noëmi war das Dunkel gewichen. Der Tod ihrer Mutter hatte ihren Geist von jenem dumpfen Drucke befreit, unter welchem sie seit jener furchtbaren Nacht in London gelebt. Sie blickte, mutterstolz, hell in die Zukunft. Auch Philibert gesundete, wenn auch noch nicht Alles in ihm überwunden war. Ob nicht der Knabe doch einen Keim erblicher Belastung in sich trage, diese Frage beunruhigte ihn. Gabriel aber zerstreute diesen schmerzlichen Zweifel. Noëmi's vorübergehende Störungen seien gewiß einzig und allein auf die zufälligen furchtbaren Erschütterungen zurückzuführen, welche sie erlitten.

— Den Blick empor, Freund Philibert! sagte der Doctor. Große Aufgaben winken! Es gilt, wieder etwas von der alten Schuld

zu tilgen, welche finstere Zeiten uns überkommen. Du bist reich, unabhängig, begabt, also ein der Menschheit ganz besonders Verpflichteter. Nimm Deinen Theil am großen Kampfe, welcher diese Menschheit zu immer reineren Höhen emporführen, den Problemen ihres Glückes immer näher bringen soll. Erziehe Deinen Sohn, daß er ein rüstiger Streiter werde in diesem Kampfe für die höchsten Güter! Und er wird es werden, wenn Du ihm nur die richtigen Wege weisest. Aufgeschaut also, Aug' in Aug' mit dem zwanzigsten Jahrhundert!





Gedichte und Fabeln

von

W. Constant.

Volkslied der Deutschen in Oesterreich.

Wer brachte Biedersinn und Sitte
An Donau- und den Savestrand?
Wer war es, der mit festem Kitte
Die Länder Oesterreichs verband?
Wer rief ein Halt! zu den Tartaren,
Als der lernäischen Schlange gleich,
Sich vorwärts wälzten ihre Schaaren?
Die Deutschen in Großösterreich.

Talente, herrliche und große,
In Kunst, Musik und Poesie,
Birgt Oesterreich in seinem Schooße
In einheitlicher Harmonie;
Wer aber strömte aus den Samen
Freigeb'ger Hand und Allen gleich?
Die Deutschen, deren Künstlernamen
Die herrlichsten in Oesterreich.

Wer hat still mit Geduld getragen
Der Zeiten Schickung, ernst und hart,
Wer hielt das Banner ohne Zagen
Stolz aufrecht bis zur Gegenwart?
Wenn Slaven und Magyaren dräuen
Wer trotzet ihrer Uebermacht?
Die Deutschen Oest'reichs, die getreuen,
Sie halten an der Donau Wacht.

Viel schöne stolze Städte glänzen
In deinen Ländern, Oesterreich,
Nur Einer doch kann man kredenzen
Den Festkelch, da ihr keine gleich,
Denn nur an Freude sich zu laben
Wallfahrtet Alles zu ihr hin,
Ja, nur die Deutschen Oest'reichs haben
Die Kaiserstadt, das einz'ge Wien.

So laßt uns denn zusammenhalten
In heil'ger Treu in Sturm und Drang,
Stolz trotzen feindlichen Gewalten,
Wenn Rohheit ihre Waffe schwang.
Wir Deutschen Oesterreichs, wir scheuen
Uns nie vor roher Uebermacht
Wir sind und bleiben die getreuen
Vorkämpfer an der Donauwacht.

Fabeln.

Bronzegitter höhnt den Zaun: du Wicht,
Ein Bettlerhäuschen schließt du ein.
Und du, meint Zaun, den dümmsten
Protz und in der Brust ein Herz von Stein.

Myrth' und Cypresse stritten sich, die
Myrthe ruft: die Liebe siegt! —
Und bleibt der Sieger, meint Cypresse,
Bis — mein Zweig auf dem Sarge liegt.

Auf meinen Schlag marschirt sich's
Lustig, frohlockt die Trommel laut und hoch;
Ich aber schmettre noch, ruft die Trompete,
Wenn du kriegst ein Loch.

Zweckloser Affe meines Lauf's, höhnt
Den Canal der Fluß. — Genoß,
Nicht so, ruft jener, bind' ich doch,
Was zwecklos durch die Lande floß.



Gedichte.

Von

Guido Freiherrn v. Kübeck.

An Rudolph Graf Hoyos.

Das waren liebe, schön verbrachte Stunden,
Als ich in Deinem jüngsten Buch gelesen,
Was Deinem Ich entsproß! Dein ganzes Wesen
Hab' in dem Liederbuche ich gefunden.

Wer in ihm liest, muß geistig wohl gesunden,
Wer hin und her schwankt, muß davon genesen,
Er findet ja bei Dir nicht Hypothesen,
Denn Dir sind alle Zweifel längst geschwunden.

Entspringet dem Gefühle Dein Gedicht,
So ist's aus Herzenstiefe, was da spricht:
Doch ist's Dein Herz allein nicht, das da schafft,
Aus Deinen Versen strömt Gedankenkraft:
Nur jenen kann die Dichterkrone finden,
Der schafft, indem sich Kopf und Herz verbinden.

An G. W. S.

So scheidest Du nun aus dem Kreis der Deinen
Und ziehest fort aus Deinem Jugendland!
In neues Land führt Dich ein neues Band,
In dem zwei junge Herzen sich vereinen:

Wenn dort des Glückes Sterne Dir erscheinen
Und froh Du wirst an Deines Gatten Hand,
Dann sollst den Ort, wo Deine Wiege stand,
Dein Heimatland mit seinen grünen Hainen

Du stets noch in Erinnerung behalten:
Die Deinen werden denken ewig Dein
Und wünschen nur, Du mögest glücklich sein:
Die Freunde alle wünschen nur Dein Glück
So warm, daß ihre Herzen nie erkalten:
Drum denke an Dein Heimatland zurück!

In den Bergen.

Du schönes, wunderbares Bergesleben!
Du bietest uns der Freuden ungezählt
Und scheinst zu sein wie eine andre Welt,
Wenn Sonnenblicke deine Höh'n umgeben.

Die Sonne nach des letzten Sterns Entschweben
Der Berge höchste Gipfel früh erhellt:
Wenn leuchtend Strahl um Strahl hernieder fällt,
Dann zieh'n zu Thal die Morgengrüße eben,

Die Sonne, wenn sie Mittags höher strebt,
Erfreuet alles, was auf Bergen lebt:
Wenn ihre Strahlen Abends niedersinken,
Wenn hell die Bergesspitzen glühend blinken
Und sich im Bergsee spiegeln, dann fürwahr
Erhebt das Herz voll Dank sich immerdar.

Vergißmeinnicht.

Der Abschiedsgruß, den Freunde senden,
Tönt, herzerwärmend, an das Ohr:
Und will der Scheidende sich wenden,
Dann tönt der Scheidegruß im Chor.

Das Echo ist der Gruß der Höhen,
Es tönt im Herzen fort und fort:
Der Scheidende im Weitergehen
Erinnert sich ans Scheidewort.

Doch anders ist es mir ergangen,
Als jüngst ich auf dem Erzberg war:
Da waren's Worte nicht, die klangen
Als Abschiedsgruß: es bot sich dar

Beim Abschied auf des Berges Hängen
Ein Blumenmeer im blauen Kleid:
Es schien, als wollt' es bittend drängen:
Gedenke ferner mein wie heut'!

Am Erzberg.

Wie vieles ist am Erzberg nur zu sehen!
Hier zieht der Weg durch dichten Wald sich hin,
Das Auge wird erquickt von Waldesgrün,
Dann siehst Du Bäume einzeln nur mehr stehen;

Dort wirst den Bergmann Du bis auf die Höhen
In kräft'ger Arbeit schau'n um Erzgewinn:
Und läßt den Blick Du oben schweifend zieh'n,
Dann meinst Du, daß Du sei'st im Reich der Feen,

Denn ringsum siehst Du Berg auf Berg sich bauen,
Im Thale freundlich eine Landschaft liegen:
Am Erzberg kannst Du Dich in Freude wiegen,
Dort hast Du Edles, Schönes nur zu schauen
Und steigst Du nieder, in den Hängen spricht
Der Erzberg blumenreich „Vergißmeinnicht"!



Gedichte

von

Alfred Formey

Begegnung.

Als ich heut im Winterwald
Klomm mit müden Tritten,
Lautlos Liebchens Huldgestalt
Kam dahergeschritten.

Durch des Schneesturms wild Geflock
Kühn sie stapft und munter,
Lächelnd, dass ihr Schwarzgelock
Ging in Schneeweiß unter.

Sternlein wie Verklärungsschein
Weiß ihr Haupt umwallten:
Herzig sah die Jugend d'rein
In dem Schmuck der Alten!

Mußt' im Schneegewirbel heiß
An mein Herz sie drücken:
„Lieb' Dich schwarz und lieb' Dich weiß,
Köpflein, mein Entzücken!"

Die Verlassene.

Das Mägdlein träumt in des Herdes Glühn;
Die Scheiter, sie knistern und flammen:
Jetzt lustig und laut sie springen und sprühn,
Jetzt stille sie sinken zusammen.

So stille, so kalt! das Mägdlein preßt
Auf's Herz die Hand, die bleiche,
Auf's Herz, drin gebettet so tief, so fest
Schläft ihres Glückes Leiche.

Die Herdgluth lischt; — im Schlote frohlockt
Geheul dämonischer Stimmen.
Ein blaues, einsames Flämmchen hockt
Noch auf der Asche Verglimmen.

Und das blaue Flämmchen entgegen ihr wallt,
Sie träumt es und lächelt darüber —
Aus der todten Asche, so stille, so kalt,
In's Herz ihr hüpft es hinüber!

Und unsagbar süß drin lodert's alsbald,
Wie nie in des Glückes Tagen!
Dann wird's drin stille, dann wird's drin kalt:
Das Herz hat ausgeschlagen.

Der Weihnachtsengel.

(Nach wahrer Begebenheit.)

Der Tag verdämmert; hinaus auf's Meer
Wirbelt und wogt der Nebel Heer:
In stillster Klarheit, hellster Pracht
Ob England funkelt die heilige Nacht.
Im Dünendorf das Mütterlein
Nimmt ihr Gebetbuch aus dem Schrein;
Zur Christmett' läuten die Glocken.

„Herr Christ!“ — so seufzt sie im Gehen leis —
„Erhör' einer Mutter Flehen heiß:
In der großen Stadt, der verderblichen Welt,
Mein Kind zum ersten Mal Weihnacht hält;

O Herr, dem Einzigen, der mir blieb,
Einen Weihnachtsengel zur Seite gib!"
Zur Christmett' läuten die Glocken.

Durch Londons Gassen Arm in Arm
Wüst lärmend schiebt sich ein Burschenschwarm:
„Zur Ankertavern, ihr Brüderlein!
Dort schenkt man den feurigsten Brandy ein!
Macht schwimmen drin Wochen- und Weihnachtslohn,
Hört, aus der Taverne — sie jauchzen uns schon!"
Zur Christmett' läuten die Glocken.

Vor des Teufels Kapelle, — wie himmlisch erhellt,
Stehn segnende Engel zum Kauf gestellt:
Aus Flittergold und buntem Papier,
Der Christbaumkronen blitzende Zier.
Der letzte der Engel im Silbergewand
Den Jüngsten der Burschen wie zauberisch bannt;
Zur Christmett' läuten die Glocken.

Hohnlachend die Andern ihn umstehn:
Lachend und lästernd sie weitergehn.
Der starre Beschauer denkt ihrer kaum;
Versunken in wonnigsten Weihnachtstraum,
Der Himmel ihm wieder offen scheint,
Wie auf Mütterleins Schooß, — er lacht — er weint!
Zur Christmett' läuten die Glocken.

„Den Weihnachtsengel — ich muß ihn erstehn!
Der soll mir Mütterlein grüßen gehn!" —
Und das Geld, verschrieben der Hölle schon,
Mit dem Engel erwirbt ihm den Himmelslohn:
Ein neues Herz und ein Leben neu,
Ein Herz voll Reine, ein Leben voll Treu!
Zur Christmett' läuten die Glocken.



Kant und Swedenborg.

Von

Hermann Meynert.

Nur wenige ahnen, welche inneren Kämpfe der große Denker Immanuel Kant einst bestanden hat, weil dieser eben durch sein Denken so völlig fertige Mensch gleichwohl noch eine innere Ergänzung für sich suchte. Freilich waren es Kämpfe seines überall siegbewußten Verstandes.

Früher schon, als auf den gefeierten Dichter des „Faust“ in den mystischen Worten: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen“, hatte der durch seinen Vornamen mit Immanuel Kant verwandte, wunderbare Mann, der Theosoph Emanuel Swedenborg, auch auf den Weisen von Königsberg eigenthümlich anregend eingewirkt.

Die erste geistige Begegnung Kant's mit Swedenborg war keine ganz freundliche; sie veranlaßte vielmehr ersteren etwa im Jahre 1765 zu einer in scharfer, witziger Polemik sich ergehenden Schrift: „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik“. Sein Protest galt indeß blos den Visionen Swedenborg's, die er für werthlos erklärte, nicht aber der Theorie desselben, die er „sehr erhaben“ nannte und welche mit seinen eigenen Ansichten mehrfach übereinstimmte.

Einen größeren Einfluß hat Swedenborg auf die hohe geistige Selbstständigkeit Kant's nicht nehmen können, wohl aber hat er, wie gesagt, unwillkürlich anregend auf denselben eingewirkt, indem Kant sich durch ihn veranlaßt fühlte, auf einem Gebiete weiter vorzudringen, welches außerdem vielleicht von ihm minder betreten geblieben wäre.

Jedoch verstrich eine lange Zeit, ehe er mit dem Ergebnisse seiner Erwägungen hervortrat, ein Beweis, wie wählerisch der außerordentliche Mann diesmal zu Werke gegangen ist und wie vorsichtig zögernd er seinen Gedanken ihre Freiheit gegeben hat. Erst beinahe ein Vierteljahrhundert nach der Abfassung der „Träume eines Geistersehers", etwa in den Jahren 1788 — 1790, machte er in den Vorlesungen, welche er an der Universität Königsberg hielt, seine Hörer mit seinen Gedanken bekannt. Da diese Vorlesungen aber zunächst ungedruckt blieben, so war ihre Wirkung eine vereinzelte und vorübergehende. Wieder erst ein Menschenalter später, siebzehn Jahre nach Kant's Tode, wurden sie durch den damaligen Professor der Politik und der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, K. H. L. Pölitz, unter dem Titel: „Kant's Vorlesungen über die Metaphysik", im Drucke herausgegeben.

Sonderbarerweise war es dieser Reliquie Kant's beschieden, anfangs nur wenig beachtet zu werden und dann lange verschollen zu bleiben, so daß, als in letzter Zeit einige Gelehrte sich auf jenes Werk besannen, nur mit vieler Mühe im antiquarischen Wege ein oder einige wenige Exemplare aufgetrieben werden konnten. Mit Recht aber nannte Professor Erdmann, welcher in den philosophischen Monatsheften von dem verschollenen Buche sprach, dasselbe „eine unbeachtet gebliebene Quelle zur Entwicklungsgeschichte Kant's".

In gewisser Beziehung half endlich Carl du Prel diesem Nothstande ab, indem er vor zwei Jahren zwar nicht jene Vorlesungen im Ganzen, aber doch, wie er sagt, den „längsten und originellsten" Abschnitt derselben, die Psychologie, nach der Pölitz'schen Ausgabe unter dem Titel: „Immanuel Kant's Vorlesungen über Psychologie", im Drucke herausgab.

Bisher aber ist, wie es scheint, auch dieses Buch nur einem engeren Kreise näher bekannt geworden und es dürfte daher nicht überflüssig sein, den Kern seines wunderbaren, fesselnden Inhaltes in möglichster Kürze und mit Lostrennung von allem fachgelehrten Formwerke hier wiederzugeben.

Kant's strenge Unabhängigkeit von Swedenborg geht schon daraus hervor, daß er, bei aller Verehrung für diesen edlen und reinen Charakter, doch die Polemik, welche er in den „Träumen eines Geistersehers" gegen manche Kundgebungen desselben angestimmt, auch

in diesen Vorlesungen bisweilen nachklingen läßt. Aber eine bemerkenswerthe Nachwirkung hatte die Bekanntschaft mit Swedenborg's Anschauungen für Kant dennoch, nämlich die, daß derselbe die unantastbaren logischen Gesetze, durch welche er die weiten Gebiete seines Wissens und Denkens beherrschte, mit ebenfalls unantastbaren Rechten des Ideals auszusöhnen verstand.

Der Standpunkt, von welchem der große Denker bei seinen Erwägungen ausgegangen, konnte von vorhinein nicht zweifelhaft sein und er bezeichnet denselben ausdrücklich, indem er sagt: „Ueber die Grenzen der Gegenstände der Sinne geht der Verstand nicht, aber doch bis an die Grenze, das ist Gott und die künftige Welt".

Wir müssen, wie ich schon erwähnt, uns hier darauf beschränken, die Ergebnisse, zu welchen der hohe Meister des Denkens innerhalb der eben bezeichneten, von ihm gewissenhaft eingehaltenen Grenzen gelangte, ihrem wesentlichen Inhalte nach darzustellen.

„Kein Körper kann Ursache vom Leben sein, denn, weil er Materie, alle Materie aber leblos ist, so ist er kein Grund des Lebens, sondern vielmehr ein Hinderniß desselben, welches dem Principe des Lebens widersteht. Der Grund des Lebens muß vielmehr in einer anderen Substanz liegen, nämlich in der Seele; ein Grund, der aber nicht auf der Verbindung mit dem Körper, sondern auf dem inneren Principe ihrer Selbstthätigkeit beruht. Demnach wird weder der Anfang des Lebens der Seele, noch die Fortdauer des Lebens derselben vom Körper herrühren. Wenn also der Körper gleich aufhört, so bleibt doch noch das Princip des Lebens übrig, welches unabhängig vom Körper die Handlungen des Lebens ausgeübt hat und also auch jetzt, nach der Trennung vom Körper, dieselben Handlungen des Lebens ungehindert ausüben muß.

„Wenn nun der Körper gänzlich aufhört, so ist die Seele von ihrem Hindernisse befreit und nun fängt sie erst an, recht zu leben. Also ist der Tod nicht die absolute Aufhebung des Lebens, sondern eine Befreiung von den Hindernissen eines vollständigen Lebens.

„Kein Gegner kann aus der Erfahrung ein Argument erfinden, welches die Sterblichkeit der Seele darthäte; die Unsterblichkeit der Seele ist also wenigstens wider alle Einwürfe, die aus der Erfahrung entlehnt sind, gesichert.

„In der gesammten Natur finden wir, daß keine Kräfte, kein Vermögen, keine Werkzeuge, weder den leblosen noch den belebten Wesen zukommen, die nicht auf einen gewissen Nutzen oder Zweck abzielen. Wir finden aber in der Seele solche Kräfte und Vermögen, die in diesem Leben keinen bestimmten Zweck haben, also müssen diese Vermögen (da nichts ohne Nutzen und Zweck in der Natur ist), wenn sie hier keinen Nutzen und bestimmten Zweck haben, doch irgendwo einen Nutzen haben, es muß also ein Zustand sein, wo die Kräfte gebraucht werden können. Also läßt sich von der Seele vermuthen, daß sie für eine künftige Welt aufbehalten sein muß, wo sie alle diese ihre Kräfte anwenden und gebrauchen kann. Wenn wir z. B. eine Raupe sehen und gewahr werden, daß sie schon alle Organe hat, die sie hernach als Schmetterling gebrauchen wird, so schließen wir, dass sie sich derselben nach ihrer Entwicklung bedienen werde. Ebenso ist die Seele des Menschen ausgerüstet mit Erkenntniß- und Begehrungskräften, mit Trieben und moralischem Gefühl, die gar keine hinreichende Bestimmung für dieses Leben haben. Da nun nichts umsonst ist, sondern alles seinen Zweck hat, so müssen auch diese Fähigkeiten der Seele ihren bestimmten Zweck haben, und weil dieses im gegenwärtigen Leben nicht eintrifft, so muß es für ein künftiges Leben aufbehalten sein.

„Ferner reicht die Kürze des menschlichen Lebens nicht zu, von allen den Wissenschaften und Erkenntnissen, die man sich erworben hat, Gebrauch zu machen. Das Leben ist zu kurz, sein Talent völlig auszubilden. Wenn man es in den Wissenschaften am höchsten gebracht hat und jetzt den besten Gebrauch davon machen könnte, so stirbt man. Demnach hat die Kürze des Lebens gar kein Verhältniß zu dem Talente des menschlichen Verstandes. Da nun, wie gesagt, nichts in der Natur umsonst ist, so muß auch dieses für ein anderes Leben aufgehoben sein. Die Wissenschaften sind der Luxus des Verstandes, die uns den Vorgeschmack von dem geben, was wir im künftigen Leben sein werden.

„Wir haben eine Erkenntniß von der Körperwelt durch sinnliche Anschauung, insofern sie uns erscheint. Wenn sich aber die Seele vom Körper trennt, so wird sie nicht dieselbe sinnliche Anschauung von dieser Welt haben, sie wird nicht die Welt so anschauen, wie sie erscheint, sondern so wie sie ist. Demnach besteht die Trennung der Seele vom Körper in der Veränderung der sinnlichen Anschauung in die geistige Anschauung, und das ist die andere Welt. Die andere

Welt ist demnach nicht ein anderer Ort, sondern nur eine andere Anschauung; sie bleibt den Gegenständen nach dieselbe, ist den Substanzen nach nicht unterschieden, allein sie wird geistig angeschaut.

„Wenn nun ein Mensch in dieser Welt rechtschaffen gewesen ist, sich befleißigt hat, die Regel der Sittlichkeit auszuüben, der ist schon in dieser Welt in Gemeinschaft mit allen rechtschaffenen und gutgesinnten Seelen, sie mögen in Indien oder in Arabien sein, nur sieht er sich noch nicht in dieser Gemeinschaft, bis er von der sinnlichen Anschauung befreit sein wird. Demnach ist der Tugendhafte schon hier im Himmel, wird aber erst nach dem Tode sich in dieser Gemeinschaft sehen."

Auf diesen Ausgang legte Kant das größte Gewicht, denn mit Recht ist von ihm gerühmt worden, daß die sittliche Lebensaufgabe der Menschheit ihm das Höchste und ein innerlich Gewisses blieb. Dieses erhabene Ziel spricht sich auch in den Worten aus, mit welchen er seinen Abschnitt über Psychologie schließt: „Die Hauptsache ist immer die Moralität, diese ist das Heilige und Unverletzliche, welches wir beschützen müssen, und sie ist auch der Grund und der Zweck aller unserer Speculationen und Untersuchungen. Gott und die andere Welt ist das einzige Ziel aller unserer philosophischen Untersuchungen", denn beide Begriffe hängen ihm mit der Moralität zusammen.

Wäre die Auffassung Kant's, welcher, wie wir gesehen, auf dem dunklen Wege in das Jenseits oder, wie er sich ausdrückt, in die andere Welt, die Leuchte der Tugend und Sittlichkeit vorangehen läßt, minder unbekannt geblieben, so würde, unbeschadet der strengen Vorbedingungen, von welchen der erhabene Denker ausgeht, doch vielleicht etwas mehr Einheit in die Vorstellungen der ihm folgenden Generation gekommen sein. Zunächst aber fiel die große Frage in die Epoche der Zerrissenheit, und, um nur ein Beispiel anzuführen, auch zwei Dichter, in ihrem Gehalte sehr ungleich, unterwerfen sie ihrer ausschreitenden Willkühr.

August von Kotzebue erhob seinen Anspruch auf Fortdauer geradewegs zu einer Kriegsfrage an den Urheber des Lebens; voraussichtlich danklos machte er sich bereit, sein vermeintes Recht klagbar einzutreiben.

„Hab ich Deinen Plan gebilligt
Und zu leben eingewilligt?"

ruft er in seinem Gedichte: „Verzweiflung" dem Schöpfer zu. Weil ihm jedoch dieses Geschenk ohne sein Wissen und ohne seinen Willen auf-

genöthigt worden, glaubt er sich doppelt berechtigt, dasselbe nicht mehr herauszugeben, und so schließt er mit dem apodiktischen Satze:

„Bist Unsterblichkeit mir schuldig,
Sieh', ich ford're sie von Dir."

Dem ganz entgegengesetzt, nahm Lord Byron, zwischen stolzer Erhabenheit und launenhafter Selbsterniedrigung sich wiegend, oft die Miene an, das Leben zu hassen, zu verachten, vielleicht weil er daraus für sich die Berechtigung ableitete, es gelegentlich zu mißbrauchen. Er läßt seinen Kain sprechen:

„Ich lebe, doch ich leb' nur um zu sterben,
Und an dem ganzen Leben seh' ich nichts,
Was hassenswerth den Tod mir machen könnte,
Den angebor'nen Trieb nur ausgenommen,
Den läst'gen und doch unbezwinglichen
Instinct des Lebens."

Und mit einer dämonischen Schadenfreude nöthigt ihm Lucifer die Gewißheit seiner Unsterblichkeit auf:

„Du lebst und Du mußt ewig leben; glaube nicht,
Die ird'sche Hülle sei Dein wahres Wesen.
Sie sinkt in Staub dahin, doch Du wirst sein." —

Wie düster und drückend ist die Wirkung solcher Dichtungsweise gegenüber der klaren, erhebenden Sprache Kant's. Wie erkennt man in derselben ganz das freundliche Bild wieder, welches sein großer Schüler, Herder, von ihm entwirft, von dem Manne mit der fröhlichen Munterkeit eines Jünglings, mit der offenen, zum Denken gebauter Stirn, die ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude war. Und von doppeltem Werthe sind uns seine Worte, weil wir wissen, daß es nicht Träume, welche er ja so lebhaft bekämpft hat, sondern daß vielmehr Menschen-, Völker- und Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung die Quellen waren, aus welchen er seine Überzeugungen schöpfte.

Um so mehr darf man sein, eine Zeitlang verschollenes und nun wieder auferstandenes Werk mit einem frohen Glückauf! begrüßen.



Gedichte

von

Martin Greif.

Blumen am Wege.

Auf fremder Straße zieh ich hin,
Das Herz so schwer, so trüb den Sinn,
Als Nebel mich umfließen,
Da fällt mir ein ihr Abschiedswort
Und tausend Blumen allsofort
Mich überall umsprießen.

Empfang in der Heimath.

Sonntagsglocken klangen
Feierlich und klar,
Dort mich zu empfangen,
Wo ich ausgegangen
Einst in's Leben war.

Aus den rauhen Stürmen
Kehrt' ich in den Port,
Doch was hilft sein Schirmen?
Von der Heimath Thürmen
Muß ich wieder fort.

Zurück vom Schattenlande.

Geweihten Spuren nachzugeh'n,
Gewährt mir hohen Reiz,
Und, glaube mir,
Wenn uns Erinn'rung bleibt
Im andern Leben noch,
So werd' ich oft und oft dahin,
Wo wir verborgen vor der Welt geweilt,
Als stiller Schatte, Dein gedenkend, kehren,
Wie sicher wohl bisweilen du auch selbst,
Und so begegnen wir uns wieder,
Obzwar als Abgeschied'ne nur,
Den Traum der Erde weiter spinnend,
Der abbrach hier.

Mein Stern.

Es leuchtet ein Stern am Himmel
Mir einsam aus fernen Höh'n,
Ihn schau ich im lichten Gewimmel
Und wenn kein Schimmer zu seh'n.

Der Stern, der, ob es auch trübe,
Mir durch die Wolken erscheint,
Es ist die verborgene Liebe,
Die ich einst lange beweint.





Lieder

von

Sanda Gräfin Sermage.

Waldesweben.

Ich bin durch den Wald geschritten
Und habe gehorcht und gelauscht
Wie flehend, gleich leisem Bitten,
Der Wind durch die Blätter gerauscht.

Ich habe die Worte verstanden,
Die leisen Melodien,
Die lieblich und frei von Banden
Durch Gräser und Blüthen zieh'n.

In der Seele die blutende Wunde
Mein Herz so stürmisch und wild,
So zertrat ich die duftigen Gräser,
Durch den Nebel sah ich — Dein Bild!

Wohl hab ich die Sprache verstanden
In welcher Natur zu mir spricht,
Doch meine eigene Seele —
Mein Herz — verstehe ich nicht!

Zur Rosenzeit.

In den Wald, zu wilden Rosen,
Dahin zog es mich mit Macht
Dort mit ihnen froh zu kosen,
Hab ich herrlich mir gedacht.

Als ich in den Wald getreten,
Frostig zog's durch mein Gemüth,
Herbstlich kühle Winde wehten,
Rosenflor war schon verblüht.

Und durch meine Seele bebte
Unaussprechlich tiefes Leid,
Leise durch die Bäume schwebte:
„Du verschliefst die Rosenzeit!“

Herbstempfindung.

Ich blicke den eilenden Wolken nach,
Die schnelle vorüberjagen,
Dem gelben Blatt, das der Windeshauch
In die weite Ferne getragen.

Und meiner Seele wird es so bang,
Daß Alles vorbei gezogen;
Was einst der Frühling gewesen ist,
Dort treibt's in den schwellenden Wogen.

Fischerhaus.

Es steh'n die Blumen am Fenster
Und blicken lieblich hinaus,
Es fließt der Strom vorüber
Am kleinen Fischerhaus.

Da drinnen wohnen Menschen,
Ein Kind mit süßem Gesicht,
Sie trägt ein rothes Mieder
Und lächelt, wenn sie spricht.

Sie steht gar oft am Wasser
Und blickt hinein so lang.
Sie ordnet sich die Haare
Und seufzet lang und bang.

Es zieh'n die Fischerboote
Vorbei — sie denkt, Wohin?
Sie sieht die Wellen gleiten,
Mit traumverlor'nem Sinn.

So flossen hin die Tage
Bis einst ein Schifflein kam,
Ein schöner junger Schiffer
Die Kleine mit sich nahm.

Es treibt der Strom vorüber
Am kleinen Fischerhaus,
Verwelkt die Blumen im Fenster,
Doch blicken sie noch heraus.

Ein Mütterchen sitzt spinnend,
Sie spinnt mit dürrer Hand,
Und sieht mit trüben Augen
Hinaus in's grüne Land.





Unser Gott.

Von

Ferdinand Ebhardt.

Nichts kümmert edle Menschen Formenwesen,
Das Gute bleibt in jedem Kleide gut;
Suchst Herzen Du, mußt Du im Auge lesen,
Dort liegt die Seele, nicht in Rock und Hut.

Nach einem Ziele alle Menschen streben,
Ob Heid', ob Türke, Jude oder Christ;
Und Gott wird jedes Herz zum Himmel heben,
Das menschlich denkt, das gut und edel ist.

Nicht unter eines Domes kalten Steinen
Fühl' ich am nächsten Gottes Herrlichkeit,
Die schöne Welt wird mich dem Schöpfer einen,
Gott ist allüberall, in Raum und Zeit.

Will ich im Leid zu meinem Gotte flehen,
So sei's am Felsen, der zum Himmel ragt,
Hoch über Erdenschmutz und Menschenwehen,
Wo selten noch ein Fuß sich hingewagt.

Und will der Gottheit meinen Dank ich weihen,
So sei's im Wald, in einem stillen Thal;
„Ich fühle Gott am nächsten mich im Freien,
Bei Dir, Natur, verklärt durch Sonnenstrahl!“



Wo wohnt das Glück?

von

Wilhelm von Wartenegg.

Ging ein Mann das Glück zu suchen
Ueber der Erde weiten Rund,
Doch er sah's an keinem Orte,
Doch er traf's zu keiner Stund.

Nimmer hört er auf zu hoffen,
Finden will er noch den Platz;
Ist der richtige getroffen,
Heb' ich den verborgenen Schatz.

In den Hütten, zu den Thronen
Trat er suchend hin und sprach:
Wo, wo mag das Glück nur wohnen?
Lebenslang geh' ich ihm nach.

Ach, vergeblich ist das Suchen,
Mancher hat den Weg verflucht,
Mancher wird ihn noch verfluchen,
Denn, es kommt nur ungesucht.

Suche es in den vier Winden,
Grab' es aus der Erde Schooß,
Nie und nirgends wirst Du's finden,
Gingst Du ewig ruhelos.

Glaubst Du es zu seh'n von ferne,
Wenn Du nahst, weicht es zurück.
O mein Stern, du Stern der Sterne,
Viel zu hoch hältst du mein Glück.

Finden wirst Du, laß' dir's sagen,
Wo Du suchst, die Stätte leer,
Denn: Du mußt es in dir tragen,
Sonst erreichst Du's nimmermehr!





Nach zehn Jahren.

Novelette

von

E. Wahlheim.

Der Graf war etwas früher als gewöhnlich zum Thee nach Hause gekommen. Mit der zärtlichen Galanterie, die dem stattlichen Manne von fast vierzig Jahren so gut ließ, küßte er der schönen Matrone, die vor dem appetitlich gedeckten Theetische saß, die feine, spitzenumfloßene Hand, dann aber flog ein rascher, suchender Blick bis in den letzten Winkel des behaglich ausgestatteten Salons, um endlich befremdet an einer kleinen, dürftig gekleideten Kindergestalt hängen zu bleiben.

„Wo ist Alma?“ kam es dann in hastiger Frage von seinen Lippen, „und — was ist das?“

„Alma ist auf ihrem Zimmer“, erwiderte die Matrone mit niedergeschlagenen Augen, „und das — das ist ein Kind . . .“

„So viel sehe ich, liebe Mama!“ lachte der Graf, „aber wie mir scheint, ist es weder Nanni, das kleine Portierfräulein, noch Toni, der Majoratsherr unseres Kutschers; Ihr scheint die Galerie kindlicher Schönheiten, mit denen Ihr Euch zu umgeben liebt, um ein neues, merkwürdiges Exemplar vermehrt zu haben. Nun, so lass' Dich doch näher ansehen, Du kleines Geschöpf . . .“ sagte er gutmüthig, und seine kräftige, aber schlank gegliederte Hand legte sich leicht auf das dünne, blonde Haar des etwa fünfjährigen Mädchens, das regungslos in der Ecke eines Fauteuils kauerte. Das Kind duckte sich ängstlich bei der

Berührung der weißen, wohlgepflegten Männerhand, als fürchte es einen Schlag, und sandte aus den trüben, von rothen, entzündeten Lidern umsäumten Augen einen unkindlich mißtrauischen Blick in das freundlich zu ihm herabgeneigte, von einem dunkelblonden Vollbarte umrahmte Männerantlitz.

„Poveretta“, bemerkte die Gräfin seufzend, „sie ist auf Liebkosungen nicht gefaßt. Wir müssen sie erst an Freundlichkeit gewöhnen.“

„Wir?“ fragte der Sohn, und wieder flog ein Ausdruck unangenehmen Befremdens über sein offenes, an die Züge des alten fränkischen Kaisergeschlechtes erinnerndes Gesicht, „ich verstehe nicht recht . . .“

Die alte Dame nahm ein Biscuit von einem silbernen Körbchen und reichte es dem Kinde. Die Kleine streifte sie und das Dargebotene wieder mit jenem finsteren und zugleich ängstlichen Blicke, der an so jungen Geschöpfen die ganze Leidensgeschichte ihrer Abstammung aus Elend und Gemeinheit verräth, jenem Blicke, der dem Erwachsenen, glücklicheren Lebenssphären Angehörenden wie eine schmerzensvolle Offenbarung des tiefsten Erdenjammers in die Seele schneidet, und regte sich nicht. Ihre kleine magere Hand streckte sich nicht aus, krampfhaft krallten sich die dünnen blutleeren Fingerchen in die Seide des Fauteuils, der hübsche, weiche Mund verzog sich kläglich und in angstvollem, fast stöhnendem Tone stieß sie endlich heraus: „Die Frau? Wo die Frau ist?“

„Sie meint Alma . . . . Es scheint, daß sie sich schon zu ihrer Protectorin hingezogen fühlt“, erklärte die Gräfin mit dem Anfluge eines Lächelns.

„Ein umheimliches Kind, das keine Biscuits ißt“, bemerkte der Graf trocken, „aber ich habe immer noch nicht erfahren . . .“

Die alte Dame schien in sichtlicher Verlegenheit. Sie ergriff ein großes, grobwollenes Strickzeug, das auf einer japanischen Etagère vor ihr lag, und begann, statt zu antworten, mit nervöser Hast zu stricken. „Ich danke, Loubin . . . Ich werde den Thee selbst bereiten“, sagte sie zu dem, an einem Seitentische geräuschlos hantirenden Kammerdiener gewendet, der sofort auf lautlosen Gummisohlen das Gemach verließ.

Die alte Dame war kaum mit ihrem Sohne allein, als sie, sich gleichsam von einer peinlichen Last befreiend, die Erklärung herausstieß: „Stelle Dir vor, Alma hat die Absicht, dieses Kind anzunehmen.“

„Das heißt, sie will die Kleine in ein Institut oder Kloster geben und für ihre Erziehung zahlen“, erwiderte der Graf in schlechtverhehlter Ungeduld mit einem der silbernen Theelöffelchen spielend.

„Wenn es nur das wäre!“ seufzte die Gräfin. „Sie denkt daran, ihre und unsere Hausgenossin daraus zu machen, ihre geistige und seelische Entwicklung zu überwachen, mit einem Worte, sie an Kindesstatt anzunehmen!“

„Aber das ist ja absurd, das ist ja unmöglich!“ rief der Graf mit mühsam unterdrückter Heftigkeit, „das können und werden wir nicht dulden!“

Die alte Frau schwieg. Sie blickte nach dem Kinde, das die ungewohnte Näscherei wirklich unberührt neben sich liegen gelassen hatte. Der dunkelblaue Lampenschleier war von der vorsorglichen Hand der Matrone so gerückt worden, daß das arme kleine Geschöpf mit den schmerzenden, entzündeten Augen im Halbdunkel geblieben war. Die wohlthuende Temperatur des behaglich durchwärmten Raumes, das leise, gleichmäßige Summen des Theekessels hatten eine nervenberuhigende Wirkung auf das verschüchterte Kind geübt, es war fest eingeschlafen.

Die Gräfin drückte auf den Knopf einer telegraphischen Klingel, die sich an der Wand hinter ihrem Sopha befand. „Sind Doctor Wilner und der Vater dieser Kleinen noch im Zimmer der Comtesse?“ fragte sie die eintretende Zofe.

„Ja, Frau Gräfin“ erwiderte diese, während ihr Blick — eine beredte Anklage — von der kleinen, fremden Gestalt zum Sohne ihrer Gebieterin hinüberflog. Wieder zauderte die alte Dame einen Augenblick. „Möchten Sie wohl so gut sein, die Kleine mit hinüber zu nehmen, liebe Therese?“ fragte sie dann beinahe zaghaft, in jenem Tone rührender Bescheidenheit, den wohlerzogene Gebieterinnen gegen ihre hochgestrengen Kammerfrauen anzunehmen haben, wenn sie denselben eine außergewöhnliche Leistung zumuthen.

„Sehr wohl, Frau Gräfin!“ Dies „Sehr wohl“ klang vielmehr wie „Sehr übel!“ Die Haltung, in welcher sich die elegante hübsche Soubrette jetzt dem Proletarierkinde näherte, war ein stiller, aber doch meisterhaft ausgedrückter Protest gegen die extravaganten Einfälle ihrer Herrschaft. Sie blickte mit verzweifelter Resignation auf ihre weißen, wohlgepflegten Hände, dann faßte sie das schmächtige Figürchen

in dem schmutzigen, zerlöcherten Barchentkleide in ihre schwarzseidene Schürze und trug es, so jede nähere Berührung vorsichtig vermeidend, behutsam fort.

Die Stirne des Grafen entwölkte sich während dieser kleinen Episode. Lachend bemerkte er: „Warum sind wir keine Orientalen! Ihr hättet diesem armen Wurme Euere Gastfreundschaft vor allem Anderen durch ein warmes Bad beweisen sollen.“ Die alte Dame fühlte sich sichtlich erleichtert durch die gute Laune des Sohnes, aber sofort ward er wieder ernst. „Darf ich jetzt endlich erfahren, was diese Unterhandlungen Alma's mit einem Advocaten und einem fremden Proletarier zu bedeuten haben?“

„Mein Gott“, erwiderte die alte Frau unsicher, „ich glaube, Alma will sich über die Möglichkeit und die Bedingungen einer Adoption unterrichten.“

„Nun, das ist in der That stark!“ brauste der Graf jetzt auf. „Dies Alles hinter meinem Rücken. Der große Jurist wird da eben erfahren, daß, wofern sie nicht das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen will, eine gesetzliche Adoption vor ihrem fünfzigsten Jahre unmöglich ist.“

„Der Ehelosigkeit?“ fragte die Gräfin mit großem, traurigem Aufblicke. „Rainer, wer würde unsere Alma heiraten?“

Ein leichtes Erblassen lief über das kräftige Incarnat seines schönen Männerantlitzes. Mit großen Schritten eilte der Graf zu der in den nächsten Raum führenden Portière und hob dieselbe auf, um sich zu überzeugen, daß keine Lauscher in der Nähe seien, dann kehrte er zu der alten Frau zurück. „Und wenn Dir dieser unselige, unauslöschliche Schatten ewig so gegenwärtig ist, Mama, wie kannst Du zugeben wollen, daß Alma ihm durch den unüberlegten Streich einer solchen Adoption vor den Augen der Welt gewissermaßen greifbare Körperlichkeit verleiht?“ Er sprach sehr leise, aber in leidenschaftlicher Erregung.

„Mein Sohn“, entgegnete die Greisin, „ich zweifle sehr, ob wir das Recht haben, das unkluge Mädchen unter unserer Botmäßigkeit zu halten.“

„Ah, Du meinst, weil Alma majorenn ist, weil ich seit vier Jahren nicht mehr ihr Vormund bin, nun denn, ich glaube die Rechte des Familienchefs und die Pflichten der Freundschaft reichen noch ein Stückchen weiter, da halte ich mich nicht an den Buchstaben des

Gesetzes und wenn Alma im Begriffe ist, die Stellung in der Gesellschaft, die wir ihr nur mit dem Aufgebote unserer ganzen Autorität gewahrt haben, zu untergraben, so werde ich sie einfach daran verhindern!"

„Ihre Stellung in der Gesellschaft?" entgegnete die alte Frau bitter, „es war die einer stillschweigend Geächteten, und all' unser guter Wille, all' unsere Anstrengungen haben die Folgen einer Jugendthorheit nicht auszulöschen vermocht."

„Mutter!" Es war ein tiefschmerzlicher Ausruf.

„Es ist so, mein Sohn, und darum soll es auch einmal ausgesprochen werden. Glaube mir: wir haben kein Recht, Alma irgendetwas zu verwehren." Sie warf mit einer energischen Bewegung das Strickzeug von sich, an dem sie in nervöser Hast herumgefingert hatte. Ein strenger und gramvoller Ausdruck erschien auf ihrem sonst so milden Antlitze und der stille, freundliche Glanz der jugendlich blauen Augen, die dem silberweißen Scheitel der Matrone widersprachen, wandelte sich in das aufsprühende Zornesfeuer langunterdrückter Entrüstung. Der Sohn blickte erstaunt auf, so hatte er seine Mutter noch nie gesehen. „Wir müssen ewig und ewig im Unrechte bleiben gegen sie, die Gute, Starke, Edle!" brach es von ihren Lippen.

„Ich verstehe Dich nicht ganz, Mama", erwiderte der Graf noch immer gedämpften Tones. „Machst Du Dir vielleicht Vorwürfe, daß Du Alma nicht streng genug erzogen, daß eine sorgsamere Ueberwachung das Aergste hätte verhindern können, so muß ich Dir zu Deinem Troste sagen: es gibt unbändige Naturen, die sich jeder Einflußnahme entziehen. So wie Alma ist, selbstständig und unberechenbar, sie hat sich selbst erzogen, sie ist ein souveräner Charakter. Auch ich sage mit Dir, sie ist gut, rein und edel, und welches auch damals ihre Verirrung gewesen sein mag, wie weit sie getäuscht ward in ihrer schrankenlosen Hingebung, wir wissen es, sie ist keiner Niedrigkeit fähig. Aber die Welt, die uns Männern Alles, den Frauen so Vieles verzeiht, urtheilt anders, sie urtheilt grausam einem Mädchen gegenüber."

„Den Frauen Alles", wiederholte die alte Dame mit einem tiefen Athemzuge. „Und ist Dir nie in den Sinn gekommen, mein Sohn", sie sprach es stockend, „daß Alma schuldlos sein könne, daß nur Verleumdung ihren Namen besudele?" Der Graf schwieg einen Augenblick. Ein leidvoller Zug grub sich um seine festzusammengepreßten Lippen. „Sie

hat ihre Leidenschaft für Rohnsberg zu offen zur Schau getragen", murmelte er dann.

„Leidenschaft!" rief die alte Gräfin, „die kindische Neigung eines unerfahrenen Mädchens, das jeder Menschenkenntniß und darum jedes Urtheils entbehrt!"

„Die sie sahen in jener unglückseligen Herbstnacht, waren keine Verleumder", entgegnete der Sohn gepreßten Tones. „Die, welche die Anklage bestätigten, waren ihre natürlichen Beschützerinnen, meine Frau und Du. Wären es infame Ehrabschneider gewesen, ich hätte sie getödtet! . . ."

„Dann tödte mich", sagte die alte Frau starren Blickes, „denn ich bin die unfreiwillige Mitschuldige an diesem Ehrenmorde, wenn auch nicht vom ersten Augenblicke an — da sei Gott vor, daß ich das Kind meiner Jugendfreundin, das mir die sterbende Mutter einst in meine Arme gelegt, mit Wissen zum Opfer gebracht hätte! — aber von dem Augenblicke bin ich die Hehlerin der erbärmlichen Lüge, welche dieses junge Leben zerstört hat, da Alma mir in einem Ausbruche der Verzweiflung gestand, was lange als dunkler Argwohn in meiner Seele gelegen. . . ."

„Sie hat Dir gebeichtet?" fragte der Sohn athemlos. „Ja: Unter tausend Thränen — Deine Frau war damals schon todt — die Schuld einer Anderen!"

Der Graf blickte seine Mutter befremdet an. „Du erinnerst Dich der Jagdgesellschaft, die damals — es sind jetzt genau zehn Jahre her — in Kammerburg beisammen war? Die Grafen Meinegg und Somlyo mit ihren Frauen, die Turnburg's, Trautenau's und Krondorff's, verschiedene Officiere, endlich Rohnsberg, dem mit und ohne sein Zuthun alle Mädchenherzen entgegenflogen."

Die Gräfin machte eine abwehrende Handbewegung. „Mädchenliebe! ein Schmetterling aus dem luftigen Reiche der Phantasie, der hart angefaßt, die Flügel zusammenfaltet und stirbt . . . aber die sündhafte Leidenschaft einer schuldigen Frau, das ist die alte Schlange aus den Tiefen der Unterwelt! Das erweckte Weib erst ist Eva. Der schöne Rohnsberg, der ehrgeizige Diplomat mit dem Imperatorengesicht, dem bei außergewöhnlichen intellectuellen Gaben das gefährliche Talent eigen war, sich zu jeder weiblichen Individualität mit so unnachahmlicher, geistiger Anmuth herabzulassen, daß die von ihm Ausgezeichnete wähnen

mußte, kein Weib der Erde verstehe ihn, so wie sie, und sei so geliebt dieser berechnende, von den Frauen verwöhnte, angebetete Mann — liebte kein Kind, wie es unsere Alma damals noch fast war. . .

„Allerdings that er Alles, um es sie glauben zu machen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er an ihrer Seite. In der frischen, herbstlichen Natur durchstreiften sie, so weit es anging, von der übrigen Gesellschaft getrennt, während der Jagd in scharfem, fröhlichem Ritte die Wälder. Abends, wenn im Schlosse getanzt ward, hatte er nur Augen für das achtzehnjährige Mädchen, war bis zur letzten Minute des Beisammenseins um sie beschäftigt. . . Und sie? Nun sie war in erster holdaufbrechender Jugendblüte, voll frischquellender, ungebrochener Lebensluft, wo ist ein junges Herz, das nicht jubelnd Thür und Thor aufreißt, wenn die erste Liebe daran klopft?"

„Wozu dies Alles?" murmelte der Sohn abwehrend.

„Weil dies Alles", fuhr die Gräfin mühsam fort, als koste sie jedes Wort eine ungeheuere, seelische Anstrengung, „nichts war, als ein abgebrauchter Kniff, eine Kriegslist der Liebe, nur Neulingen in der Galanterie, oder blindehrlichen Naturen unbekannt, aber hier mit solcher Meisterschaft in Scene gesetzt, daß ein ganzer Kreis von Weltleuten getäuscht ward. . . Und hier geschah Dasjenige, was aus einer „unschuldigen Flirtation", ich glaube, so nennt ihr ja heute das harmlose Spiel, wobei die physische Reinheit unangetastet bleibt, und nur die Seele vergiftet wird, beinahe eine Familientragödie gemacht hätte . . Die Grafen Meinegg und Somlyo, welche mit Oberst Haucke bis zum grauenden Morgen am Spieltische verweilt hatten, erblickten, als sie endlich ihre Zimmer aufsuchen wollten, eine verhüllte weibliche Gestalt, die sich in ängstlicher Hast aus dem Mittelbau des Schlosses, wo die Herren der Gesellschaft einquartiert waren, nach dem linken Flügel begab. . . Die schlanke, geschmeidige Figur von guter Mittelgröße, die Alma und Deiner Frau gemeinsam eigen war, konnten sie trotz der schwachen Beleuchtung des weiten, hallenähnlichen Corridors deutlich erkennen, nicht so die Züge und die Farbe des Haupthaares, aber Keiner von ihnen zweifelte, daß es Alma, das leidenschaftliche, verblendete Kind sei. Auf diesem linken Flügel aber wohnten nur ich, Deine Frau und Alma. . ."

„Du sagst es ja, Mutter", erwiderte der Graf tonlos. „Keine Fremde. Der Fall ist hoffnungslos. . . Die Herren — Gott sei es

geklagt, daß der alte Schwätzer Oberst Haucke auch dabei war, sahen die Unselige aus Rohnsberg's Thüre schlüpfen und während sie sich im Schatten der Treppe hielten, um ihr nicht zu begegnen, verschwand sie, auf lautlos flüchtigen Sohlen dahinschwebend, in dem Vorzimmer, das zu Alma's Appartement führte. . ."

„Und das war der Ehrenmord, von dem ich sprach", hauchte die alte Gräfin. „Mein Sohn, nimm Deine ganze moralische Kraft zusammen. . . . Es war nicht Alma, die aus Rohnsberg's Zimmer kam!"

„Mutter! Du weißt nicht, was Du sprichst! Deine Liebe für Alma verblendet Dich! Meine Frau war eine Heilige!"

„Sie galt dafür."

„Mutter!" schrie er noch einmal mit erschütterndem Ausdrucke auf. „Vergiß nicht, daß Du von einer Todten redest, und daß diese Todte Deines Sohnes angebetete Gattin war!"

„Ich vergesse es nicht, mein Sohn, erwiderte die alte Frau mit zitternder Stimme. „Ich weiß, daß wir von den Geschiedenen, die der große Versöhner unserem Groll und unseren Anklagen entrückt hat, nur Gutes sprechen sollen, aber dann dürfen sie uns nicht Wirrniß und böse Zweifel, Unehre und Schmerzen als Erbe zurücklassen. Wir müssen den Todten schonen, weil er sich nicht vertheidigen kann, so lautet das herkömmliche Gebot milder, christlicher Liebe. . . Wie oft aber vermag das auch der Lebende nicht, der Lebende, dem das schleichende Gift der Verleumdung in die Adern geträufelt wird, und der sich so seelisch krank und verbittert durch's Dasein schleppen muß. Schonung und Milde, warum schweigen sie hier, wo noch alle Wunden, die böser Wille, Mißtrauen und Verachtung der Mitlebenden täglich neu aufreißen, vor unseren Augen bluten? Lassen wir dem Nächsten, so lang ihn noch gleichzeitig mit uns die liebe Sonne bescheint, nicht Schonung, nicht Barmherzigkeit, nein, nur Gerechtigkeit widerfahren, und alle eitle, heuchlerische Schönfärberei an Gräbern wird hinfort überflüssig sein. Ich habe gesehen, wie an jungem, hoffnungsreichem Leben gesündigt wurde, ich habe die Qualen, unter denen es verblutete, die Todeszuckungen seiner langsamen Kreuzigung nachgefühlt, und darum will ich sühnen, wenn Sühne noch möglich ist. Nicht länger soll die Todte das Blut der Lebenden trinken, nicht länger die Lüge wie ein Felsen, über den ihr nicht hinweg könnt, Eueren Lebensweg versperren."

Der Graf verbarg leise aufstöhnend sein Haupt in den Händen.

„Weine, mein Sohn, weine, wenn Du es kannst und verzeihe mir“, murmelte die alte Frau zärtlich, den Kopf des starken Mannes wie den eines Kindes an ihre Brust ziehend, „aber das, was ich Dir genommen, ist nur die Vergangenheit, was ich gestürzt, nur ein falsches Idol, und dafür habe ich Dir Wahrheit gegeben, die Wahrheit, aus der Leben und Glück quellen soll!“

Der ganze Körper des hochgewachsenen Mannes zuckte in einem heftigen, thränenlosen Schluchzen. Er antwortete nicht. Die Gräfin fürchtete, sie möchte ein ungeschickter Arzt gewesen sein, und den Schnitt, der ihn von alten Banden trennen sollte, zu jäh und unvorsichtig geführt haben. Endlich hob er den Kopf und ließ die alte Frau in sein blasses, verstörtes Antlitz blicken.

„Und wenn ich Dir glauben wollte — wenn Du nicht betrogen bist — wie wäre es möglich, daß sie . . . . . die Schuldige, der Entdeckung entgangen ist?“ fragte er heiser. Seine Stimme war gebrochen, als habe ihn eine mörderische Faust an der Kehle gepackt.

„Durch die meisterhafteste Kunst der Selbstbeherrschung und Verstellung, die sich den Glorienschein der Unnahbarkeit zu wahren wußte, einerseits, und die Naivetät und Unvorsichtigkeit, die eine kindische Neigung nicht zu verbergen verstand, von der anderen Seite.“

Ein unbeschreiblicher Aufruhr hatte sich in dem Inneren des so schwer getäuschten Mannes erhoben. Tausend kleine, an sich unbedeutende Vorfälle traten in plötzlich schmerzender Erinnerung vor sein Gedächtniß, und wie feurige Strahlen schoßen sie alle zu einem Brennpunkte, der schrecklichen Wahrheit, zusammen. Da stand es mit einemmale wieder vor ihm, welch' harten Kampf mit Rohnsberg es ihm gekostet, ihn zu bewegen, Alma seine Hand anzutragen, eine Hand, die er seitdem auf's Vortheilhafteste an eine amerikanische Millionenerbin losgeschlagen, die er auf seinem letzten Gesandtschaftsposten in Washington vor Kurzem zur Frau nahm. Wie er endlich empört, ohne alle diplomatischen Umschweife, in dürren Worten auf jene unselige Nacht hinweisen mußte, und nun Jener plötzlich widerstandslos nachgiebig, in reuiger Zerknirschung eingewilligt, seine eifersüchtig gehütete Junggesellenfreiheit aufzugeben, das Mädchen aber, zur allgemeinen Verwunderung, ja Mißbilligung, ihn hartnäckig ausgeschlagen.

Damals war ihm das bis dahin nur oberflächlich beachtete junge Geschöpf plötzlich interessant geworden, als es mit dem jäh erwachten, edlen Stolze des Weibes eine Gewissensheirath verschmähte. Ihr Trübsinn, ihre grenzenlose Niedergeschlagenheit, Alles, was er für Zeichen ihrer Schuld genommen hatte, es zeugte jetzt zu ihren Gunsten. Und er hatte gemeint, großmüthig zu sein gegen eine arme Gefallene, als er darauf bestand, daß das verwaiste Mädchen in der Nähe seiner Mutter und Gattin blieb und so mit dem, wie er glaubte, fleckenlosen Schilde seiner Familienehre, eine jugendliche Verirrung gedeckt ward, indeß sie in der schwachen, wehrlosen Brust die Pfeil' und Schleudern seines Schicksals auffing. Aber nein — nein — es konnte nicht sein! Mächtig kämpfte die alte Treue, das pietätvolle Festhalten an einem geliebten, vergötterten Bilde, mit der neuen Leidenschaft in seiner Brust. Was unwandelbar festgegründet schien, wankte, aber aus Qual und Dunkel wollte sich langsam eine holde, heimlich geliebte Gestalt wie eine tröstende Lichterscheinung emporringen. . . . .

„Laß' mich Mama", stammelte er, sich aus den Armen der alten Frau befreiend, „laß mich einen Augenblick. . . . " Sie ging. Ohne umzublicken nach dem gebrochenen Manne, der eben noch wie ein Kind an ihrer Brust gelegen, schritt die alte Frau hinaus.

Minutenlang verharrte der Graf regungslos, dann erhob er sich schwerfällig, mühsam, als sei er in der kurzen Spanne Zeit plötzlich zum Greise geworden, und schritt zu einem der hohen Spiegelfenster, das er mit nervös bebender Hand aufstieß. Die wunderbare Schönheit einer krystallinisch klaren Winternacht goß ihr ruhiges Licht über den stillen, einsamen Kirchenplatz zu seinen Füßen. Wie das Branden der lebhaft bewegten See zu einer von den Wogen rings umschlossenen Insel klang das Getriebe der Großstadt zu ihm herüber. Ihm war, als löse sich das schmerzende Bewußtsein der Individualität für eine Weile von ihm ab, da die kühle Nachtluft über seine heiße Stirn strich, und sein Auge in die unermeßliche Unendlichkeit des Sternenhimmels tauchte, die sich vor ihm aufthat, heilend, reinigend und beruhigend. Fassung und Klarheit stellten sich wieder ein und mit ihnen ein Entschluß. Er mußte Alma die Wahrheit abringen und wenn er sie noch so rauh anfassen sollte. Dies schwächlich zartfühlende Widerstreben seiner ritterlichen, männlichen Natur, in den geheimen Wunden eines verschlossenen Mädchenherzens zu wühlen, er wollte es überwinden.

Ihr Wort sollte entscheiden. Es war ein Spruch auf Tod und Leben, aber ihm war, als habe die Hand, die ihn aus jahrelangem Irrthum aufgerüttelt, mit keckem Eingriff in dem Horizont seiner Gefühlswelt alle Gesichtspunkte verschoben, und was ihm jetzt Erlösung, was Verdammniß bedeutete, er wußte es nicht, er vermochte nicht, es sich klarzumachen. Als er das Fenster schloß und sich umwandte, trat sie eben über die Schwelle, bei der er mit allen seinen Gedanken weilte. Er gestand sich, daß er sie lange nicht so schön gesehen, wie eben heute. Auf ihren gewöhnlich nur schwachgerötheten Wangen lag ein tieferes, satteres Incarnat, das den stillen Glanz der großen, ruhigen Augen intensiver erscheinen ließ. Die mittelgroße Gestalt, eine Gestalt voll edlen Ebenmaßes und reifer Fülle, war in ein hellblaues, einfach gemachtes Seidenkleid gehüllt. Kastanienbraune Haare bedeckten in leichten Wellen die für einen Frauenkopf fast zu breite Stirn. Die gerade, aber etwas kurze Nase, der volle, kindlichweiche Mund ließen sie jünger erscheinen, als ihre Jahre. Ein paar strenge Linien, die heimlicher Kummer und stille Seelenkämpfe in ihre Züge gegraben, schienen heute ausgelöscht, als wäre eine weiche, liebende Hand darüber gefahren. So hatte sie ausgesehen, damals vor zehn Jahren. . . Der Graf that einen tiefen Athemzug, er durfte sich nicht rühren lassen.

Flüchtig reichten sie sich mit kühler Höflichkeit die Hände. „Du bist mit Deinen juridischen Unterhandlungen glücklich zu Ende gekommen und fährst jetzt noch in's Theater?“ fragte er ironisch.

„Weil ich ein helles Kleid anhabe?“ meinte sie erstaunt. „Nein, Rainer, die „Kameliendame“, selbst von der größten Künstlerin dargestellt, lockt mich nicht. Ich danke Dir übrigens für die Loge. Es war sehr nett von Dir, an mich zu denken, nur hätte ich gerade heute — verzeih — fast darauf vergessen.“

„Und jetzt, wo ich Dich daran erinnerte, bleibst Du zu Hause aus Prüderie?“

„Nein! Sondern weil mich die innere Unwahrheit, die psychologische Unmöglichkeit des Stückes ärgert. Dumas, der reife, realistische Franzose, darf uns die Unnatur einer solchen Heldin am Wenigsten zumuthen. Dieses Weib existirt nicht.“

„Du glaubst nicht an Aufopferung?“

„An solche nicht . . . . . Sie mag den Geliebten aufgeben, ihn freiwillig einer Anderen überlassen, aber sich selbst fälschlich

der Untreue bezichtigen, das thut kein Weib, eher stirbt es tausend Tode!“

„Ah, Du meinst. . .“

„Gewiß!“ Es war ihre Art, ohne mädchenhaft zurückhaltende Schüchternheit, wie ohne altjungferliche Prüderie von der Leidenschaft zu sprechen, als Eine, die ihre Untiefen kennt, aber auch die höhere Macht, die uns wieder daraus emporzieht. Oft hatte ihn dies freie Wesen als unweiblich verletzt; auch heute führte es ihn fast irre, aber — war sie nicht ein Original?

„Darf ich Dir eine Tasse Thee einschänken?“ fragte sie hausfraulich geschäftig.

„Ich danke. Dieser Thee wird nicht mehr zu genießen sein. Dein Schützling, den ich eben kennen zu lernen die Ehre hatte, hat eine so weitgehende Auseinandersetzung zwischen mir und meiner Mutter veranlaßt, daß das chinesische Wunderkraut darüber bitter geworden sein dürfte“, erwiderte er mit dem mißglückten Versuche eines Scherzes.

„Das sollte mir leid thun“, entgegnete sie lächelnd, während sie sich anschickte, einen neuen Aufguß zu bereiten. „Denn ich möchte Dich gerne milde stimmen für das arme, unglückliche Geschöpfchen.“

„Warum?“

Sie erröthete, weil sie fühlte, daß er ihr nicht zu Hilfe kommen wolle. „Rainer“, bat sie eindringlich, „versage mir's nicht. Lass' mich dieses Kind des Elends aus Schmutz und Versunkenheit zu einem menschenwürdigen Dasein emporziehen. Die Mutter der armen kleinen Creatur ist eine Arbeiterin, die tagsüber in die Fabrik geht, der Vater ein Trunkenbold, der das Weib sich plagen läßt und seinen armseligen Verdienst in Wirthshäusern und Branntweinschänken verthut. Die Kleine blieb vom Morgen bis zum Abend allein eingeschlossen in einer feuchten Kellerwohnung, wo Ungeziefer und Schimmel die Wände bedecken. Von ihrer Geburt an bis zum gestrigen Tage, wo das gequälte, dem Erblinden nahe kleine Wesen von einer mitleidigen Nachbarin zu unserem Arzte gebracht wurde, hat sie kaum hie und da das Sonnenlicht erblickt. Wenn das knappe Wochengeld zu Ende ging und Mann und Weib sich zankten, dann schlugen sie schließlich einmüthig das Kind. Wenn ich nun das Aermste aus dieser Atmosphäre des Hasses und der Gemeinheit an mein Herz emporziehen könnte, oh, Rainer, wäre das nicht ein Lebenszweck?“

„Dein Lebenszweck! Die Erziehung eines blödsinnigen, halbblinden Bettelkindes!“ rief er wegwerfend. „Nein, liebe Alma! Was Du mir hier geschildert, ist Großstadtelend, in seiner schlimmsten Form allerdings, und fern sei es von mir, Dich verhindern zu wollen, die Kleine einem tüchtigen Institute zu übergeben . . .“

„Das Kind braucht Pflege und vor Allem braucht es Liebe“, unterbrach sie ihn.

„Vergiß nicht“, entgegnete er finster, „daß solche unglückliche Wesen mit der Zeit oft Neigungen und Laster entwickeln, die ihre Pflegeeltern dann zur Verzweiflung bringen. Das Gesetz der Vererbung läßt sich nicht zu Schanden machen. Ziehe das Kind im seidenen Röckchen und rehledernen Handschuhen groß, und mit einem Male bricht vielleicht das Proletarierblut durch und Rohheit und Gemeinheit werden Dich erschrecken. Aus einer Sumpfpflanze wird keine Centifolie, die Du Dir an die Brust stecken kannst, um Dich an Duft und Farbe zu laben.“

Alma sah, wie recht sie gehabt hatte, es dem Grafen zu verschweigen, daß die Eltern ihres Schützlings nicht einmal verheirathet waren.

„Du bist hart“, erwiderte sie jetzt leise. „Wenn ich Dir aber sage, nicht ich will die Wohlthäterin dieses blinden Bettlerkindes werden, sondern es selbst soll mir die größte Wohlthat bringen, die Rettung: Liebe spenden zu dürfen. Mein Herz ist noch nicht so vertrocknet, daß es sich von allen Menschen, von allen Wünschen abgewendet hätte.“

„Das soll es auch nicht“, versetzte er ergriffen, „nur in dem einem Punkte lass' Andere für Dich entscheiden, welche die Welt besser kennen als Du.“

„Versuche mich nicht wankend zu machen“, erwiderte sie traurig, „das Kind bleibt.“

„Nicht in meinem Hause!“ rief er jetzt heftig.

„So gehen wir denn Beide“, sagte sie leise, gefaßten Tones, „einmal hätte ich doch scheiden müssen.“

„Alma! Das vermöchtest Du?“ rief er außer sich. „Ich will Dir nicht sagen, was wir dabei empfänden, ich will Dir nur klar machen, daß dann das Tischtuch zwischen Dir und der guten Gesellschaft zerschnitten ist, ja, daß Dir alle Brücken abgebrochen sind, wenn Du doch einmal dahin zurückkehren wolltest. Du — gerade Du — darfst das nicht!“

Sie schrie nicht auf, sie fiel nicht in Ohnmacht, sie ward nur blaß wie eine Todte, so daß er glaubte, sein Herz stehe still in Scham und Schmerz, daß er diesen Schlag geführt habe.

„Nun, es ist gesagt“, sprach sie klaren, kalten Tones. „Meine Vergangenheit steht auf wider mich. Ein Mord verjährt, aber für gewisse Dinge gibt es kein Vergessen.“ Ihre schlanke Hand umklammerte krampfhaft die schmale, vergoldete Lehne eines kleinen Sessels. „Lass' mich immerhin mit dem fremden Kinde nach meinem stillen Libornau ziehen und mir dort in Einsamkeit und Weltabgeschlossenheit eine stille Zuflucht gründen. Ich habe doch all' die Jahre her als eine Ausgestoßene unter Euch gelebt.“

Er machte eine Bewegung, als wolle er sich ihr nähern, aber sie wehrte ihm mit stolzer Gemessenheit.

„Ich verkenne nicht, was Ihr für mich gethan habt, Du und Deine Mutter, die auch die meine war im Herzen und Geiste. Ich fühlte die brüderliche Hand, die mich festhielt und stützte, wie eine starke Wehr in jenen Tagen, wo mir jeder andere Halt entzogen ward und mein Leben bis zu seinen tiefsten Wurzeln hinab erschüttert und zerstört schien. Dennoch schwebte es über mir wie ein nicht abzuwendender Fluch, ein Unfaßbares. Hätte ich einer anderen Lebenssphäre angehört, ein rettender Aufschwung wäre vielleicht möglich gewesen. So nicht. Wäre ich auf die andere Hälfte der Erdkugel geflüchtet, ich hätte sicher sein können, auch dort einige unserer Kaste zu finden, die um meine Geschichte wußten. Wie die Verdammten in Dantes Hölle aus ihrem Ringe nicht heraus können, so wir aus unseren Kreisen. Das verzweiflungsvollste Auflehnen dagegen ist vergeblich; nur der Tod hätte mich befreit. Ich flehte ihn an, wie einen Erlöser, und war doch zu feig, ihn herbeizuzwingen . . .“

„Gott sei Dank!“ brach es aus seiner tiefsten Brust. Sie tauchte ihren großen ruhigen Blick tief in den seinen.

„Ja! Gott sei Dank!“ wiederholte sie demüthig, „so müssen wir sagen, wenn uns eine höhere Macht aus Noth und Elend emporzieht. Nicht aus eigener Kraft habe ich mich wieder aufgerichtet, sondern durch die Offenbarung reinster Güte, die mir langsam den Glauben an die Menschheit wiedergab, kam neugestärkter Lebensmuth über mich. Ich sah Zartheit und Milde neben fester Kraft. . . . Und in Dunkel und Wirrniß fühlte ich wieder Gott.“

„Sie war schön, während sie so sprach, wie er sie nie gesehen, eine Verklärung, die ihr ganzes Wesen hob und adelte, war über sie ausgegossen, noch war Trauer in ihren Zügen, aber sie glich der Wehmuth eines Engels, der alles Erdenleid versteht und nachfühlt, und doch schon weit darüber hinausschwebt in freie, unerreichbare Regionen. „Für mich gibt es nicht Freundschaft, nicht Liebe, nur vielleicht Ergebung in Ruhe und Selbsterfassen. Ich habe sie gesucht, habe mit Gedanken gerungen, an Räthseln gegrübelt, die zu erforschen sonst nicht Frauenart.“

„Armes Kind“, murmelte er, „also deßhalb hast Du Dich mit Philosophie beschäftigt?“

„Sie hat mir keinen Frieden gebracht“, erwiderte sie, den Kopf schüttelnd. „Jeder der Herren Philosophen malt über den geheimnißvollen Schleier, der uns die Gottheit und unser wahres Sein verhüllt, andere krause, bunte Hieroglyphen und nennt sie sein „System“, und dieses „System“ des Welträthsels Lösung. Unbarmherzig zeigen sie Alle auf die unerbittlichen Gewalten, die das Schicksal des Einzelnen zermalmen, doch unserem eigenen Ringen bleibt es überlassen, ob wir in dunklen Gesetzen einen versöhnenden Ausgleich zu finden, durch finstere Wege zum tröstlichen Lichte zu dringen wissen.“

„Du hast Dich weit verirrt“, sagte er mitleidig, „dahin, wo nicht nur weibliches, wo menschliches Denken nicht hinaufreicht.“

„Und ich bin müde“, nickte sie, „müde des Suchens. Ein Bischen Liebe — und wäre es die des Proletarierkindes, kann mich vielleicht allein noch retten. . . . So lass’ mich ziehen. . . .“

„Nein! Ich lasse Dich nicht, ehe Klarheit zwischen uns geworden ist!“ rief er mit starker Stimme. „Sieh, Alma, ich stehe vor Dir wie der demüthige Gläubige vor dem Gnadenbilde, das Heilung und Rettung bringen soll aus tiefster Seelenpein. Sprich das Wort, das mir vor Kurzem noch Verdammniß schien, das mir jetzt ein Wort der Erlösung dünkt! Sei wahr bis zum Aeußersten . . . . Die Schuld, um derentwillen Du Dich anklagst, um derentwillen Du leidest — es war nicht die Deine . . .“

Sie erbebte bis ins Innerste bei diesen Lauten der Leidenschaft, die sie noch nie von seinen Lippen vernommen. „Ich verstehe Dich nicht“, murmelte sie, sich gewaltsam aufrichtend, ihre schlanken Finger schloßen sich zusammen und vergruben sich in den Falten ihres Kleides,

als vermöge sie durch diese äußerlich gefestigte Haltung sich auch innerlich einen Halt zu geben, aber vor seinem flammenden Blicke, der bis in die Tiefen ihrer Seele drang, schlug sie, plötzlich zusammenbebend, die Hände vors Gesicht. Ein Laut der tiefsten Qual brach aus ihrer Brust, und aufschluchzend verbarg sie das schöne Haupt in den Kissen des Sophas. . . . . „Mein Gott, verzeihe mir . . . . aber ich kann nicht“, stöhnte sie. Dann sprang sie plötzlich auf, stürzte zu ihm, der noch regungslos in der Mitte des Zimmers stand und erfaßte seine Hände. „Ich war es nicht, Rainer, ich war es nicht!“ stammelte sie außer sich mit brechenden Knien fast an ihm niedersinkend. Da fühlte sie sich an seine Brust emporgerissen und ihr Kopf lag an seinem hochschlagenden Herzen.

„Und Du hast geschwiegen, all' die Jahre her dies stumme Märtyrerthum ertragen um meinetwillen?“ flüsterte er zärtlich.

Sie schüttelte sanft den Kopf. „Anfangs nicht, denn damals liebte ich Dich ja noch nicht . . . Ich schwieg aus Scham und Stolz, aus Stumpfheit, denn verloren war er mir ja doch . . . Und wie hätte ich mich denn vertheidigen sollen, da mich Niemand offen anklagte? Aber dann, nach und nach begriff ich — Du hattest mich schuldig geglaubt und doch für mich Partei genommen, Du bewegtest ihn, mir seine Hand anzubieten . . . Doch da war die Entzauberung schon vollzogen, ich schlug sie aus. O, mein Freund, das war die bitterste Zeit meines Lebens. Meine zerstörte Jugendneigung vergiftete mir den Glauben an die Menschheit.“

„So sehr hast Du ihn geliebt?“ fragte er mit plötzlich erwachter zitternder Eifersucht.

Sie lächelte fast ein wenig schalkhaft. „Lass' mich ihn nicht gar zu klein machen, ich stelle mich selbst sonst um so tiefer“, flüsterte sie. „Er war der Halbgott nicht, für den ich ihn in jugendlicher Schwärmerei nahm, doch auch nicht der Elende, für den ich ihn später in ungerechter Verbitterung bei mir erklärte.“

„Er war es, war ein Elender, den mein Arm noch erreichen soll“, murmelte er.

„O nein, mein Freund“, bat sie, sich angstvoll an ihn schmiegend. „Lass' die Rache, sie ist Deiner nicht würdig, und lass' meine Schmerzen nicht umsonst gelitten sein . . . . Ich sei Dir die Erste, die Du liebst, wie Du mir in Wahrheit der Erste bist, denn glaube mir“, sie hob sich

auf die Fußspitzen, um ihren Mund an das Ohr des hochgewachsenen Mannes legen zu können, „nichts auf der Welt habe ich je so geliebt, als Dich, meinen Beschützer, meinen Freund.“

„Und darum wolltest Du gehen, mich verlassen?“

„Ehe eine junge Frau hier einzöge, und ich wieder abseits im Schatten stehen müßte. . . .“

„Das wirst Du nie wieder“, sagte er zärtlich.

„Aber die Kleine, die uns so wundersam zusammengeführt, soll nicht vergessen werden? Nicht wahr?“ bat sie schüchtern.

Er schüttelte den Kopf. „Du gibst sie zu Deiner guten Verwalterin auf Schloß Libornau, da magst Du Dich jeden Sommer selbst von ihrem Wohlbefinden überzeugen. Aber wenn hier, in diesen Räumen je kleine Füße auf- und abtrippeln, und frische, fröhliche Kinderstimmen laut werden, dann sollen es die unserer Kinder sein!“

Sie lächelte ein wenig, schloß die langbewimperten Augenlider und duldete, daß er sie auf den Mund küßte.





Jünglingstod

von

Fritz Lemmermayer.

Wohl dem Jüngling,
Der in der Fülle dahin stirbt der Jahre,
Bevor die Sünde Furchen ihm gräbt in das Antlitz
Und die Sorge quälend die Locken ihm bleicht!
Wohl ihm!
Ihn lieben die Götter;
Sie ziehen empor ihn zu trauter Gemeinschaft
Daß die Wollust mit züngelnden Flammen
Ihn nicht versehre
Und die eisenbelastete Furcht,
Schwer und dräuend,
Ihm nicht verstelle
Die himmlischen Lichter
Und das Alter, grau, kalt und gebeugt,
Auf Krücken hinschleichend,
Ihm nicht verderbe
Des blühenden Leibes schöne Gestalt.
Ihn lieben die Götter
Mit reinem Erbarmen
Und nehmen ihn auf
Aus dem Thale des Elends
In die Gefilde
Himmlischer Freude!



Die Kreuze

von

Josephine Freiin von Knorr.

Mit Ihr, der herrlichsten der Frauen,
Vor Ihrer Mutter Majestät,
In Kindesanmuth anzuschauen,
Maria Antoinette steht.

Gemeldet wird der greise Seher,
Der Wienerarzt*, der Negromant;
Die Fürstin winkt: „Kommt, tretet näher
Und gebt uns Künftiges bekannt!"

Holdselig grüßt mit blonden Locken
Die rosige Erzherzogin:
Er sieht sie an und bleibt erschrocken
Und starrt in Träumen vor sich hin.

„Am Tag des Zornes ward sie geboren,
Ein Erdstoß zuckte durch die Welt;
Im Schutt schien Lissabon verloren,
Mir aber ward das Haus erhellt."

„Sagt, welches Loos wird sie erfahren?"
Er blickte traurig an das Kind;
Dann sprach der Mann mit weißen Haaren:
„„Für alle Schultern Kreuze sind.""

* Arzt Gassner.

Nicht weiter will die Mutter fragen,
Von trüben Ahnungen erfaßt;
Denn sie auch hat als Kreuz getragen
In schwerer Zeit der Herrschaft Last.

Sie wird für dieses Kind verlangen
Die Krone Frankreichs, schön und echt,
Um deren Reif die Lilien prangen
Mit dem von Gott verbürgten Recht.

Die Zukunft kam und hat gesprochen,
Es floß das Blut rubinenroth;
Das gold'ne Scepter liegt zerbrochen
Und auf dem Kreuzweg ging's zum Tod.

Und ach, gar oft seit jenen Tagen
Hat manches kaiserliche Kind
Auf stolzer Höh' ein Kreuz getragen:
„„Für alle Schultern Kreuze sind.““





Mathilde.*)

Drama in einem Acte

von

Anton Gauser.

Personen:

Herzog Widukind, Führer der Sachsen.
Mathilde, seine Tochter.
Theodorich von Billung, ihr Bräutigam.
Gesandter König Carl's [Carl's des Großen].
Sächsische Herren und Heerführer.
Fränkische Herren.
Gefolge des Gesandten.

Ort der Handlung: Am Hofe Widukind's. Zeit: Ende des 8. Jahrhunderts n. Chr.

---

*) Bezüglich „Mathildens" ist zu bemerken, daß jene Mathilde, welche als Gemalin Heinrich's des Finklers die Stamm-Mutter des sächsischen Kaiserhauses wurde, ein Sprößling war aus den beiden Geschlechtern Widukind und Billung. Historisch ist ferner, daß Widukind am Hoflager König Carl's (nachmaligen Carl's des Großen) zum Christenthum überging.

Prunkgemach beim Herzog.

1. Scene.

Herzog und Theodorich (treten ein).

Herzog.

Wir steh'n, Theodorich, vor der Entscheidung.
Des Königs Boten reiten in den Hof;
Ich werd' empfangen sie noch heute, gleich,
In Gegenwart der anwesenden Freunde.
Entbiete sie zu mir!

Theodorich.

Verlor'ne Müh'! —
Der fränk'schen Uebermacht weicht Sachsen nicht.
Wir kämpfen bis zum letzten Odemzug
Und wenn wir fallen, ist es für das Recht.
Was will der König? Unterwerfung unter
Die eig'ne und der Christenpriester Macht.

Herzog.

Empfangen müssen wir die Boten, und
Sogleich; was sie uns bringen, hören wir
In kurzer Frist. Die Freunde, die im Haus,
Bring' rasch zu mir und dann die Boten auch.

Theodorich.

Ich folge dem Gebot — dem Herzen nicht.
(Theodorich ab; er begegnet an der Thüre Mathilden; sie begrüßen sich.)

2. Scene.

Herzog. Mathilde.

Mathilde.

Entbieten ließest Du, o Vater, mich.
Ich komme zu vernehmen Dein Geheiß.

Herzog.

Des Königs Boten reiten in den Hof.
Mein Wunsch ist, meine edle, kluge Tochter
In meiner Näh' zu wissen, diese Stund';
Gewichtige Entschlüsse wird erheischen
Die nächste Zeit.

Mathilde.

Ich fürchte es, o Vater!

Herzog.

Was mag der König wollen? Unterwerfung!
Denn siegreich waren seine Waffen. — Traurig —
Vergeblich floß bisher der Tapfern Blut.

Mathilde.

O Vater, trauernd, ach, mit tiefem Schmerz
Erfüllet mich des Landes Untergang.

Herzog.

Wie? Untergang? So weit sind wir noch nicht!

Mathilde.

Doch weit nicht mehr davon. Errathen möchte
Des Königs Botschaft ich, o Vater —

Herzog.

Sprich!

Mathilde.

Zur Pfalz wird er Dich laden, meine ich.
(Nach einem Blick durch das Fenster.)
Sie kommen, Vater, schon; bist Du bereit?

3. Scene.

(Der Herzog setzt sich in seinen Thronstuhl; die Tochter tritt rechts von ihm. Es treten mehrere sächsische Große ein; der Herzog begrüßt sie und ladet sie mit einer Handbegung ein, an seine Seite links zu treten; sie thun es, sich vor dem Herzog verbeugend. Theodorich tritt ein; nach ihm der Gesandte mit Gefolge.)

Herzog und die Sachsen; Mathilde, Theodorich. Gesandter und Gefolge.

Theodorich (zum Herzog).

Des Königs Boten stehen hier vor Euch,
Herr Herzog!

Herzog (steht etwas auf, neigt den Kopf und setzt sich wieder).

Hochwillkommen seien sie!
Herr Ritter, ich erwarte Euere Kunde.

Gesandter (tritt vor; nach einer tiefen Verbeugung).

Mein Herr und König, Carl, Gebieter, Herr
Ital'scher Lande und des fränk'schen Reiches,
Entbietet Euch, dem Herzog Widukind,
Des tapfern Sachsenvolkes ruhmgekröntem,
Gewalt'gem Führer, brüderlichen Gruß.
Des Königs Sinn ehrt aufrichtig den Feind,
Als großen Führer vieler großen Helden.
Nach seiner Meinung aber heischt die Zeit
Und der Ereignisse gewalt'ger Schwung
Berathung über Eures Volkes Lage,
Der Sachsenländer künftige Gestaltung
Zu dauerndem Erfolg. Der König ladet
Durch mich Euch ein zu seiner Königspfalz;
Er will als Freund, als Bruder und Genossen,
Empfangen Euch und bietet frei Geleite
Durch seine Lande Euch und Euern Herr'n,
Mit Handschlag und königlichem Wort.

Herzog.

Geehrt fühlt sich mein Herz ob solcher Worte,
Bezeugend königlichen Sinn, Herr Ritter!
Den Dank, ich spend' ihn gern in meinem Namen,
Doch wisset Ihr genau, daſs nicht der Wille
Des Einzelnen entscheidend ist in so
Gewicht'ger Sach! Vergönnet mir die Frist,
Der Meinen Sinn und Meinung einzuholen,
Wie's recht nach alten Sitten und Gebrauch.

Gesandter.

An mir ist's nicht, die Frist versagen, die
Des Herzogs hohe Einsicht heischt. Mein Herr
Gab keinen Auftrag mir in and'rem Sinn;
Ich werd' erwarten, daſs es Euch gefällt
Des Königs Botschaft, Herzog, zu erwidern.

(Er verbeugt sich.)

Verstattet mir, hochedler Herzog, noch
Zu richten eine Botschaft and'rer Art
An euer Ohr. Die Kühnheit mög' entschuldigen
Des warmen Wunsches zwingendes Geheiß.

Herzog.

Herr Ritter, sprecht, ich bitte Euch darum.

Gesandter.

Die Tapfersten der Großen fränk'schen Stammes,
Schon lange murren sie ob des Geschicks,
Daß des german'schen Sachsenstammes Held
Als Feind — und nicht als Bruder ihren Sinn
Bewegt. Sie sehnen sich, den großen Helden,
Den stammverwandten Herzog Widukind
Als Freund in ihrer Mitte zu begrüßen.
Herr Herzog, ich und alle die Genossen,
Die Zeugen waren eures Heldensinnes,
Wir würden froh die schöne Stunde heißen,
Die uns den Herzog bringt und seine Sachsen
Zu dauerndem Verband die Stammgenossen!
Herr Herzog, ehrlich ist das Wort und treu!
(Er verbeugt sich. Bewegung unter den Sachsen.)

Herzog.

Die Worte, die Ihr spracht, sie klingen laut
In unsern Herzen nach. Ich will die Botschaft,
Die Eure Helden mir durch Euern Mund
Gesandt — gleichachtend eures Königs Wort —
Vermelden ungesäumt den Gaugenossen;
Und wie auch immer dann der Spruch mög' lauten,
Den wir dem Königswort entbieten: Dank
Empfinden uns're Herzen; unvergessen
Bleib' euer Wort den Freunden und auch mir.
(Er steht auf.)
Doch jetzt, Herr Ritter, wollet mir verstatten,
Zu denken Eurer großen Müdigkeit
Nach langem Ritt. Theodorich wird sorgen
Für Euch und Eure Herr'n. Der Abend aber
Verein'ge wieder uns beim heitern Mahl.
(Er entläßt die Franken mit einer Neigung des Kopfes.)
(Theodorich tritt zu den Franken, welche sich verbeugen und abgehen.)

Herzog (aufstehend, zu den Sachsen).

Und Euch Genossen, bitte ich, den Freunden
Des Königs Botschaft zu bekunden. Ich
Erwarte euch — vor Sonnenuntergang.
Berathen wollen wir gemeinsam dann
Die Botschaft.

Die Sachsen.

Heil dem Herzog Widukind!
(Sie gehen ab.)

4. Scene.

Herzog und Mathilde.

Mathilde.

O Vater, sprecht, was wird geschehen nun?

Herzog.

Ich reite nicht zur Pfalz. Des Königs Sinn
Ist edel zwar; er wirbt zur Freundschaft den
Geschlag'nen Feind; doch nicht die Freundschaft ist's,
Die er allein verlangt; die Freiheit ist's
Die dauernd er vernichten will. Ich kann
Und werde nie des Volkes Freiheit opfern.

Mathilde.

Die Freiheit? Ja fürwahr, ein hohes Wort!
Ich anerkenne es — und doch, mein Vater,
Dünkt mir ein Schein von Trug in ihm zu wohnen,
Bedenk ich uns're Sach!

Herzog.

Kann Freiheit trügen?
Mathilde, sprich!

Mathilde.

Das Vöglein in den Lüften,
Die Thiere dort in Tann- und Waldesnacht
Sind frei! Ihr Wille ist es, ihr Instinct,
Der sie bewegt seit alter Zeit, so heut',
Wie gestern. Bär und Hirsch, der Fink, der Weih
Sie sind dieselben seit Jahrtausenden;
Die Menschen aber, die der Gott erschuf,
Sie tragen mehr im Kopfe und im Herzen,
Mich dünkt sie seien da, nicht nur zu fröhnen
Des Leibes Nothdurft; seh' ich sie doch streiten
Um höheren Besitz, um Ehr' und Ruhm,
Um höh're Dinge, die dem Thiere fremd.
Die Menschen streben, wachsen mit dem Ziele
Und Freiheit dünkt mir's nicht zu sein, zu kleben
An alten Sitten, altem Brauch, erkennt
Das Herz, der Sinn, ein neues Ziel als gut.
Und denk' ich erst, was du und ich erlebten,
Wie uns're Väter und die Ahnen waren. —

Herzog.

Sie waren besser, als die heut'ge Brut;
Am Glauben hingen sie mit festem Sinn,
Die Gottheit ehrten sie in jedem Thun,
Verrath und Herrschsucht lagen nicht im Blut. —

(Kleine Pause.)

Ich fürchte, Du, auch Du, hängst an der Lehre,
Die alle Herzen, allen Sinn verkehrt,
Die alten, guten Götter uns verdrängt.

Mathilde.

„Die alten, guten Götter!" — nun, ja wohl!
Ich ehre sie, wie Du, will sie nicht schmähen —
Und dennoch, Vater, halfen sie Dir denn?
Das treue Sachsenvolk kämpft heldenmüthig
Schon manches Jahr; und Blut floß, ach! in Strömen
Doch wer, wer siegte denn im wilden Streit?
Des Königs Macht! — Mein Herz, es blutet über
Geschehnisse der letzten Zeit. Die Sachsen
Die edlen, die enthauptet wurden jüngst,
Ihr edles treues Blut — schreit auf um Rache!
Und dennoch, Vater, denk' ich weiter noch;
Ist Carl nicht ein Christ? Ist's sein Gott nicht,
Der ihm den Sieg verlieh? Hat Carl nicht,
Der Feind des Sachsenvolk's, geeiniget
Dieselbe Macht, die heute uns verfolgt?
War in der alten Zeit nicht Fehde immer
Von Stamm zu Stamm? Ich kenn' — so meine ich —
Des Königs Sinn! Und leugnen kann ich nicht,
Schon Großes hat sein starker Arm vollbracht.
Und wer? Sagt Vater, wer verlieh ihm Sieg?
Sein Gott! Der Christengott, dem treu er dient!

Herzog.

Das ist's, was meinen Sinn mit Trauer und —
Zu Dir nur sag' ich es — mit Zweifel füllt.

Mathilde.

O Vater, glaubet mir: die Freiheit ist,
Das Recht erkennen und dem Rechte dienen!
Der Christengott — er will das Bessere!

Versöhnen will er alten Haß und Hader;
Will Lieb' und Duldung unter Menschen bringen,
Will nicht das Blut der Brüder mehr vergeuden,
Im schnöden, zwecklos — eitlen Bruderkampf.
Barmherzigkeit und Milde sind die Mächte,
Die seinem Auge wohlgefällig sind.
Die Liebe zu den Menschen, Gottesfurcht,
Und Demuth vor des Himmels einz'gem Herrn,
Dies lehrt des Christengottes Religion.
Und besser ist sie, stärker ihre Macht,
Als Wodan's Geist und seine Götterschaaren.

Herzog.

Ich glaub' dies nicht; ich kann und will nicht glauben,
Daß besser sei der Christengott als Wodan
Und seine Götter in Walhalla's Saal.
Derselbe Gott ist's, dem die Franken dienen!
Der Allmacht, die den Himmel und die Erd'
Beherrscht. — Doch mag wohl Wahres bergen noch
Die neue Lehr'. — —

Mathilde.

Ja, es mag so sein, —
Doch Vater, folge meinem Sinn! Ich fühle
Die Wahrheit, die aus meinem Worte klingt:
Der Gottheit heil'ger Geist ist Einer nur!
Nur wir, die Menschen, werden, wachsen, — ach —
So wie die Blume, die da keimt und sproßt
Und blüht! Im dunklen Schoß der Muttererde,
Da liegt der Keim in tiefer, tiefer Nacht;
Aus ihm heraus dann sproßt das junge Sein,
Das Blatt, die Knospe und der Blüte Kelch. —
Der Wodansglaube dünket mir der Keim —
Die Blüte aber aller Religion,
Es ist die Liebe! Vater, ja, die Liebe
Zur Gottheit und zu allen, allen Menschen,
Die Gottes hohen, reinen Geist erkennen.
O Vater, ende diesen harten Kampf!
Die letzten Tropfen edlen Sachsenblutes,
Verschone sie — des Volkes letzte Kraft.
Geopfert ist genug und nur zu viel!
Beende Vater diesen schweren Kampf —
Die Sachsen, — Deine Sachsen folgen Dir.

Herzog.

Mich beugen soll ich dieser fremden Macht?!
Vergessen soll ich die Vergangenheit,
Und Ehr' und Ruhm dem Fremdling willig opfern?

Mathilde.

Was opferst Du? Bleibst Du denn Herzog nicht?
Bleibst Du nicht Herr des treuen Sachsenlandes?
Was soll's denn noch? Ich sehe keine Schmach;
Nur Nutzen fänd' ich — unterwerft Ihr Euch;
Barbaren klopfen wieder an die Pforten,
Und bald wird wieder ihre Fackel leuchten,
Und wie ein Sturmwind wird die wilde Horde
Hinüberbrausen über unser Land,
Verwüstend, sengend, raubend, niederbrennend,
Die Kinder würgend und die Männer mordend,
Die Frau erniedrigend in frecher Lust,
Fortschleppend sie zu rohem Sklavendienst.
Die Gaue, Hundertschaften eines Stammes,
Zu schwach sind sie zu ernstem Widerstand.
Das Reich ist mächtig und die Gaue schwach.
Ist's edler dann, im Elend untergehen,
Als Mächtigen zu dienen? Ja, zu dienen
Verwandten Stämmen eines großen Reiches?
Warum soll nicht aus Ländern sich entwickeln
Des Reichs' unüberwindlich starke Macht?
Ehrgeizig wäre ich, dem Reich zu dienen.

Herzog.

Dem Reiche, ja! — doch nicht dem Könige,
Und nicht der Pfaffen Macht, die mächtiger
Zu werden droht, als selbst der König ist!

Mathilde.

Der König herrsche nach Gesetz und Recht,
Daß dieses treu erhalten bleibe auch
Den Ländern, wird dann Eure Sache sein —
Doch meine ich, daß unschwer jene Form
Zu finden wär', die alle Rechte wahrte.
Auch würden mir der Kirche fromme Herr'n
Das Haar nicht bleichen. Tief verehre ich
Die Lehre Gottes; tief verehre ich
Die Priester, Kämpfer, Helden and'rer Art —

Doch meine Macht wär' ihre nicht! Auch da, —
So meine ich — ließ' sich das Rechte treffen;
Und König Carl dünkt mir ganz der Mann
Zu sein, der sicher seine Ziele trifft!
Die Freiheit ja, ich wiederhole es,
Sie ist ein hohes Gut, doch frei dünkt mir
Nur der zu sein, der auch, wenn es Vernunft
Und Recht erfordern, selbst zu zähmen weiß
Die eigene Begier. Die fränk'schen Stämme,
Die jetzt vereint dem König huldigen,
Sie opferten ein Stück der eig'nen Art
Zum Wohle Aller und zum Wohl des Reichs.
Thu', Vater, Gleiches; folge dieses Königs
Geheiß — und opfere nicht ohne Noth
Die letzten Tropfen edlen Sachsenblut's,
So wie Dich selbst, o Vater, und auch uns.

Herzog.

Des Schicksals Schläge pochen an das Herz
Gewaltig — und die eig'ne Einsicht auch.
So manche Wahrheit birgt der Rede Sinn;
Das Herz jedoch, es sträubt sich männiglich,
Die alte Ueberzeugung umzustürzen.
Doch leugnen kann es nicht das klare Aug'
Des Landes Kraft, sie ist beinah' erschöpft,
Und Feinde, die Barbaren, klopfen an,
An's morsche Haus.
(Pause.)
Sprachst Du Theodorich?
Bekannt ist Dir sein Sinn. Niemals wird er
Einwilligen, mit mir zum Könige
Zu reiten, solchen Bußgang anzutreten;
Theod'rich's Anhang, er ist groß und mächtig,
Theod'rich selbst der Tapferste der Tapfern.

Mathilde.

Doch ist er selbst aus fränkischem Geschlecht.
O, Vater, überlaß ihn mir — allein!

Herzog.

Es sei! Ich send' ihn Dir, und ich will reiten
Zum Forst hinaus, die heiße Stirne kühlen,
Noch mehr den Sinn! Entschieden ist noch nichts!
(Er umarmt und küßt seine Tochter und geht ab.)

5. Scene.

Mathilde allein.

Mathilde.

Noch nie fühlt' ich so warm, so tief wie heut';
Ist mir doch wahrlich so, als hing an mir
Das Glück des Volk's — und unser eigenes.

(Sie setzt sich.)

6. Scene.

Mathilde, Theodorich tritt ein.

Theodorich (geht zu Mathilden).

Der Vater ritt erregt von dannen, sage,
Mathilde, mir; wie ist sein Sinn? Er sprach
Kein Wort mehr von des Frankenkönigs Botschaft.
Sollt wankend sein das alte Heldenherz?
O, nimmer könnt' ich's glauben. Sprich, Mathilde!

Mathilde.

Sein Herz ist felsenfest, wie immer, treu
Und ehrlich; aber eben deshalb traurig!
Denn schwere Sorg' umbrütet seinen Sinn.
Er kennt die Meinung seiner Allgetreuen,
Des Landes Lage aber auch —

Theodorich (hastig).

Nachgeben
Will er doch nicht? O sprich, Mathilde, rasch!

Mathilde.

Sein Wille ist es nicht — und doch — ich selbst —

Theodorich (unterbrechend).

Mathilde sprich, ich bitte Dich, o sprich!
Mir ist, als sollte diese Brust zerspringen —
Ich ahn', daß Gutes nicht zu künden weiß
Der Mund Mathildens; sprich! —

(Er setzt sich zu ihr.)

Mathilde.

Theodorich!
Entschieden ist noch nichts. Doch höre mich!
Ich selbst, ich rieth dem Vater, er soll reiten.

Theodorich.

Zum Könige? Mathilde, Du?! O nein!
Die Braut Theodorich's rieth solches nicht!

Mathilde.

Sie that es doch!

Theodorich.

Mathilde! Du?! — Mein Ohr
Vernahm wohl schlecht das Wort, der Rede Sinn?

Mathilde.

Ich glaube nicht! Ich rieth, zum Könige
Zu reiten.

Theodorich (aufspringend).

Ist's denn möglich? Du? Mathilde?

(Pause.)

Ich reite jetzt dem Vater nach, sogleich. (Will fort.)

Mathilde (aufspringend, zärtlich).

Theodorich, mein Held! Kennst Du mich nicht!

Theodorich.

Die Sinne weigern den gewohnten Dienst.

(Will wieder fort.)

Mathilde.

Theodorich willst Du die Braut nicht hören?

Theodorich (langsam zurückkommend).

Die Braut Theodorich's — ich möcht' sie hören,
Doch ziemen solche Wort' nicht ihrem Mund.

Mathilde (tritt zu ihm und drängt ihn schmeichelnd zum Niedersitzen).

O komm', Gespiele meiner Jugend, Freund —
Mein Herz verlangt nach Dir in dieser Stunde.

Theodorich (gibt zögernd nach; sie nimmt ihm Helm und Schwert ab, was er ruhig geschehen läßt).

Fürwahr, ich glaube Dir — denn ernst ist sie gewiß,

(Beide setzen sich.)

Mathilde.

Entscheidend für das Land, für uns.

(Pause.)

Du kennst Mathild', Theodorich, du kennst
Den ernsten Sinn und auch ihr treues Herz?

Theodorich.

Ein Billung weiß, mit wem er sich verlobt.

Mathilde.

Die Tochter Widukind's, sie weiß es auch.

(Kleine Pause.)

Schon lange Zeit verfolgt mein inn'rer Sinn
Des Landes trauriges Geschick. Das Blut,
Das edle, treue Heldenblut, das floß
In diesem harten Kampf mit fränk'scher Macht,
Es ließ mich schlafen nicht und ruhen nicht;
Die Nornen frug ich oft mit gläub'gem Sinn,
Ob uns'res Stammes herbes Mißgeschick.
Zu Wodan betete ich oft, zum Geist,
Der alles Erdenglück und Erdenleid
Uns schickt — und oft, ach oft, Theodorich
Sah Morgenroth das müde Auge wach,
Geröthet von den Thränen, die das Herz
Geweint in stiller Nacht. Da — endlich — Freund,
Ja, endlich wurde klar mein Sinn; — und bald —
So sehr das bange Herz sich sträubte auch —

Erkannte ich des Schicksals hohe Macht.
Die Nornen sah ich spinnen, sah sie spinnen —
Und traurig ward das arme Herz, der Sinn —
Denn Untergang war's, was das Auge sah!

Theodorich (springt auf).

Mathilde!

Mathilde (drückt ihn nieder).

Niedergang der alten Zeit!
Die Nornen, sie verschwanden, und ich sah
An ihrer Statt — das Kreuz! das Christenkreuz
Im hellen Glanze schimmern. O mein Freund!
Es war kein leerer Traum — im innern Sinn
Die Zukunft sah ich kommen, kommen, werden. —

Theodorich (steht wieder auf und geht einige Schritte unruhig auf und ab).

Mathilde, sprichst Du — Wahrheit?

Mathilde (nimmt seine Hand und nöthigt ihn wieder zum Sitzen).

Freund, die Tochter
Des Sachsenherzogs Widukind, Mathilde,
In ernsten Dingen pflegt sie nicht zu scherzen.

(Pause.)

Kein Zweifel ist mehr möglich: Wodans Geist,
Der große Geist, der diese Welt regiert —
Es ist nur Einer! — und er sprach zu mir:
Der Christen Gott, — bin ich! — der Geist der Liebe,
Der Milde, der Versöhnung. Christus ist's,
Der meinen Willen kennt, den ich euch sandte
In Noth und in der Zeiten Finsterniß.
Und weiter sprach dann Wodans Geist zu mir:
German'sche Stämme — alle sind nur Einer —
Vereinigt euch in Liebe! Mordet nicht
Das eig'ne Blut! — Und sieh', Theodorich —
Seit jener Stunde weiß genau, o ganz genau
Ich, was ich soll und muß. Theodorich!
O folge mir! — Wir reiten zu dem König!

Theodorich (aufspringend).

Niemals, ich sage Dir, Mathilde, niemals!

Mathilde (auch aufstehend).

Ein kleines Wort, es deutet Untergang!

Theodorich.

Und wenn! — Untreue wär's; und lieber sterben
Vieltausendfält'gen Tod. Ich reite nicht! (Will fort.)

Mathilde (faßt ihn um die Mitte und spricht mit Feuer).

Germanenblut! Kennst Du der Frauen Art?
Die Gottheit spricht aus ihrem Mund zu Zeiten.
Theodorich, prophetisch klingt mein Wort —

(Sie läßt von ihm.)

Folg' ihm und meinem Herzen! Ach, zu Großem
Fühlt es berufen sich von Gottes Geist.
Im innern Sinn sah oft ich uns're Kinder,
Die Enkel dann — mit Kronen angethan.

(Nimmt ihn bei der Hand.)

Theodorich.

Mathilde!

(Macht sich los von ihr.)

Ich kann nicht; o lasse mich!

(Will wieder fort.)

Mathilde (geht ihm rasch einige Schritte nach, und spricht die nächsten Worte halb zärtlich, halb gebieterisch).

Theodorich! Germanenblut — es rollt
In fränk'schen Adern und im Sachsenherzen —
Ein Blut. — Ein Sinn! Sei einig mit den Brüdern!

Theodorich! (sinkt überwältigt vor ihr auf's Knie und küßt ihre Hand).

Mathilde!

Mathilde (legt die andere Hand auf sein Haupt, küßt ihn auf dasselbe und wirft einen Blick nach oben. — Zärtlich).

Theodorich!

7. Scene.

(Widukind tritt rasch ein und sieht erstaunt auf die Gruppe. Mathilde bemerkt ihn endlich und ruft ihm freudig zu.)

Mathilde.

Wir reiten, Vater!
Noch heut' zur Pfalz, zum Könige, in's Reich,
Und bringen ihm die Sachsen — Dich und uns.

(Sie hebt langsam Theodorich auf und sagt:)

Der größte Held ist, wer besiegt — sich selbst!

(Beide stehen da, Hände in Hände; Mathilde mit einem Blick zum Himmel.)

Der Gottheit Geist — er schütze die Germanen!

Der Verhang fällt.

Ende.



Allerlei Verse.

Von

Ludwig August Frankl.

Das Dioskurenpaar Hansen und Ferstel.

Im Stift an der Donau, in der Runde,
Künstler und Frauen bei fröhlichem Mahl,
Sie preisen den Meister, die glückliche Stunde,
Es duftet der Wein, es klingt der Pokal.

Da naht eine Jungfrau im weißen Gewande,
Ist's eine Muse der Griechenwelt?
Die einen Kranz, mit goldenem Bande
Umschlungen, aus rothen Rosen hält.

Sie legt ihn auf's Haupt dem Künstlergreise,
Dem Göttergeliebten, olympischen Sohn,
Und Evoe tönt es im seligen Kreise
Und Freudenrufe und Jubelton. —

Herztiefe Trauer zu gleicher Stunde,
Nicht fern, in eines Künstlers Haus;
Nur Schmerzgebeugte in der Runde,
Ein banges Weinen tönt heraus.

Es ist ein bleicher Gast erschienen,
Auch Er hat einen Kranz gepflückt,
Mohnblumen, hat dann stumm mit ihnen
Des Künstlers braune Haare geschmückt.

Es hat die Jubelschaar entboten,
Dem fernen Meister einen Gruß,
Nicht ahnend, daß der einem Todten
Auf die Stirne war ein letzter Kuß.

Unsterblich ist die antike Sage
Vom schönen Dioskurenpaar:
War der Eine im rosenumkränzten Tage,
In Nacht der And're versunken war.

Zu Prof. Karl Rokitansky's Geburtshaus-Einweihung

in Königgrätz.

Ein greiser Schüler spricht zum todten Meister:
„Du lebst, Du lebst! Es hat Dich nicht das Grab.
Ein Magus bannteſt Du des Wissens Geister
Und es beherrscht sie noch Dein Zauberstab."

Ein Derwisch sprach zu mir einst auf dem Nile:
„Nur Jener bleibt unsterblich auf der Welt,
Der um sich her geschaart der Schüler viele
Als Erben seiner Lehren sie bestellt."

Apostel, dies- und jenseits aller Meere,
Verbreiten Deinen Geist, vollzieh'n Dein Wort,
Wo immer sich der Wissenschaft Altäre
Heilbringend aufbau'n, lebt Dein Name fort.

In einer Hütte wurden schon geboren
Oft Männer, die durch Geist die Welt befreit;
So sei der Nachwelt auch die Stätte unverloren,
Wo Du das Licht erblickt, sie sei geweiht!

Heinrich Heine.

Bei der Nachricht seines Todes.

Und wenn ein König gestorben,
Da schweigen die Lieder gleich;
Es läuten alle Glocken
Trauer in seinem Reich.

Uns laßt um ihn nicht klagen —
Gemeißelt sind oft zu schau'n
Auf antiken Sarkophagen
Bacchische Züge und tanzende Frau'n.

Kein Dichter sang der Freude
So schwelgende Laute zum Preis;
Durch ihn ward das Blut der Traube
Erst dithirambisch heiß.

Wo Herzen sich heimlich sehnen,
Sein Wort erlöst ihren Schmerz —
Es ist sein Buch der Lieder
Ein gesungenes Menschenherz.

Es werden im Frühling die Rosen
Jetzt kommen schön und jung
Und beneiden die todten Schwestern
Um seine Huldigung.

Von der er gesungen am Rheine
Von der schönen Lorelei:
Es war nur die zauberhaft feine
Gewaltige Melodei.

An Miklosič

als er Excellenzherr wurde.

Als Excellenz, geheimen Rath auch nennt
Man Dich erst seit dem heut'gen Tag;
Wie man so spät doch zur Erkenntnis kommen mag!
Es war von je Dein Geist doch excellent.

Vesque—Hoven

Gestorben 1883.

Es fragt der Nachwelt ernster Richter:
„Ist's Vesque? ist's Hoven, der mir naht?
Den Ersten ehren Hof und Staat;
Mir laßt herein den Lieder-Dichter!"

An Robert Zimmermann,

als er zum Rector magnificus gewählt wurde.

Ein Dichter in des Lebens Lenz,
Ein Denker in des Mannes Tagen,
Ein Weiser wird man fortan sagen;
Magnificenz!

Seine Antwort.

Magnificus war Gotsched auch.
Doch, wen wie Dich, der Muse Kuß
Beseelt mit ewger Jugend Hauch,
Ist Magnificentissimus.

An die Fürstin Obrenowitsch.

Am Jahrestage der Ermordung ihres Gatten. Mit Rosen.

Dir blühten im vergangnen Lenze
Blutrother Rosen wilde Kränze,
Wie sie die tragisch dunklen Mächte winden,
Wenn sie die Edlen suchen und sie — finden.

Laß' diese Blumen Dir die Boten sein
Von künftig schön'rem Lenz, voll Sonnenschein,
Daß wieder Glück und Wonne Dich durchbeben,
Der Seele Lerchen jubelnd sich erheben.

Sophie Schröder — Charlotte Wolter.

Ich seh die unerreicht Erhab'ne noch:
Sie trug die tragische, altheil'ge Krone.
Du bist, wenn nur die schöne Epigone,
In kunstverarmter Zeit die Erste doch.

Vor Hummel's Grab in Weimar.

Was ist das für ein Rummel
Mit Abbé Franz von Liszt!
Er ist zu unsrer Frist
Nicht mehr, als einstens Hummel,
Ach nur kein Componist.



Gedichte

nach dem Ungarischen des Joseph Freiherrn von Eötvös.

Von

Anna Amadei.

Klagen.

Das grüne Blatt hängt zitternd
An seinem Strauch,
Und ringsum koset fröhlich
Der Abendhauch.

Warum bin ich gefesselt —
So seufzt es auf —
Die Wiese grünt, viel Blumen
Erblüh'n darauf.

Ich, an den Zweig gebunden,
Bin Sclave nur,
Kann nicht mit dir durchschweifen
Die grüne Flur.

Das Lüftchen überhuschend
In raschem Schritt
Die Wiese, nimmt das Blättchen
Das dürre mit.

Dort war so schön das Leben —
Es traurig spricht —
Warum konnt' ich denn bleiben
Am Stamme nicht?

Wen Schicksalsmacht gerissen
Von seinem Ast,
Der findet hier auf Erden
Nicht Ruh' noch Rast.

Auf den Tod eines neugeborenen Kindes.

Das langersehnte Pfand der Liebe
Hat kaum erblickt das Licht
Und hat, so bald, Euch schon verlassen —
Doch, Eltern, weinet nicht. —

Gar süß auch selbst nach kurzem Dasein
Thut uns die lange Ruh',
Vielleicht ist's besser, als auf Erden,
Deckt uns die Scholle zu.

Das Kind, es hat ja schon genossen,
Was schön im Leben ist,
Den warmen Strahl der gold'nen Sonne
Und wie die Mutter küßt.

An den See.

Weithin ruhen deine Wässer
Wie ein Spiegel festgebannt,
Doch hat oft schon aufgewühlet
Dich des Sturmes rauhe Hand.

Deine Fläche zeigt des Mondes
Und der Sterne leuchtend Bild —
Dennoch peitschtest du die Ufer
Oft mit dunkeln Wogen wild.

Zu dem grünen Strande gleiten
Nachen hin auf glatter Bahn —
Und doch deiner Wuth zum Opfer
Fiel schon manches Schiffers Kahn.

Ist der Sturm vorüber, bist du
Glatt und klar, glücksel'ger See!
Glücklich Herz, das noch vergessen
Kann das einst erlitt'ne Weh!

Letzter Wille.

Wenn einstens ich durchwandert
Den rauhen Lebensweg
Und müde mich am Ziele
Im Grab zur Ruhe leg'

Und lebt dann noch mein Name,
Sollt ihr Ideen mein
Und Euer Sieg mein Denkmal
Statt Marmorbilder sein.

Wenn Freunde ihr zuweilen
Zu meinem Grabe zieht,
Dann singt am stillen Hügel
Für mich das schönste Lied.

Ein Ungarlied, ein hehres,
Das von Begeist'rung sprüht —
Versteh'n wird's auch der Todte
Und neu das Herz ihm glüht.

Bringt dar als Zoll dem Dichter
Das Lied und dann dem Freund
Für seine treue Liebe
Noch eine Thräne weint.





Bildung.

Eine Plauderei

von

Bruno Walden.

Wohl eines der zumeist gebrauchten, und somit auch gemißbrauchten Schlagwörter unserer Zeit ist: Bildung.

In allen Tonarten wird sie gepriesen als das Höchstanzustrebende, Lohnendste. Mit unzähligen Varianten wird in die Welt hinausgerufen: „Bildung macht frei!“ — „Bildung gewährt Ueberlegenheit!“ — „Bildung ist Macht!“ — „Bildung beglückt!“ Wir möchten keinen dieser Sätze bestreiten, wohl aber bezweifeln, daß der übliche Bildungsbegriff zu diesen herrlichen Resultaten führe.

Was ist Bildung?

Im Allgemeinen gilt Wissen als Bildung und in manchen Kreisen die gewissenhafte Einhaltung eben üblicher, rein äußerlicher Formen. In ersterem Lager ist über jeden Zweifel erhaben „gebildet“, wer ein gewisses Maß von Kenntnissen aufweisen kann, namentlich wenn es in der orthodox-reglementsmäßigen Weise erworben worden ist. Für den Deutschen, der stets ein besonderes Bedürfniß nach Classificirung und den Drang empfindet, seiner Werthschätzung durch einen Titel Ausdruck zu geben, ist jeder, der den Doctorgrad erlangt hat, ein patentirt Gebildeter. Darwin, Huxley, Dana, diese großen englischen-amerikanischen Forscher würden in deutschen Gauen kaum zu vollem Ansehen

gediehen sein und an einer deutschen Universität eine Lehrkanzel erlangt haben, weil sie den an einer solchen vorgeschriebenen Bildungsgang nicht zurückgelegt und den ihn krönenden Doctorhut nicht erworben haben. Dagegen würde es geradezu als Heresie angesehen werden, wollte man einen regelrecht Promovirten und Graduirten, wegen schroffer Einseitigkeit, geistiger Beschränktheit, Mangel an Objectivität oder Gemüthsrohheit als ungebildet bezeichnen. Wissen und Bildung aber sind, selbst wenn ersteres noch so ausgedehnt und gründlich ist, durchaus nicht synonym, wie gemeinhin angenommen wird. Der markante Unterschied zwischen dem einen und dem anderen ist doch in der letzteren Bezeichnung schon vollinhaltlich präcisirt. Nicht der Erwerb von Kenntnissen, erst die, durch den aus ihnen gewonnenen Erkenntnissen zu höherem Maße gediehene selbständige Entwicklung der gesammten Wesenheit ist Bildung.

Das Einheimsen sämmtlicher Weisheitsfrüchte bleibt eine äußerliche Bereicherung nur, wo sie sich nicht zur treibenden Saatfrucht umwandelt, die einen kräftigen Eigenwuchs fördert. Allein selbst der im vollsten Wortsinn ausgebildete Intellekt ergibt noch keinen gebildeten Menschen, da ja die Wesenheit eines solchen nicht eine ausschließlich intellectuelle ist. Er kann ein hochverdienter Fachmann sein, ein großer Gelehrter, ein imponirender Polyhistor, ein tiefer Denker, der ehrlich den Dingen auf den Grund trachtet, ein gebildeter Mensch ist er darum noch immer nicht. Ja selbst seine intellectuelle Bildung wird eine theilweise mangelhafte sein, ohne die Mitwirkung des zweiten psychischen Factors und sein hochentwickeltes Denkvermögen wird häufig Irrwege wandeln, wo ihm das Verständnis des Gemüthes nicht zur Seite geht. Bildung ist eben die harmonische Entwicklung der gesammten Wesenheit des Individuums.

Der Sprachgebrauch gibt es allerdings wesentlich billiger und verschuldet dadurch eine Degenerirung des Begriffes, die zu einer durchaus nicht harmlosen Verwirrung der Anschauungen führt. Die ungeheure Ueberschätzung eines gewissen Quantums von Bücherwissen hat eben die Unterschätzung aller anderen Eigenschaften und der im realen Leben erworbenen Kenntnisse und Erkenntnisse mit ihren oft weit tiefer greifenden Bildungsresultaten zur verhängnißvollen Kehrseite. Auf die Frage, ob ein Mann gebildet sei, lautet bei uns zu Lande die Antwort entweder: „O ja, er hat studirt“, oder: „Das

nicht, er ist wohl ein sehr tüchtiger, grundgescheiter Mensch, aber schade, er hat nicht studirt". Beim Manne wird die auf der Hochschule bezogene Fachbildung als die einzig gültige betrachtet und je ausschließlicher dieselbe aus Büchern gewonnen ist, um so höheres Ansehen genießt sie. Der Jurist erfreut sich eines Vornehmheitsgrades mehr als der Mediciner, und daſs ein Polytechniker noch minderwerthiger ist, weil er sich auf der Schulbank nicht mit Bruchstücken der alten Classiker in der Ursprache bekannt gemacht, ist immer noch ein unerschütterter Glaubenssatz. Und dieselbe Erkundigung in Bezug auf eine Frau wird — trotz der Kenntnißfülle, mit der die moderne Schule unsere kleinen Mädchen vollpfropft, — im günstigen Falle immer noch beantwortet: „O ja, sie ist sehr gebildet, sie spricht fließend englisch und französisch, sie spielt virtuos Clavier, sie malt recht hübsch und sie ist sehr bewandert in der Literatur". Mit letzterem ehrenden Zeugniß ist gemeint, daß sie sich stets auf dem Laufenden der neuesten Leihbibliotheks-Romane befindet und es fällt niemand bei in Betracht zu ziehen, ob ihr vielsprachiges Geplauder auch logisches Denken bekundet.

Vollends ergötzlich aber ist der in gewissen engen und beengten Kreisen herrschende Begriff, der allein Werth verleihenden Salonbildung. Sie besteht einfach im conventionellen Drill und ihr Formeln-Schema gilt als der unverbrüchliche Codex höherer Menschenwürde. Wehe dem Frevler, der gegen einen seiner Paragraphen verstößt! Er wird von dem Areopag dieser Gesellschaft, die sich selbst die Bezeichnung der „guten Gesellschaft" vindicirt, unerbittlich in Acht und Bann gethan. Die Verbeugung allein gilt da schon als sicherer Werthmesser des Menschen.

Welche Existenzberechtigung in solch' erlesenem Kreise hat ein Mann, pardon ein Herr, der nicht die Fersen zusammenklappend — eine den Cavallerieofficieren zu dankende Bereicherung der höheren Sitte — sein Haupt so tief neigt, daſs die ganze Scheitellinie im symetrisch getheilten Haar sichtbar wird? Oder ein junges Mädchen, das sich anmuthig verneigt, statt den abscheulichen modernen Schnell-Knix zu ziehen? Erstünde Plato, Aristoteles und Cato in einer Person, und ließe diese erhabene Persönlichkeit es sich beikommen, ihr Messer zu Hilfe zu nehmen beim Verzehren eines Fisches, entrüstet würde Ostrazismus geübt gegen diesen „ungebildeten Menschen". Und wenn ein Pendant der edeln Mutter der Gracchen sich so weit verginge, ihr

Taschentuch zu ziehen, gefaltet, wie es aus den Händen der Waschfrau hervorgegangen, die „unmögliche Person“ würde zu einem verschämten Rückzug gezwungen werden.

Worauf gründet sich dieser Fanatismus? Nicht auf das Bedürfniß nach der — stets anzustrebenden — Schönheit äußerer Formen, denn gar viele dieser sacrosancten Bräuche — siehe den Schnell-Knix — haben wahrlich mit der Aesthetik nichts zu thun. Die wenigsten auch nur beruhen auf Geboten der Vernunft oder eines verfeinerten practischen Sinnes und ein Zusammenhang dieser Sitten mit Sittlichkeit wäre wohl nirgends zu entdecken. Es handelt sich ganz simpel nur um die gedankenlose — und das Denken ertödtende — Pflege einer zumeist gedankenlos geschaffenen Dogmatik oberflächlichster Kleinlichkeit, die pompös „Bildung“ benamset wird. Doch liegt eine entwaffnende Naivetät in der Ahnungslosigkeit der tiefen Unbildung, die sich in dem Verlegen des Schwerpunktes in den Cult rein äußerlicher, der Modelaune unterworfener Manieren bekundet, an Stelle der guten Lebensart, die allerdings ein Kennzeichen, wie eine der anmuthendsten Früchte der Bildung ist, in ihrem steten Aufgebote von Selbstbeherrschung, Duldsamkeit und der freundlichen Rücksichtnahme auf die Empfindungen der anderen. Eine Form der Wohlerzogenheit, die freilich den Nachtheil hat, daß sie ungleich schwerer zu erwerben ist als der Salon-Drill, denn sie erwächst einzig aus strenger Selbsterziehung. Und nur diese, wie schon gesagt, in ihrer weitesten Ausdehnung und gewissenhaftesten Nutzbarmachung der erworbenen Kenntnisse, ist Bildung.

Lautete die Devise einer früheren Zeit, Noblesse oblige, so sollte jene der unseren lauten: Bildung verpflichtet. In diesem Verpflichtenden liegt ihr Segen, wie ihr vornehmster Werth. Und in diesem Sinne auch erfüllt sie, was von ihr gepriesen wird: sie macht frei, sie gewährt Ueberlegenheit, sie wird zur Macht und beglückt.

Sie macht frei, wie von Vorurtheilen, indem sie in der Schulung eigenen Denkens zu selbstständigem Urtheil führt, so auch von der Subjectivitäts-Beschränktheit, indem sie über den individuellen Standpunkt hinausreichende Ausblicke eröffnet, die Anschauungen über dessen ursprüngliche Grenzen ausweitet. Sie befreit auch das Gemüth vom Drucke der Selbstsucht, durch die Fülle großer, allgemein giltiger Interessen, die sie erregt und zu denen sie die eigene Persönlichkeit in lebendige Beziehung stellt.

Sie gewährt Ueberlegenheit. Nach außen: Indem sie das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden lehrt und so über das Kleinliche hinaus, vom Schein der Dinge zu ihrer Wesenheit erhebt. Nach innen: Indem sie das Selbstbewußtsein zur Selbstkritik erhöht. Hier und dort, indem sie Allem einen ethischen Schwerpunkt verleiht.

Sie wird zur Macht: Indem sie durch die Klarheit der Erkenntniß zur Selbstdisciplin zwingt.

Sie beglückt: Indem sie verstehen, würdigen und entschuldigen lehrt und auch — — schön genießen.

So deuten wir den Begriff: Bildung.





Gedichte

von

Hans Falke.

Beim Weihnachtsbaum.

Das Mütterlein sitzt beim Weihnachtsbaum,
Sie mußte ihn selber schmücken;
Wohl tragen die schwankenden Füße kaum
Den sorgengebeugten Rücken.

Der Förster hat ihr das Bäumchen gebracht,
Er bringt es ihr alle Jahre;
Die Alte hat lieblich ihm zugelacht,
Trotz Runzeln und weißer Haare.

Dann kramt sie in einer Lade herum,
Zieht Bänder hervor zum Behange,
Ihr Auge schimmert, der Mund ist stumm,
Es netzt eine Thräne die Wange.

Vor zwanzig Jahren, da war der Tag,
Der schreckliche, nie zu vergessen,
Den keine Sprache zu schildern vermag. —
Da war sie wie heute gesessen;

Der Christbaum stand schon geschmückt dabei,
Noch fehlen der Mann und der Bube;
Im Holze verweilen sie alle zwei,
Noch ferne der wärmenden Stube.

Sie horchet und harrt; schon dünkt es ihr lang,
Sie räth nicht den Grund dieses Säumens;
Mit stockendem Athem gedenkt sie bang
Vergangenen nächtlichen Träumens:

Den Gatten sah sie des Nachts im Traum
Als Leiche nach Hause getragen;
Durch einen mächtigen Eichenbaum
Ward jählings im Wald er erschlagen. —

Doch halt! — Da nahen sich Schritte dem Haus
Laut schallend auf steinigen Wegen;
Froh eilet die Mutter zur Thür hinaus
Den nahenden Lieben entgegen.

Dort treten sie aus dem Wald hervor —
Ach nein! s' sind fremde Leute;
Was steigen die jetzt noch den Berg empor?
Christabend ist doch heute!

Vier Männer sind es, sie nahen heran
Mit vorsichtig langsamen Schritten;
Auf einer Bahre 'nen blassen Mann,
Den tragen sie still in der Mitten.

Da hat des Gatten Antlitz das Weib
Erkannt; es preßt aus dem Herzen
Ein Schrei sich hervor, es zittert ihr Leib,
Es zerrt sich ihr Antlitz in Schmerzen.

Die Männer setzen die traurige Last
Zu Boden; das Weib sinkt nieder,
Des Mannes eisige Hände sie faßt,
Sie ruft ihn und ruft ihn wieder.

Vergebens ruft sie; kein leiser Laut
Entschlüpft den geschlossenen Lippen;
Das Auge so starr, so gläsern schaut,
Kein Herzschlag pocht an die Rippen.

Sie küßt des Todten schweigenden Mund
Und kann sich vor Jammer nicht fassen; —
Da plötzlich blicket sie starr in die Rund':
„Wo habt Ihr den Buben gelassen?“

Die Männer stehen im Kreise herum,
Es rührt sie des Weibes Klagen;
Sie blicken einander in's Antlitz stumm,
Als scheuten sie, Antwort zu sagen.

„O sprecht doch, o sprecht, o erbarmt Euch mein,
„Erlöst mich vom schrecklichen Bangen! —
„Was weilet der Bube noch draußen allein
„Und ist nicht mit Euch gegangen?“

„„Hört, Nachbarin, doch ermannet Euch,
„„Noch hab' ich Euch Schlimmes zu sagen;
„„Der ewige Schöpfer im Himmelreich,
„„Der wird Euch helfen es tragen.

„„Wir standen im Wald, schon war's an der Zeit,
„„Die Arbeit für heut' zu beenden,
„„Und Jeder schlug noch das letzte Scheit
„„Mit kalten ermatteten Händen.

„„Da hörten wir dort, wo der Todte stand,
„„Auf einmal ein lärmendes Streiten; —
„„Er schalt den Buben, doch ich verstand
„„Die Worte nicht von der Weiten.

„„Dann plötzlich — noch immer schwebt's mir vor,
„„Werd's sehen in all' meinen Tagen —
„„Hob wüthend der Bub seine Axt empor, —
„„Und hat seinen Vater erschlagen;

„„Dann lief er davon. — Was ist Euch, Weib?““ —
„Ach, hätt' ich ihn niemals geboren!“
Kaum fängt er noch auf ihren sinkenden Leib;
Sie hat die Besinnung verloren.

Das Mütterlein sitzt beim Weihnachtsbaum
In ruhigen Schlummer versunken;
Den seligen Gatten erblickt sie im Traum,
Er hat ihr von ferne gewunken.

Ein friedliches Lächeln am Antlitz steht,
Die Lippen bewegen sich leise,
Es ist, als spräch' sie ihr Abendgebet
In althergewohnter Weise.

Im Zimmer ist's stille, Du hörest nur
Das ruhige Athmen der Alten;
Dazu tickt langsam die Schwarzwalduhr,
Bemüht, ihres Amtes zu walten.

Das Lämpchen flackert vom Zuge erregt,
Der still durch die Thür' sich gestohlen;
Es huschen Gespenster im Wirbel bewegt,
Ringsum an den Wänden verstohlen.

Auch über die Alte, die schlafend ruht,
Sind bleiche Gespenster gezogen,
Und haben das warme Lebensblut
Ihr rasch aus den Adern gesogen.

Das Antlitz erscheint so weiß, so fahl,
Hinunter sinken die Hände;
Noch öffnet der Mund sich ein einzig Mal,
Dann ist's mit dem Athmen zu Ende.

Die Uhr tickt weiter, es setzt sich fort
Der blassen Gespenster Reigen;
Doch auf dem Antlitz der Alten dort
Ruht tiefes, heiliges Schweigen. —

Da tönet von draußen ein hastiger Schritt,
Aufflackert das Lämpchen helle,
Die Thür' geht auf und zögernd tritt
Ein Fremder über die Schwelle.

Und wie er die Alte im Stuhle erschaut,
Da ruft er in freudigem Schrecken:
„O Mutter! — Sie schläft!“ — schnell dämpft er den Laut
Die Schlafende nicht zu erwecken.

Er sinkt in die Knie im heimischen Raum
Und schaut voll Bangen und Liebe
Der Alten in's Antlitz; — er sieht es kaum,
Das Lämpchen, es leuchtet so trübe.

Und näher zieht's ihn mit Allgewalt,
Er beugt vor dem Stuhle sich nieder,
Er faßt ihre Hände — und eisig kalt
Durchschauert es all' seine Glieder.

Mit zitternder Hand und verstörtem Gesicht
Befühlt er die Schläfe und Wangen,
Er horcht auf den Herzschlag — und hört ihn nicht; —
Die Mutter ist heimgegangen.

„O Himmel, ist's möglich? — Die Mutter todt? —
„Und jetzt erst, seit wenigen Stunden! —
„Zu spät gekommen! — O großer Gott,
„Noch hab' ich nicht Gnade gefunden.

„Durch zwanzig Jahre von Ort zu Ort
„Ward toll ich im Wirbel gerissen;
„Die Ruhe sucht' ich bald hier, bald dort,
„Gehetzt durch mein böses Gewissen;

„Da stieg der Gedanke mir auf im Sinn:
„Nach heimwärts mußt Du Dich wenden,
„Der Mutter wirf Dich zu Füßen hin
„Sie kann Dir die Ruhe nur spenden.

„Aus fernem Lande eilte ich her,
„Ich gönnt' mir nicht Rast noch Ruhe,
„Die Glieder wurden mir matt und schwer,
„Zerrissen die Kleider und Schuhe.

„Da bin ich am Ziel — und mit einem Schlag
„Ist all' mein Hoffen vernichtet,
„Der ewige Gott hat am heutigen Tag
„Zum zweiten Mal mich gerichtet."

Matt hebt sich der Mann, drückt noch einen Kuß
Auf's Mutterauge; — es beben
Die Knie ihm, er tritt mit schwankendem Fuß
Zurück in sein elendes Leben.

Das Mütterlein sitzt beim Weihnachtsbaum,
Mit todesgebleichten Wangen;
Gespenstige Finsterniß herrscht im Raum,
Das Lämpchen ist ausgegangen.

Schwalbenrache.

(Der Natur nacherzählt.)

Linde Lenzeslüfte wehen,
Blumen blühen ohne Zahl,
Vor der Sonne Gluth vergehen
Schnee und Eis im tiefsten Thal.

Blätter sprießen aus den Zweigen,
Aus den Aesten keck empor,
Und es bricht das Winterschweigen
Froh der Waldessänger Chor.

Durch die Lüfte kommt geflogen,
Fern vom Süden über's Meer,
Von der Lenzluft angezogen,
Leicht beschwingtes Schwalbenheer.

Lautes Zwitschern tönt im Kreise,
Jubelsang zum Ankunftsfest,
Dann bezieht nach Schwalbenweise
Jedes Paar sein altes Nest. —

Kleines Nestchen an der Mauer,
Hingeklebt so fein und zart,
Blieb im Schnee und Regenschauer
Vor'm Verderben wohlbewahrt.

Festgefügt und fest verbunden,
Hängt es luftig unter'm Dach,
Hat dort sicher'n Schutz gefunden
Gegen Wetterungemach.

Schwalbenmännchen kommt geflogen,
Schwalbenweibchen hinterdrein,
Schnell in's Nestchen eingezogen!
Bald soll's wieder wohnlich sein!

Doch, was soll's? — Da hat indessen
Bettelvolk sich einquartiert;
Spatz und Spätzin — sehr vermessen! —
Sitzen d'rin ganz ungenirt.

„Ah, das sind mir saub're Gäste!“
Ruft der Schwalbenvater aus —
„Packt euch fort aus unser'm Neste,
„Baut euch euer eig'nes Haus!“

Spatzenpärchen, kecken Muthes,
Rührt sich nicht vom Platze fort,
Denkt sich fein: Es ist was Gutes,
Sitzt man warm an sicher'm Ort.

Und der Spatz nach alter Seher
Weise spricht mit viel Bedacht:
„Wer erst kommt, der mahlt auch eher;
„Kommst zu spät, wirst ausgelacht!“

Lange ward herumgestritten,
Spätzlein blieben drinn' im Nest;
Alles Drohen, alles Bitten
War umsonst — sie saßen fest.

Tage gingen, Wochen gingen
Und der Sommer zog in's Land,
Staub und Schwüle thät er bringen,
Wetterschlag und Sonnenbrand.

Spatz und Spätzin, froh und heiter,
Hausten glücklich unter'm Dach,
Lebten furcht- und sorglos weiter,
Dachten nicht an Ungemach.

Als die rechte Zeit gekommen,
Blieb die Spätzin fein zu Haus,
Brütete zu Nutz und Frommen
Wohlgelegte Eier aus;

Hausherr mußte fleißig wandern
Durch die Luft nach Nahrungsstoff,
Bis ein Spätzlein nach dem andern
Lustig aus der Schale schloff.

Jetzt erst kam die rechte Mühe,
Und es flogen ab und zu
Spatz und Spätzin von der Frühe
Bis zum Abend ohne Ruh;

Denn die unzufried'nen Kleinen
Wollen stets gesättigt sein,
Wenn sie sonst auch klein erscheinen,
Nur ihr Hunger ist nicht klein.

Doch die Alten, unverdrossen
Tragen zu, was fein und gut —
S'ist ja für die eig'nen Sprossen,
Für die eig'ne liebe Brut.

———

Schwalbenpaar war unterdessen
Eingekehrt ganz nebenan,
Hat die Unbill nicht vergessen,
Die ihm jene angethan.

Rachestunde hat geschlagen!
Spätzlein seid auf eurer Hut!
Euer ungerecht Betragen
Rächt sich an der eig'nen Brut. —

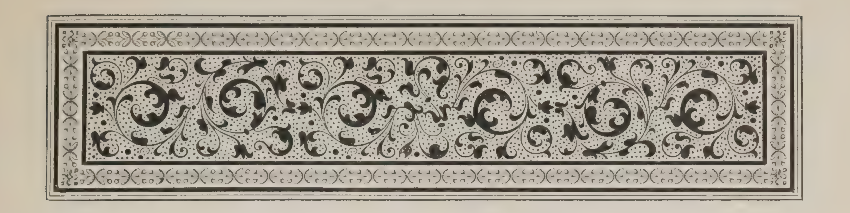
Spatzenpaar war ausgeflogen,
Sucht nach lecker'm Mittagmahl,
Schwalbenvolk kommt angeflogen,
Sammelt sich in großer Zahl;

Eiligst wird geklebt, gemauert,
Niemand ist, der ihnen wehrt;
Kurze Zeit nur hat's gedauert,
Und das Nestthor ist versperrt.

Feste Arbeit, nicht zu brechen
Durch der Spatzenschnäbel Kraft;
Wie sie bohren auch und stechen,
Undurchdringlich bleibt die Haft.

Schwächer dringt der Jungen Wimmern
Aus dem dunkeln Nest hervor,
Bis beim ersten Mondesschimmern
Ganz allmählich sich's verlor.

Traurig, stumm, in Schmerzbethörung,
Sitzt das Spatzenpaar am Dach,
Sinnet über Hausrechtsstörung
Und gerechte Strafe nach.



Der Knirps.

(Cvrček.)

Aus der Sammlung „Von verlassenen Orten. Zuckerfabriksbilder von M. A. Šimáček" (1887), aus dem Čechischen übersetzt

von

E. Kraus.

An keinen von den Knaben, welche in der Zuckerfabrik zu R. arbeiteten, erinnere ich mich so genau, wie an den verwaisten Vincenz Veselý. Er war von der Größe und Stärke eines zwölfjährigen Knaben, obwohl er bereits siebzehn Jahre zählte; zur schweren Arbeit war er durchaus untauglich, dafür ertrug er leicht auch die größte Hitze und vollständige Abgeschiedenheit und stand darum während der Campagne im Filtrirthurm bei den Pfannen, in denen der Saft zum Sieden erhitzt wurde, um dann über die Filter herunterzufließen. Er stand allein in dem bretternen Raum, bei den gewaltigen, brausenden eisernen Reservoirs, auf einem schmutzigen Treppchen. Manchmal setzte er sich auf ein Weilchen darauf, stützte den Kopf in die Hand und schien zu schlafen. Aber beim geringsten Geräusche hob er den Kopf und horchte, was sich gerührt habe. Nichts in der Fabrik entging seiner Aufmerksamkeit. Obwohl von dem sonstigen Campagnegetriebe abgetrennt, wußte er wohl, was im Sudsaal, ja auch im Rübenlocal geschah. Unter den Reservoirs, bei denen er stand, war die

Filtration. In kupfernen glänzenden Rinnen floß langsam der siedende Saft, aus dem Dämpfe stiegen und den Glanz der Ventilgarnitur trübten, die sich ober den Rinnen befand. Die Rinnen entlang schritt der Filtrant Bacík auf und ab, mit dem Veselý durch eine Oeffnung in dem Fußboden die Verbindung aufrecht erhielt.

Er legte sich auf den Boden und rief hinab: „Bacík!“

„Was willst Du!“ tönte die Antwort.

„Seht einmal nach, ob der Bube am Monte-jus nicht eingeschlafen ist, ich habe die Reservoirs leer,“ oder: „Schäumt heute der Saft, was treiben die wieder bei der Saturation. Geht einmal nachsehen!“

Zuweilen lief er selber hinab, durchflog wie ein Pfeil die Fabrik, und es währte nicht vier Minuten, so war er wieder oben. Dann wußte er alles. „Bacík!“ rief er.

„Was gibt's?“

„Die Toni Klima hat vom Herrn Adjuncten fünfzig Kreuzer Strafe bekommen, sie hat heute schon zweimal einen Stein in der Schneidemaschine gehabt; beim Aufzuge ist schon zum dritten Male der Riemen hinuntergefallen und wird wieder fallen, weil er zu lang ist; im Kesselhaus hat der Čadil gesagt, daß der Schlosser Jaroš nach der Campagne in die Maschinenfabrik gehen wird. Er hat Recht; was ist auch hier bei uns? Anderswo ist's besser.“

„Was kannst Du, kleiner Dachs, wissen? Du hast ja noch nichts probirt.“

„Ich denke, es muß überall sonst besser sein als in der Zuckerfabrik. Wenn ich nur ein Handwerk verstünde, ich ginge auch.“

„Und was fehlt Dir? Beim Handwerk würdest Du nicht den ganzen Tag sitzen! Da würden Dir Deine Spatzenbeine weh thun; aber was fällt Dir überhaupt ein? In einer Woche hätten sie Dich übersatt.“

„Aber ich wäre wieder nicht in solch einer Hitze, es würde mich nicht jeder bei Seite stoßen, weil ich längst ausgelernt wäre. Aber hier heißt's nach der Campagne: „Du wirst in den Kessel klopfen gehen,“ oder: „Putze die Reservoirs“, als wenn ich nichts Besseres verstünde, als wär' ich so dumm wie die anderen Buben, die das erste Jahr in die Fabrik gehen; und ich arbeite doch schon die vierte Campagne.“ Vinzi's Stimme verrieth unterdrückte Wuth und Thränen. „Jeder lacht

mich aus und ruft mich „Knirps“, und wo Niemand hin will, dorthin schickt man mich. Ich kenne in der Fabrik alles, jedes Ventil, und man schickt mich nur zu den Pfannen und zum Kesselklopfen.“

„Warum bist Du nicht gewachsen, Knirps?“ lachte Bacík unten über diese Klagen.

„Weil man mich nicht in den Regen ließ wie Euch,“ replicirte oben Vinzi ärgerlich und schwieg still.

So verfloß eine Schicht nach der andern. Manchmal sprang Vinzi von den Pfannen zum Fenster, wischte den Staub von den Scheiben und sah hinaus. War es Tag, so übersah er den Hof und wußte augenblicks von jeder Fuhre, die da stand; er wußte, wie oft jedes Mädchen aus dem Rübenlocal in den Sudsaal hinüberschlüpfte, um sich die erstarrten Finger zu wärmen, und wie oft der Aufseher im Spodiumhaus, Fiala, in die Cantine ging, für vier Kreuzer „Perl“ zu kaufen. War es Nacht, und hörte man vom Hofe nichts als etwa die Schritte des Nachtwächters, so blickte er zu den Sternen hinauf, aber er senkte den Blick gleich wieder. Das interessirte ihn nicht, das war nichts für ihn. Darum stierte er lieber in's Dunkel und dachte nach; er überlegte, ob es in der Welt überall so sei wie hier in der Fabrik bei den Reservoirs, ob es nicht besser wäre wegzulaufen, wohin auch immer.

Aber wo würde man ihn aufnehmen? Was verstand er? Zum Taglöhner war er zu schwach, zum Betteln zu jung. Andere haben es doch besser als er. Die lacht man doch wenigstens nicht aus. Aber er, der Knirps, der neun Monate im Jahre barfuß geht!

Ihn sieht Niemand an, und doch wäre er so froh, Gott, so froh, wenn Nanni Pour, mit der er in die Schule gegangen ist, und die jetzt bei der Diffusion ausfegt, ihn anlächelte, ihm erlaubte, mit ihr aus der Fabrik heimzugehen, sie haben ja gleichen Weg. Aber sie verzieht nur den Mund, wenn er sie an der Hand fassen will, entreißt ihm sie und sagt zornig: „Geh Du allein, Knirps!“

Warum ist er nur so unglücklich? Hätte er nur etwas, das ihn freute! So lange er nicht jede Schraube, jede Röhre in der Fabrik kannte, so lange er nicht wußte, wozu jenes Ventil oder dieser Schlüssel, freute es ihn hier, er lernte, fragte, probirte, aber jetzt. . . . .! Er würde gerne weiter lernen, aber es gab nichts mehr für ihn. Des Maschinisten Junge, mit dem er in die Schule gegangen, lernt, heißt's, in der Stadt weiter. Wollte er ihm nur, wenn er auf die Feiertage

heimkommt, zeigen, was er dort lernt! Aber der spricht gar nicht mit ihm, und wenn ihn Vinzi anspricht, sagt er spöttisch: „Das verstehst Du nicht, Knirps.“

Und so hört er nur immerfort: „Knirps, Knirps“, und doch fühlt Vinzi, daß er, ob er gleich klein ist, doch um nichts dümmer ist als die, welche ihn verhöhnen. Es wird ihm weh um's Herz, und Vinzi fängt zu weinen an. Plötzlich hält er ein, ballt die Fäuste, preßt die Lippen zusammen, und durch die Thränen fliegt ein Blitz von Neid und Haß. Dann geht Vinzi stille vom Fenster, stellt sich wieder zu den Reservoirs und blickt auf den siedenden Saft. Er beugt sich über ihn. Der aufsteigende Dampf wärmt ihm die Wange, als wenn sie Jemand anhauchte, und schlägt sich in kleinen Tropfen an der Stirne nieder. Durch diesen Dampf sieht Vinzi, wenn er länger in den Saft blickt, die undeutlichen Umrisse seiner eigenen Bilder, die zarte, blaße, eingefallene Wange und die großen blitzenden Augen.

„Da hinein fallen in dieses Reservoir, und alles wär' vorbei,“ denkt er.

Ueberhaupt sterben, sterben wie immer, wäre für mich besser,“ fügt er im Geiste hinzu.

Und dieser Gedanke kommt ihm nicht zum ersten Male . . .

Der Filtrant Bacik kam eines Montags nicht zur Nachtschicht, er war erkrankt, hieß es. Zu Vinzi kam der Adjunct hinauf und fragte: „Knirps, triffst Du's bei der Filtration?“

Vinzi fuhr sich mit beiden Händen in das Gesicht, dann schnellte er empor und stand aufrecht wie eine Gerte auf dem Treppchen.

„Ich treffe es, bitte.“

„Also komm!“

Vinzi schlich dem Adjuncten nach, die Treppe hinab und stellte sich dann neben ihm vor die Filtration.

„Wo fließt denn das Absüßwasser?“ fragte der Adjunct.

„Hier und hier,“ sagte Vinzi und deutete auf zwei glänzende, etwa eine Klafter von einander entfernte Hähne.

„Gut, und ist schon abgesüßt genug?“

Vinzi tauchte den Zeigefinger in die heiße Flüssigkeit und steckte dann den Finger in den Mund.

„Erst in einer Viertelstunde etwa wird es genug sein.“

„Und was thust Du dann?“

„Ich lasse das Absüßwasser in das Kalklocal und sage, sie sollen den Filter öffnen.“

„Welcher kommt dann abzusüßen?“

„Der vierte leichte.“

„Gut, zeige mir jetzt die Ventile.“

Vinzi stellte sich auf die Zehen, streckte sich empor, aber er langte nicht.

„Siehst Du, Knirps, daß Du zum Filtranten nicht reichst.“

Vinzi's Arme sanken. Er stand da, beschämt, und blickte schmerzlich bewegt auf die Ventile, die ihm zu hoch waren. Er hätte am liebsten geweint.

Da leuchteten auch schon Vinzi's Augen auf; wie ein Wiesel sprang er die Treppe hinab, und in Kurzem kehrte er zurück mit einem Schemel; er stellte ihn vor die Filter und zeigte siegesfroh die Ventile, sie mit den Fingern berührend. Seine Augen strahlten vor Stolz und Freude.

Der Adjunct willigte ein, daß Vinzi bei der Filtration bleibe, bis Vacík hergestellt wäre, und weiß Gott, daß Vinzi, obwohl er nicht von bösem Herzen war, sich dachte, es wäre für ihn kein Unglück, wenn Vacík nicht gesund würde.

Früh ging er, mit dem Gefühle von Stolz und Selbstbewußtsein im Busen nach Hause und betete im Geiste, daß sein Glück nicht bald ein Ende nehme. Es schien, daß der Himmel seinen Wunsch erfülle; Vacík kam auch am folgenden Abend nicht, und Vinzi nahm seine Stelle wieder ein. Am vierten Tage kam ein Nachbar Vacík's in die Fabrik mit der Nachricht, daß der Filtrant heuer schwerlich mehr in die Fabrik kommen werde, weil ihm dies der Doctor eindringlich rathe. Das lief dann durch die ganze Fabrik, und so erfuhr es auch Vinzi, der im Geiste aufjubelte und zu singen und zu springen angefangen hätte, hätte er sich nicht rechtzeitig besonnen, daß das seiner Filtrantenwürde schaden möchte. Endlich war sein innigster Wunsch erfüllt. Er war avancirt, er ist etwas mehr als die andern, er ist Filtrant mit achtzig Kreuzern Taglohn, sie dürfen ihn nicht mehr „Knirps“ heißen, er verdient ja mehr als sie. Wie viel braucht er denn? Er wird wöchentlich etwas ersparen, wird sich einen neuen Anzug kaufen und nicht mehr immerfort barfuß gehen; den Mädchen wird es keine Schande mehr

sein, in seiner Gesellschaft zu gehen, hat doch nicht leicht ein Arbeiter einen solchen Lohn wie der Filtrant.

Jetzt ist er soviel wie der Diffundant, wie der Saturant, ja mehr; vom Filtranten zum Kocher ist nur ein Schritt. Und kochen wird Vinzi bald lernen, in den Nachtschichten wird er zeitweise einen Sprung zum Vacuum machen, und durch das Glasfensterchen das Sieden des Saftes im eisernen Koloß beobachten.

Vinzi wird die Hitze nicht beachten, die am Vacuum den Kopf betäubt und glühend auf die Brust fällt; das ist er schon gewohnt und wird es noch gewohnter werden, bis er nur erst eine Woche vor dem ungeheuern Kessel mit den grüngestrichenen gußeisernen Füßen stehen wird, an dem jedes Ventil glänzt wie Gold, in dem es braust, als wenn es von ferne donnerte, und unter dem die Erde dröhnt, als ritten Husaren im Trabe darauf. Und vor dem eisernen Koloß wird Vinzi stehen als sein Beherrscher, sein Commandant, und wird zu ihm aufblicken wie zu einem Spiel seiner Hände. Und wie erst, wenn er den Saft herausströmen lassen wird! Wie wird sich Vinzi's Brust heben, bis die Füller mit Bewunderung zu ihm aufblicken werden, und was wird erst Nanni sagen? Schüchtern wird sie herbeischleichen und wird es gar nicht wagen, zum Herrn Kocher aufzublicken. Aber er wird sie an der Hand fassen und wird sagen: „Sieh, was ich da gekocht habe, nimm einmal, koste," und wird ihr auf einem Gläschen eine Probe reichen. Sie wird ihren Finger darnach ausstrecken und ihn langsam in den lächelnden Mund stecken. „Es ist gut, Herr Kocher," wird sie sagen und mit der Zunge schnalzen. „Nenne mich nicht, Herr Kocher, Nanni," wird er ihr dann zureden, „sage wie früher Vinzi, oder wenn Du willst Vinzel, Vinzerl!"

„Knirps," dröhnte es da neben Vinzi wie zum Hohne, daß es ihm durch alle Glieder fuhr.

„Knirps," tönte es zum zweiten Male noch stärker. „Ermuntere Dich doch und halte nicht Maulaffen feil," grollte es dicht vor ihm, und Jemandes Hand griff ihm auf die Schulter. Er erbebte, als er die Augen erhob. Der Adjunct stand vor ihm mit dem Arbeiter Mrákota. Eine schreckliche Ahnung fuhr dem armen Jungen durch den Kopf und verscheuchte daraus augenblicklich den goldenen Traum. Noch ein Augenblick, und die Ahnung wurde zur Thatsache und fiel auf ihn wie ein Donnerschlag.

„Du wirst wieder zu den Pfannen gehen,“ tönte es unheilverkündend aus dem Munde des Beamten, „und bei der Filtration bleibt Mrákota.“

Der Knabe erhob entsetzt den Blick und begann von Neuem zu zittern, die Füße knickten ein, die Hände falteten sich unwillkürlich und erhoben sich zu dem Beamten. Die Lippen blieben stumm. Dann öffneten sie sich plötzlich, gaben einen Schrei von sich, und Vinzi's kleine Gestalt sank zu Boden.

Der Arbeiter, der mit dem Adjuncten eingetreten war, ein großer, vierschrötiger Mann, sprang herbei, hob den Knaben in die Höhe, schüttelte ihn in der Luft und stellte ihn auf die Füße. Vinzi's Körper bog sich zwar wieder vorwärts, aber dann that er einen Ruck und blieb stehen. Aus seiner Brust drang ein lauter Seufzer. Dann öffneten sich die Augen, blickten starr auf den Adjuncten und schlossen sich wieder. Eine Thräne floß unter den Augenlidern hervor, gleich darauf eine zweite, dritte, der Mund zuckte, und ein Schluchzen drängte sich aus seinen Lippen.

„Warum weinst Du? Du hast doch nicht gedacht, daß Du hier bleiben wirst? Du reichst ja nicht einmal an's Ventil, und die Arbeiter bei den Filtern lachen Dich aus. Glaubst Du denn, sie würden einem solchen Knirps gehorchen? Geh nur wieder hinauf zu Deinen Pfannen. Bis Du groß bist, kommst Du vielleicht zur Filtration, aber solange Du so verkümmert bist, sei froh, daß Du überhaupt in der Fabrik bist. Geh, geh, daß ich Dich hier nicht mehr sehe.“

Der Knabe aber stand und bebte noch im Weinen.

„So fahr ab, wenn's der Herr befiehlt,“ rief jetzt der Vierschrötige und stieß in den Knaben, bis er wankte.

„Laßt ihn, Mrákota, er geht ja,“ wandte sich der Adjunct an den Arbeiter, und dann sprach er mit sanfter Stimme beschwichtigend zum Knaben: „Geh, Vinzi, geh und weine nicht mehr, für die vier Nächte an der Filtration schreibe ich Dir einen Tag mehr an. Bist Du zufrieden?“

Vinzi nickte nur mit dem Kopfe und schlich wie leblos zur Treppe. Mrákota warf ihm Mütze und Jacke nach.

„Nimm Dir Deine Lumpen, Knirps, daß sie mir nicht im Wege liegen.“

Der Knabe nahm seine Sachen auf den Arm und ging langsam die Treppe hinauf. Bei den Pfannen setzte er sich auf das Treppchen, wischte die Thränen ab und stützte den Kopf in die Hand.

Er ist also wieder der Knirps, wieder solch ein elender, unbedeutender Bub. Bis er groß wird, kann er vielleicht zur Filtration kommen. Aber wird er denn groß werden? Er fühlt es selbst, daß er so klein und schwach bleiben wird. Erdrücken doch jede Entwicklung gleich im Keim die schrecklichen Gedanken, wie unglücklich, wie schwach er ist. Nie wird er wachsen, nie zur Filtration kommen, er wird hier oben bei den Pfannen sterben, bei denen er schon den vierten Winter vegetirt, wenn er nicht im Sommer, im schwarzen, engen, kühlen Kessel klopfend, in seinen Lumpen den Geist aufgeben wird.

Wär's nur lieber früher, als später. Wär's nur diese selbe Nacht, gleich jetzt, . . . ja . . jetzt!

Vinzi erhob sich und beugte sich über die glänzende Oberfläche des Saftes in der Pfanne. Auf seiner Wange fühlte er die Wärme des Dampfes und seine Lippen athmeten seine Hitze ein. Dann sah sich der Knabe langsam und vorsichtig um.

Sein Auge haftete an den Wasserreservoirs, an denen Bächlein niedergeschlagenen Dampfes herabflossen und in Tropfen auf die Erde fielen. Über und unter den Reservoirs war es finster, nur bei den Pfannen glänzte matt eine Petroleumflamme durch den verstaubten Cylinder. Im ganzen unfreundlichen Raume hörte man nichts als das Brausen des Wassers, das in die Reservoirs floß, und außer den Wölkchen von Dampf, die aus den Pfannen stiegen, bewegte sich nichts.

In dieser traurigen Umgebung keimte in dem Knaben der Gedanke an den Tod. Vinzi fiel es ein, daß er sterben könne, wenn er wolle. Er ist ja hier allein und Niemand sieht ihn. Wie nur? In dem siedenden Saft wäre der Tod schrecklich. Wenn er in's Reservoir spränge, würde das Wasser plätschern, Mrákota würde es bei der Filtration hören und ihn herausziehen. Wie, wenn er sich aufhängte?

Aber womit?

Mit seinem Riemen.

Er schnallte ihn ab und ging an's Fenster, zog das Ende des Riemens durch die Schnalle und band ihn dann an den Riegel des Fensterrahmens. Dann am ganzen Körper zitternd, als hätte er ein Verbrechen begangen, lief er auf den Fußspitzen zum Treppchen zurück, setzte sich nieder und nachdem er sich vorsichtig umgesehen, blickte er zum Fenster. Der Riemen schaukelte sich noch eine Weile, dann hing er still, so daß ihn das Auge kaum von dem schwarzen Rahmen unterschied.

Vinzi fühlte eine große Befriedigung über seine That. In seinem Schmerze erleichterte ihn das Bewußtsein, daß es nur an ihm liege, ob er länger diese stete Erniedrigung, Verspottung und Verdrängung ertragen wolle; dann dachte er daran, wie sich alle wundern würden, wenn sie erfahren, was der Knirps gethan, was er fähig gewesen zu thun. Das thun keine Knäblein, wofür sie ihn halten, das thun nur Erwachsene, und er wird ihnen wenigstens durch den Tod beweisen, daß er erwachsen ist. Und im Sommer wird er nicht mehr in den Kessel gehen, er wird zwar auch im Dunkeln liegen, im Kühlen, und in einem schmalen Raume, aber er wird nichts davon wissen. Vinzi legte sich auf den Boden der Tribüne, streckte sich aus, legte die Hände auf die Brust, schloß die Augen und hielt den Athem an. So wird er im Sarge liegen. Und über ihm wird die Welt brausen, so wie jetzt das Wasser in den Reservoirs, aber ihm wird kühl sein, während er jetzt auf der den Pfannen zugewandten Seite glühende Hitze fühlt. Ihm wird wohl sein, so wohl.

Zwei Hände faßten Vinzi an den Füßen, zogen ihn das Treppchen hinunter, hoben ihn dann auf, und Vinzi fühlte an Wangen und Kopf heftige Schläge, bis es ihm in den Ohren sauste.

„Also Du schläfst hier, Knirps! Hab' ich Dich ertappt; warte!" Und wieder fielen die Schläge, und an seine Ohren drang schreckliches Schelten. Vinzi's Augen erblickten mit Entsetzen vor sich den erbitterten neuen Filtranten Mrákota und sein Körper fühlte seine Fäuste. Dann fühlte Vinzi sich rückwärts geworfen und hörte die Drohung des fortgehenden Arbeiters: „Erwische ich Dich, Knirps, noch einmal, so kriechst Du mir nicht gesund weg. Achtest nicht einmal auf die Pfannen und willst zur Filtration. Ich werde Dir das Gelüste aus dem Kopfe heraustreiben, Racker!"

Vinzi blickte dem Weggehenden nach, dann legte er sich auf die Erde und blickte durch eine Öffnung im Boden, ob Mrákota wieder an den Rinnen auf und abgehe. Plötzlich erhob er sich, schlich auf den Fußspitzen zum Fenster, erweiterte die Schlinge, steckte den Hals hinein und warf sich auf die Seite. Die Schlinge zog sich zusammen, der Kopf schlug an den Rahmen an, die Füße glitten herab und der Körper wäre umgefallen, wenn nicht die lederne Spange den Hals fest umschlossen hätte. Die Augen blieben offen und dem Glase zugewandt. Sie blickten empor zu den Sternen, und heute zum ersten Male blickten

sie unverwandt zu ihnen auf wie mit einem Vorwurf, daß dies unglückliche Geschöpf sein Leblang unfähig geblieben sei, ihr ruhiges Licht, das auch den größten Schmerz mildert, in seiner jungen Seele zu erfassen.

II.

Auf der Treppe wurden nach einer Weile Tritte hörbar. Sie näherten sich langsam und vorsichtig. Dann zeigte sich der Kopf eines Mannes, der spähend umherblickte. Es war Mrákota, der Vinzi wieder überraschen wollte und absichtlich eine so kurze Zwischenzeit wählte, um ihn unvorbereitet anzutreffen. Bei den Pfannen sah er ihn nicht und verzog den Mund zu einem schadenfrohen Lächeln. Er blickte zu den Reservoirs, aber wieder ohne Erfolg und trat mit dröhnendem Schritt hinauf, damit der erschrockene Knabe durch ein Geräusch sich verrathe. Nichts regte sich. Der Racker schläft offenbar fest.

„Knirps!“ rief jetzt der Mann laut. — Niemand antwortete. — „Ich finde Dich schon, und dann wehe Dir!“ brüllte jetzt Mrákota und ging geradewegs zu den Reservoirs in der Meinung, daß der Knabe sich aus Furcht dort versteckt habe. Als er auch dort vergebens geforscht, fluchte er und wandte sich zum Fenster. Schon erblickte er ihn auch im Dunkeln, sprang augenblicklich an ihn heran, und seine Faust fiel auf den Körper des Knaben. Der Riemen bewegte sich, der Körper schwankte, aber der Aufschrei Mrákota's übertönte jedes andere Geräusch. Die Haare standen ihm zu Berge, die Augen traten aus ihren Höhlen, und der Mund blieb nach dem Aufschrei offen stehen. Im Augenblicke jedoch wich das Entsetzen der Ueberlegung, und Mrákota's zitternde Hände banden den Riemen vom Riegel. Dann beugten sich seine Füße, und die Hände legten den noch warmen Kopf des Knaben mit den weitoffenen Augen auf den Schoß und lösten den Riemen, der sich in den Hals eingeschnitten hatte. Als Mrákota den rothen und bläulichen Streifen sah, erbebte er vom Neuen; nichtsdestoweniger begann er Wiederbelebungsversuche zu machen. Er rieb ihm die Schläfen mit Wasser, hauchte ihm in den halboffenen Mund, aber ohne Erfolg. Angst ergriff ihn, und ohne mehr darauf zu achten, daß die That des Knaben, die er mit Recht als Folge seiner Handlungsweise ansah, den andern geheim bleibe, trug er den unbeweglichen aber noch warmen Körper in das Laboratorium. Die Arbeiter liefen zusammen, überschütteten Mrákota mit Fragen, aber er ging, ohne zu antworten, an

ihnen vorbei, bis er im Laboratorium dem Adjuncten gestand, was geschehen sei. Die Wiederbelebungsversuche wurden jetzt wiederholt und diesmal mit Erfolg.

Vinzi's eingesunkene Brust begann sich zu heben, und in einer Viertelstunde gewann der Knabe das Bewußtsein wieder.

„Warum hast Du das gethan?" fragte man ihn. Er antwortete nicht. Seine Augen blickten zornig umher, nach einer Weile schlossen sie sich und der Kopf sank schwer in die Hand. Gleich darauf drang ein langer Seufzer aus seinem Munde, einem Stöhnen ähnlich. Der Kopf hob sich, und jetzt erst zeigten sich auf den bleichen Wangen Spuren von Schlägen.

Mrákota wurde augenblicklich entlassen, denn Vinzi stieß plötzlich, den Arbeiter zornig anblickend, einen ganzen Strom von Anklagen heraus, ja er dichtete noch eine ganze Reihe von Dingen hinzu, um die Schuld Mrákota's zu vergrößern, und wenn sich Mrákota vertheidigen wollte, schimpfte ihn Vinzi, der sich in Sicherheit fühlte, und rief unausgesetzt: „Ihr lügt, lügt, Ihr habt mich mit dem Stocke geschlagen, das Messer auf mich gezogen, mich gewürgt! Ich zeige es selber bei Gericht an."

„Das ist der Dank dafür, daß ich Dich gerettet habe, Knirps?" stieß der Arbeiter zornig hervor.

„Eben d'rum zeige ich alles an, und aus der Fabrik müßt Ihr, eingesperrt werdet Ihr, da bin ich froh, da bin ich froh."

Aber auch an Vinzi kam die Reihe; er wurde in Begleitung des Nachtwächters nach Hause geschickt mit der Botschaft, daß man in der Fabrik für keinerlei Unglück verantwortlich sein wolle. Gleich in der Nacht wurde er noch weggeschickt und dem Nachtwächter aufgetragen, daß er auf ihn wohl Acht gebe. Auf dem Wege zur Thüre der Fabrik hielten Vinzi die Arbeiter, Erwachsene und Kinder, auf, fragten ihn aus, schrieen ihm nach, griffen ihm an den Hals, aber Vinzi wies ihnen die Zunge, schimpfte, kurz er benahm sich so, dass er der Rache nicht entgangen wäre, wenn der mit ihm gehende Nachtwächter die Arbeiter nicht ermahnt hätte.

„Der Strick entgeht Dir ja doch nicht, Knirps!" rief höhnisch einer von ihnen.

„Sie hätten Dich sollen hängen lassen!" schrie ein anderer, wofür ihm Vinzi sogleich mit aller Kraft auf den Fuß trat.

„Galgenstrick! Galgenstrick!“ schrie ihm ein halbwüchsiger Junge nach.

Endlich verließen sie die Fabrik. Der Nachtwächter führte den Knaben an der Hand, und so schritten sie miteinander rasch auf der Straße hin.

Es fror, der Mond und die Sterne leuchteten. Es war hell.

„Ihr drückt mir die Hand, lauft nicht so!“ rief Vinzi anfangs jeden Augenblick. Dann verstummte er plötzlich.

Sie gingen an einem jungen Eichenwald vorbei. Plötzlich beugte sich Vinzi nieder, biß den Nachtwächter in die Hand, daß er aufschrie und den Knaben los ließ, der unter den Bäumen verschwand. Der Nachtwächter eilte nach vergeblichem Bemühen zu Vinzi's Vormund. In einer kleinen Weile verhallten die Schritte des Weggehenden.

Das dürre Laub auf der entgegengesetzten Seite rauschelte. Die jungen Zweige am Fuße einer größeren Eiche prasselten und aus dem Gebüsch tauchte die kleine Gestalt Vinzi's auf. Sie schmiegte sich dicht an den Stamm der Eiche, bis die wunden Wangen die Rauhigkeit der Rinde spürten. Der Knabe blickte eine Weile in der Richtung, in der ihm der Nachtwächter verschwunden war. Im Walde war es still. Im Mondenlicht zeichneten sich scharf die kahlen Zweige der Bäume ab, an welchen nur spärliche braune Blätter zitterten, mit der Sehnsucht herabzufallen zu ihren Genossen, die still auf der Erde ausruhten und mit Reif bedeckt glänzten wie ausgestreute Silberstückchen.

Als er nichts mehr hörte, knüpfte Vinzi den Riemen ab.

Gerade gegenüber ragt etwa sechs Fuß vom Boden ein Ast; er ist wie von Silber. Er fesselte Vinzi's Aufmerksamkeit in dem Grade, daß er sich entschloß, näher an ihn heranzutreten.

Das Laub raschelt unter seinen Füßen so traurig in die nächtliche Stille, daß ihm der Athem stockt. Furchtsam blieb Vinzi stehen.

Stille.

Nur das glänzende Laub richtet sich wieder auf und bewegt sich, als ob darunter etwas athmete. Vinzi blickte gespannt darauf. Dann, als ob er sich ermannte, glitt er mit der erstarrten Hand über die Wange, that einen Schritt und stand unter dem Aste. Er war passend. Der Knabe athmete auf, dann blickte er zur Seite und stockte wieder.

Dort ragt etwas Weißes hoch empor, ja es strahlt Licht daraus. Das ist eine Birke, die sich in den Eichenwald verirrt hat. Vinzi faßt

Furcht, und er flieht, flieht weiter in den Wald, stolpert, steht wieder auf, schlägt sich die Stirne an Baumstämmen, an Aesten an, aber er eilt weiter. Da schreit er gräßlich auf. Ihm gegenüber steht ein Mann, ein starker, mit weißem Antlitz, schwarzem Gewande.

Vinzi schwankt, fällt mit dem Gesicht auf die Erde und wartet mit Bangen, bis ihn der Mann fassen und schlagen wird wie Mrákota.

Er wartet eine Weile, nichts regt sich. Das Laub kühlt des Knaben Wange und Stirne und scheint seine Angst zu lindern. Nach einer Weile hebt sich der Kopf langsam, sehr langsam. Die Augen sind weit geöffnet; komme was da will, er wird den Mann ansehen. Er blickt hin. Er sieht einen schräg abgehauenen Baumstumpf. Der ovale Schnitt hat Größe und Umrisse eines Kopfes. Vinzi richtet sich auf und geht zu ihm. Er betastet ihn, anfangs leicht, dann keck. Dann geht er um ihn herum und klopft ihn mit der Hand. Auf der dem Schnitte entgegengesetzten Seite zeigte sich ein Aststumpf. Er faßte ihn mit der Hand und erprobte, ob er nicht abbreche. Der Stumpf rührte sich nicht. Vinzi sah ihn an, nahm dann den Riemen, zog das Ende durch die Schnalle und befestigte ihn am Stumpf. Schon ist er befestigt, da prasselt was in der Höhe. Vinzi blickte entsetzt hinauf, in's Auge schien ihm der volle Mond. Vinzi schien es, als sähe er ihm zu, er sah seine Augen, seinen Mund deutlich, ganz deutlich. Jetzt lacht er. — Er lacht ihn aus, seine kleine Gestalt, und gewiß sagt er: „Knirps, Knirps;“ nur kann man es so weit nicht hören.

Vinzi senkte den Blick und trat dichter an dem Baumstumpf. Er löste den Knoten und blickte ihn an. Dann blickte er zur Erde; er sah den Schatten der Schlinge und seiner ausgestreckten Hände. Es ließ ihn nicht, er blickte hinauf.

Wieder sieht er diesen Mond, dieses lächelnde bleiche Antlitz und wieder ist es ihm, als töne es aus der Höhe: „Knirps, Knirps, Knirps.“

Hier kann er sich nicht aufhängen, hier sieht ihn der Mond an und würde ihm, wenn er hinge, gerade in's Gesicht sehen. Nein, hier nicht. Vinzi bindet den Riemen ab und flieht vor dem Monde.

Manchmal schien es ihm, daß die Bäume gegen ihn losrennen, daß einer davon ihn umwerfen müsse, und da sprang der Knabe entsetzt bei Seite und stieß an einen andern, der an ihm vorbei lief. Und nirgends war ein Ausweg aus diesem verzauberten Wald, nirgends ein Versteck

vor dem magischen Licht, in dessen Glanz alles sich bewegte, in die Länge und Breite wuchs, wogte, aufstieg und versank.

Wenn es nur eine Weile dunkel werden wollte, so würde er sich aufhängen, aber in diesem Scheine blicken hunderte von Wesen auf ihn, denen er vergebens zu entkommen suchen muß.

Ja in der Fabrik, in dem geschlossenen Raum, wo er allein war, war es leicht, aber hier ist er nicht allein, hier sind die Bäume mit ihm zusammen, die Blätter, der Mond, die Sterne, die Wesen, die Gespenster, der Windhauch; alles das sieht ihn, alles das greift ihn an, alles das spricht zu ihm, hält ihn auf, jagt ihn, tanzt um ihn herum, stößt in ihn, streichelt seine Wangen, zaust seine Haare, athmet mit ihm, lacht über ihn, droht ihm, winkt ihm. — — —

Fort, fort von hier, fort! Hier wird er nicht sterben, sondern verrückt werden. Hier ist er den Drohungen, dem Spott, der Verfolgung gegenüber stumm, wehrlos, hier wagt er keine Grimasse, kein Hohnwort wie den Menschen gegenüber, hier angesichts des belebten Waldes und dem glänzenden Himmel fühlt er bloß Furcht, groß, entsetzlich wachsend.

Er flieht weiter in wahnsinniger Eile. Sieh, dort gehen wieder zwei Gestalten ihm entgegen, bärtig, groß, stark. Jetzt haben sie ihn erblickt, laufen ihm nach, rufen: „Halt, halt!" Drohen ihm, jagen ihn; er hört ihre Schritte dicht hinter sich, schon greifen sie nach ihm, fassen ihn schon. Mit einem gräßlichen Aufschrei sinkt Vinzi bewußtlos zur Erde. Der Vormund und der Nachtwächter heben ihn auf und tragen ihn nach Hause.

III.

Vinzi erkrankte am hitzigen Fieber. Anfangs warf er sich in fürchterlichen Träumen umher. Er sprang vom Bette und wollte hinauslaufen. Es war ein Kreuz mit ihm. Man pflegte seiner, aber wie? Lieblos, unfreundlich; oft trafen sein Ohr Worte unverhehlter Ungeduld und Aergers, Schelte, Schimpfnamen. Aber in der Glut seines Hirns zerschmolz alles, ohne eine Spur in der Seele zurückzulassen. Später wurde er still, aber nicht gesund. Es schien, er sei in der Krankheit stumm geworden. Als er endlich aufstand, vielmehr in rauher Art aufgefordert wurde, nicht länger müßig dazuliegen, es sei Zeit, daß er sich selber nähre, Niemand werde ihn füttern, da ließ er sich ohne Widerstand in die Fabrik führen, obwohl er sich kaum auf

den Beinen hielt. Nach langen Bitten nahm man ihn aus Mitleid doch wieder auf, stellte ihn aber nicht wieder zu den Pfannen, sondern vor das Rübenlocal, damit er den andern Arbeitern stets vor Augen sei. Man setzte ihn zu zwei kleinen Mädchen vor einem Haufen Erde, aus dem er Rübenwurzeln herausklauben und in Körben auf's neue zur Waschmaschine tragen sollte. Der siebzehnjährige Vinzi kam da in eine Kategorie mit zwei vierzehnjährigen Kindern und bekam wie sie fünfunddreißig Kreuzer täglich Lohn. Die beiden Mädchen scheuten sich vor ihm, war er doch „der Galgenstrick", schrie ihm dies doch jeder nach, deutete jeder mit Fingern auf ihn. Berührte er bei der Arbeit die rothen beschmutzten Hände eines von ihnen, so setzte es sich immer noch um ein Stückchen weiter und wischte die Finger an der Schürze ab. Mit ihm sprachen die Mädchen nicht, und wenn sie einander etwas zu sagen hatten, thaten sie es im Flüsterton, eines dem andern in's Ohr. Vinzi schien dies jedoch nicht zu bemerken. Er saß still auf der Erde, gedankenlos seine Arbeit verrichtend; er blickte gewöhnlich irgend wohin in's Unbestimmte, oder er sah starr hin, wie die Räder im Rübenlocal sich drehen, wie die Riemen sich bewegen, der obere immer hinunter, der untere hinauf.

Da glitten auf einen Augenblick die vierschrötigen Gestalten der Rübenablader vorüber, dort wieder wandten leere Wagen träge um, und man vernahm das Peitschenknallen der Ochsen- und Pferdelenker. Das einförmige Gerassel der Waschmaschine und das Klappern des Paternoster vereinigte die verschiedenen Schreie, welche die Pferde zum Anziehen, die Arbeiterinnen zur Arbeit antrieben, das Fluchen über säumige oder unbotmäßige Kutscher, den oft unterbrochenen Gesang der Mädchen, das Kollern der Rübe über die schiefe Ebene zum Elevator und den Lärm der eben umgestürzten Wagen.

Dies alles, anfangs in seiner Einzelheit unterscheidbar, verschwamm bei längerer Einwirkung in ein einförmiges Geräusch, betäubte, verwirrte einen. Besonders wirkte es auf Vinzi, der an Stille und Einsamkeit gewöhnt war. Oft schien es ihm, als sei sein Sinn von diesem Gewirr entführt, sei aus dem Körper entflogen und wiege sich auf den Wellen dieses Getöses; ein andermal war es ihm, als hätte der Lärm seine Seele in der Brust in irgend einen Winkel hin verdrängt, wo jene Seele sich duckte, zusammenzog und verdrängte, daß sie der Körper kaum fühlte; in solchen Augenblicken sanken Vinzi's

Hände hin, der Kopf beugte sich vorwärts, der Mund öffnete sich und die Augen bekamen einen Ausdruck von Stumpfheit. Erst wenn ein Knabe vorüberging und ihm zurief „Galgenstrick“ oder „Knirps“, oder „Herr Filtrant von den Wurzeln“, da hob Vinzi den Kopf, preßte die Lippen aufeinander, und ohne eine Antwort begann er zu arbeiten. Er schimpfte, fluchte nicht mehr, er reagirte auch auf eine noch so emfindliche Anspielung und Schmähung nicht. Aber nicht etwa darum, weil ihn seine Rachsucht verlassen hätte, oder sein Inneres gegen jede Verletzung abgestumpft und sein Haß gestillt gewesen wäre; seine Rachsucht, sein Haß waren jetzt größer als zuvor, seine Seele gegen jeden Blick, jedes Lächeln krankhaft empfindlich. Vinzi rächte sich, vergalt, nur nicht offen, dafür desto grimmiger insgeheim. Von Zeit zu Zeit lief er von dem Erdhaufen fort, und als wollte er sich in der Fabrik erwärmen, war er mit einem Sprunge darinnen. Sein Auge spähte fieberhaft nach allen Stationen; da hat es erspäht, daß der Saturant auf dem Treppchen sitzt und sein Gehilfe zum Kalklocal geht; im Auge des Knaben blitzte es freudig auf und Vinzi lief wie ein Wiesel zu den Saftreservoirs, von dort schlüpfte er hinter die Saturation und drehte das halbgeöffnete Dampfventil vollends auf; ehe es Jemand ahnte, war er schon unten bei dem Erdhaufen.

Es dauerte nicht lange, und das Wettern des Adjuncten drang aus dem Sudsaal bis vor das Rübenlocal. Der siedende, mit Kalk gemischte Saft war aus dem Kessel gespritzt, hatte sich über den Fußboden ergossen und floß von der Tribüne herab zu den Schlammpressen. Der Saturant und sein Gehilfe wurden gestraft, aber Vinzi's Hände zitterten vor freudiger Erregung.

Warum schrieen ihm der Saturant und sein Gehilfe immer nach, warum spotteten sie seiner? Vinzi zahlte nur die Kränkung heim.

Ein andermal fand Vinzi eine hohle Rübe und stieß einen Stein so tief hinein, daß er nicht zu sehen war, dann legte er die Rübe in eine Tasche des Paternoster. Die Mädchen bemerkten nichts, bis es in der Schneidemaschine zu knirschen begann, bis die Schlosser zu schelten anhuben und der Beamte eine Strafe von fünfzig Kreuzern dictirte. Der Stein war zermahlen, die Messer verdorben, schwer war's zu beweisen, daß er in die Rübe hineingestoßen war.

Warum auch weichen die Mädchen Vinzi auf zehn Schritte aus, warum deuteten sie mit Fingern auf ihn? — —

Es gab keine Station, auf der Vinzi nicht ungesehen etwas angestellt hätte, wie gleichfalls keine Station war, auf der nicht Jemand gearbeitet hätte, der Vinzi verspottete und reizte. Daß Vinzi auf diese Art auch den Beamten Unannehmlichkeiten verursachte, versteht sich von selbst; ihm war das aber willkommen.

Warum hatten sie ihn nicht bei der Filtration gelassen? Warum stellte man ihn hieher zu den Rübenwurzeln, zu den schmutzigen Mädchen? Er rächt sich dafür und wird sich auch ferner rächen.

Vinzi war jetzt bereits bösartig; aus der Berechnung und Umsicht, mit der er seine Racheacte verübte, ließ sich schließen, daß er gefährlich werden würde. Er war auf dem besten Wege zum Verbrechen. Geschah es doch schon jetzt, wenn er zum Beispiel das Ventil von der Saturation aufdrehte und der siedende Saft überlief, immer, daß er Jemandem in's Gesicht oder auf die Brust spritzte und ihn verbrühte. Den Mädchen, die ihn mit Lappen und Löffeln aufsammeln mußten, zerfraß er die bloßen Füße und Hände, weil er voll Kalk war. Doch in Vinzi wurde kein Mitleid laut, kein Vorwurf.

Es war wunderbar, daß bei der Aufmerksamkeit, die in der Zuckerfabrik zu R. herrschte, nie Jemand Vinzi auf frischer That ertappte. Man sah ihn zwar durch die Fabrik schlüpfen, aber hinter seiner Schweigsamkeit ahnte Niemand seine Bosheit, und weil er so unbedeutend war, ahnte Niemand bei ihm so viel Erfindungsgabe, Vorsicht und Durchtriebenheit. Vinzi war um so gefährlicher, als seine Bosheit durch seine Jugend und seinen Scharfsinn unterstützt wurde. Es schien schon fast ganz unmöglich zu sein, daß ein Strahl in seine Seele dringe und das Dunkel daraus vertreibe. Und doch kam der Strahl und zerriß die Finsterniß.

IV.

Eines von den Mädchen, die mit Vinzi die Rübenwurzeln heraus klaubte, wurde krank, so daß es nicht zur Arbeit kam. Weil die Campagne zu Ende ging, nahm man kein anderes Mädchen auf, sondern es wurde Vinzi und der übrig gebliebenen Fanni Kostka kurzweg bedeutet, daß sie, wenn sie die Arbeit selber verrichteten, für drei Lohn bekämen. Sie willigten freudig ein; Vinzi hatte jetzt so viel Taglohn wie bei den Pfannen und arbeitete selber für zwei, weil seine Gehilfin ein schwaches, bleiches, vierzehnjähriges Mädchen war, dessen

Kräfte nicht für die vermehrte Arbeit genügten. Sie saßen also nur zwei nebeneinander, aber es schien, als säße Niemand dort. Fanni war schweigsam, in sich gekehrt, und mit Vinzi wäre auch eine gesprächige Gefährtin nicht zum Reden aufgelegt gewesen. Der Anblick dieser beiden arbeitenden Wesen, die fast noch Kinder waren, in ihrem armseligen Gewande voll Flicken, mit bleichen und ernsten Gesichtern, war interessant, aber auch traurig. Es waren zwei Kinder des Elends, mit kindlichen Körperchen, aber mit dem Antlitz von Männern und Weibern, die schon mit des Lebens Leiden gekämpft haben, welche von ihrem Antlitz das Lachen vertrieben, ihre Lippen fest zusammenpreßten, die Augen in ihre Höhlen drückten, in die Wangen weiße Blüthen säten und in die Stirne Furchen gruben.

Dem Knaben, der allen gegenüber Haß hegte, war von den Arbeitern und Arbeiterinnen der Fabrik vielleicht Fanni allein gleichgiltig. Sie reizte nie seinen Zorn durch eine Anspielung, und im Laufe der Zeit erkannte Vinzi, daß ihre Scheu vor ihm kein Ekel war, sondern eine Gewohnheit ihres Benehmens, die sie auch jedem andern gegenüber bewahrte. Als der Auszahlungstag kam und der Aufseher Fanni den Lohn für sie und für Vinzi, jedem zu gleichen Theilen einhändigte, gab Fanni dem Knaben mehr mit den Worten: „Nimm, Du hast mehr gearbeitet als ich.“

Es war fast das erste Mal, daß sie ihn ansprach.

„Laß Dir nur das Deine,“ antwortete Vinzi scharf, „ich brauch von Keinem nichts.“

„Wie Du willst,“ gab Fanni zur Antwort und band sich das Geld in einen Zipfel ihres Tuches.

Nach dieser Scene geschah es einmal, daß sich Fanni beim Brotschneiden tief in den Daumen schnitt, und als sie ihn verbunden, nur sehr langsam die Rüben aussuchen und in den Korb werfen konnte.

„Ungeschickte!“ zischte Vinzi nur und faßte die Arbeit mit fieberhafter Eile an. Sie sah weilchenweise auf seine Hände und in sein Gesicht, die Lippen vor Aerger fest geschlossen, und dann seufzte sie: „Ich hab mich doch nicht mit Fleiß geschnitten,“ und die Thränen traten ihr in die Augen. „Du kannst Dir heute den Lohn für mich nehmen“, setzte sie weinend hinzu.

„Mag ich ihn?“ replicirte der Knabe mit einer Grimasse.

„Wenn Du für mich arbeitest, so nimm auch das Geld.“

„Ich arbeite, daß man nicht wieder einen Dritten hergebe, und nicht für Dich.“

Sie schwiegen still und sprachen dann wieder etwa eine Woche lang nicht miteinander, während welcher Zeit Fanni nur mit Überwindung einige Körbe Rüben anfüllte und zur Schneidemaschine trug. Vinzi war gezwungen, ohne Aufhören zu arbeiten. Er that es so mit geheimer Wuth und warf zornige Blicke auf Fanni, welche zuweilen mit Bangen auf sein Gesicht blickte. Sie hätte gerne einen Wunsch daraus herausgelesen, aber sie las immer nur Zorn und seufzte jedesmal. Als sie endlich endlich den Finger bewegen konnte, zwang sie sich zu beschleunigter Arbeit.

„Uebereile Dich nur nicht,“ fuhr sie Vinzi an, „glaubst Du, Du wirst einholen, was Du versäummt hast,“ setzte er hämisch hinzu.

Solche Worte thaten Fanni sehr weh, aber sie ließ es sich nicht merken, um die Reizbarkeit Vinzi's nicht noch mehr aufzuregen. Desto eifriger überlegte sie, wie sie sich ihm dankbar bezeigen könnte. Sie hielt seine Aufopferung für Barmherzigkeit, die er ihr erwies und seine Rauhigkeit für ein Ablehnen aller Dankesworte.

Der Knabe unternahm jetzt wieder öfter einen Streifzug in den Sudsaal, in dem in letzter Zeit seltener die zornigen Stimmen der Beamten erschallt waren, und es schien, daß die Campagne schon ohne Zanken schließen würde, man sollte nämlich in drei Tagen fertig werden.

Leise schlich Vinzi zwei Tage vor Schluß zu den Saturationskesseln. Unter den Arbeitern waltete eine eigenthümliche Stimmung; es war ein Gemisch von Befriedigung darüber, daß die Nachtarbeit ein Ende nehme und Beklommenheit, daß der Verdienst aufhöre oder sich verringere. Nur die Beamten gingen fröhlich um die Diffussionsbatterie herum.

Der Saturant Švela stand in Gedanken an den Kesseln, durch das schmutzige Fenster hinaus in die unfreundliche Februarwitterung blickend. Sein Gehilfe stand unten an den Monte-jus und wartete, bis der Saft aus ihnen hinaufgetrieben sei und man den saturirten Saft aus dem Kessel hineinlassen könnte. Vinzi näherte sich vorsichtig dem ersten Saturationskessel und drehte vorsichtig das Dampfventil auf. Indem wandte sich der Saturant so um, daß Vinzi, um nicht erblickt zu werden, hinter den Kessel springen mußte. Er duckte sich nieder und

athmete kaum. So verweilte er eine geraume Zeit, bis Švehla wieder den Kopf anderswohin wandte; vorsichtig stahl sich Vinzi zurück, da er hinter den Kesseln nicht durchschlüpfen konnte, um nicht erwischt zu werden.

Schon steht er vor dem Kessel; indem hob sich der überhitzte Saft und Vinzi fiel mit einem Aufschrei gegen das gußeiserne Geländer. Der Saft, aus dem Saturationskessel sich wälzend, ergießt sich über den Fußboden hinab. . . .

In dieser Verwirrung bemerkt den stöhnenden Vinzi Niemand, bis der Kocher ihn erblickt, zu ihm springt und ihn wegzieht. Der Hals des Knaben ist verbrüht; ebenso die Hände, welche instinctiv noch rechtzeitig das Gesicht bedeckt hatten. Der Saft ist jedoch hinter's Hemd geronnen und man zieht Vinzi schnell die Jacke und Weste aus und entblößt die Brust. Sie ist auch verbrüht wie der Nacken und theilweise die Schultern. Vinzi stöhnt vor Schmerz, während die Beamten in das Laboratorium eilen, um etwas Leinwand zu schaffen, die man, in Oel getaucht, auf die Brandwunden legen könnte. Vinzi befahlen sie hieher zu bringen und sogleich machen sie ihm selber die ersten Umschläge.

Natürlich stellte sich auch der Arzt bald ein, der die Wunden des Knaben untersuchte, verbot, ihn nach Hause zu fahren und befahl, man solle ihn irgendwo in der Fabrik betten, in einem Local mit normaler Temperatur.

Man legte ihn vor den Boden auf das Cementpflaster. Beständig hieß es, soll Jemand bei dem Knaben sein, um die Umschläge oft zu wechseln. Es ward die Frage aufgeworfen, wer der Pfleger sein werde. — „Am besten, irgend ein Weib, ein Mann taugt nicht dazu," rieth der Doctor. Aber wo gleich eine finden; hat doch jede zu Hause Pflichten.

In diesem Augenblick der Verlegenheit trat vor den Adjuncten Fanni Kostka mit thränenden Augen hin und erbot sich, bei Vinzi zu bleiben. Ihre Blicke hafteten mit Furcht auf den Lippen des Beamten. Er willigte ein, und Fanni zog sogleich ihre Flanelljacke und ihr rothes Tuch aus und begab sich in das Local, wo man Vinzi bereits hingetragen hatte. Sie zog die Schuhe aus und setzte sich zu ihm auf die Erde.

Der Knabe lag bewußtlos, Hals und Brustkorb mit Watte und Leinwand umhüllt. Er war auf Plachen gelegt worden, über die ein

reines Leintuch gebreitet wurde und war zugedeckt mit einer wollenen Decke, die der Adjunct hergeliehen hatte. Um ihn standen einige Arbeiter und Mädchen vom Boden. In aller Augen äußerte sich Mitgefühl und auf den Lippen zitterten die Worte: „Der Arme, das arme Kind, der Unglückliche!“

Wenn jetzt der kleine Knirps, der „Galgenstrick“ das hörte! Würde es ihn nicht in der Brust erwärmen? — Würde es ihn nicht erwärmen, wenn er sähe, wie die kleine Fanni, hockend wie ein Hund, bei ihm weilt, die Blicke unverwandt auf sein Antlitz gerichtet. Es äußert sich Angst und Schmerz darin, Ergebenheit und Wachsamkeit. Plötzlich erhob sich Fanni, blickte um sich, ergriff den Blechtopf, und wie sie war, barfuß und im kurzen Röckchen lief sie hinaus um Wasser. Vinzi wird ja ein Brennen fühlen und wird etwas Feuchtes in die zusammengepreßte Kehle wünschen. Sieh, jetzt hat er seine großen Augen halb aufgemacht, eine Weile zur dunkeln hölzernen Decke blickend, hebt er langsam die verbrühte Hand. Der Kopf will sich bewegen, aber der Schmerz wehrt jeden Versuch, nur die Augen wenden sich nach der Seite, wo Fanni saß, die aufmerksam jede seiner Bewegungen beobachtete. Jetzt kreuzten sich Vinzi's Blicke mit den ihren, seine Lippen verzogen sich zu einem Grinsen, die Rechte schob sich dem Halse zu und trachtete, mit den verbrühten, von Oel glänzenden Fingern den Verband herabzureißen.

„Das darfst Du nicht, Vinzi!“ rief das Mädchen ängstlich und faßte den Knaben an der Hand. Der schrie vor Schmerz auf, und Fanni wich erschrocken zurück. „Verzeih mir's, ich hab' mich vergessen! Nicht wahr, Du hast Schmerzen, Du Armer? Es wird aber schon vorübergehen, rühre Dich nur nicht,“ bettelte das Mädchen.

In Vinzi's Augen blitzte Zorn über seine Schwäche, die Zähne knirschten und die Finger faßten wieder den Verband.

Es thut weh, es schmerzt Dich, Vinzerl, nicht wahr? Aber Du mußt Geduld haben,“ sprach Fanni, und ihre Thränen netzten Vinzi's Wange. „Ich werde immer bei Dir sein, ich werde Dir Märchen erzählen, damit Du den Schmerz vergißt, reiß Dir nur den Verband nicht herab, liege nur still, und sieh auf mich!“

Der kleine Kopf des Mädchens neigt sich über den des Knaben und ihre Lippen begannen ihn zu küssen, auf den Mund, die Wange, die Stirne, die Augen. Und Vinzi konnte sich nicht regen, und wenn

er es gekonnt hätte, hätte er sich nicht bewegt, er hätte die Augen geschlossen und ein Lächeln auf der bleichen Wange wie in diesem Augenblicke.

Ihn hatte nie Jemand geküßt, Niemandes Thränen hatten seine Wangen benetzt, und darum betäubten, berauschten ihn die ersten Thränen, daß er seinen Schmerz vergaß, ja auch seinen Zorn, seine Bosheit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vinzi's Augen blieben noch geschlossen, als Fanni längst aufgehört hatte, ihn zu küssen, und nur mehr ihn unverwandt anblickte. Das Mädchen glaubte, Vinzi's schlafe, während es in seiner Brust stürmte und mehr schmerzte als die Wunden. Die Wolke, die sein Herz bedeckt hatte, war durch den ersten Blitz zerrissen, der Zornbaum, der in seiner Brust aufgewachsen und erstarkt war, auf dem Rache und Haß ihre Nester hatten, hatte den ersten gewaltigen Schlag in seinen Stamm erhalten.

Vom Hofe tönte ein Glöcklein. Die Mädchen und Männer vom Boden zogen eiligst Schuhe und Kleider an. Dann blieben sie bei Vinzi stehen; aber als sie sahen, daß er die Augen geschlossen hatte, dämpften sie ihren Schritt und senkten die Stimme, indem sie Worte des Mitleids und Trostes sprachen. Als sie fort waren, kamen beide Adjuncten und fragten Fanni, ob der Knabe nicht klage, dann befahlen sie, sie solle rücksichtsvoll und liebreich gegen ihn sein, und gingen fort.

Unter den Augenlidern Vinzi's drangen Thränen hervor, die ersten flossen langsam die Wangen hinab, und andere sammelten sich wieder an den Wimpern. Dann ward ein Schluchzen hörbar, und als Fanni sich über ihn beugte und ihn zu küssen begann, erwiderte er ihre Küsse mit glühenden Lippen — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie waren jetzt auf dem Boden allein. Vinzi lag da und sie erzählte ihm. Draußen war es Nacht, immer brannte eine einzige Lampe, welche die kahlen Wände beleuchtete; in die Worte der Erzählung mischte sich das regelmäßige Rauschen der Fabrik und einzelne Rufe. Aber Vinzi schien es gar nicht, als sei er in der Fabrik. Er war in einer ganz neuen Welt. Er sah nicht die schmierigen Wände, sondern das vergoldete Gemäuer verwunschener Schlösser, er sah nicht das Cementpflaster, sondern

üppigen Rasen; er sah nicht die geschwärzte Decke, sondern den gestirnten wunderschönen Himmel; er sah nicht die erzählende Fanni, sondern einen guten Engel, der bei ihm weilt und mit goldenen Flügeln auf seine Wunden Kühlung weht.

Die Nacht, in der sich seine Brandwunden entzündeten, als Glut sich über seine Brust verbreitete, war die schönste in seinem Leben. Wie traurig mußten die früheren gewesen sein?

Vinzi schien es die ganze Zeit seiner langen, schmerzlichen Krankheit, als sei er früher in ein elendes Geschöpf verwünscht gewesen, nun kam eine Prinzessin, nahm den bösen Zauber von ihm, und er verwandelte sich in einen König und nahm sie zur Frau. Diese Prinzessin war aber nur die kleine, schwächliche, aber hübsche Fanni, und sein Königreich war die Fabrik mit ihren Maschinen, ihren Kesseln und Pfannen, Röhren und Ventilen, ihren verstaubten hohen Fenstern und nachdunkelnden Wänden.

Auch an diesen Orten blüht das Glück, nur ist es selten. Auch an diesen Orten keimt das Gute; wenigstens in der Seele Vinzi keimte es hier auf. Oder meint ihr, daß es dort schon früher gewurzelt habe, aber abgestorben sei und daß es ein Engel neu belebt habe? Gibt's denn in der Fabrik Engel?

* * *

Geht jetzt in die Zuckerfabrik zu R., und zwar gleich zur Filtration und stellt an den Filtranten Veselý diese Frage. Seine Lippen werden lächeln und sagen: „Es gibt auch hier Engel! Wollt Ihr sie sehen?"

Er wird Euch ein Weib zeigen von schwacher, kleiner Gestalt, aber mit einem bewunderswürdig innigen Ausdruck im Antlitze, ein Arbeiterweib, das auf dem Boden arbeitet, und wird flüstern: „Das ist mein Engel." Wenn er es laut sagte, würden ihn die andern auslachen und ihn vielleicht „Serapherl" nennen, wie sie ihn „Knirps" nannten, als ich in der Zuckerfabrik von R. war.



Gedichte

von

Helene Migerka.

Volksweise.

Es traf ein Hauch
Den Haselstrauch
Von frühlingsfrohem Wehen.
Er sieht erwacht
Aus Winternacht
Den Weißdorn und die Schlehen.

Es streicht der West
Durch sein Geäst,
Will Frühlingsgrüße bringen;
Er fühlt sein Mark
So jugendstark,
Die vollen Knospen springen.

Der Lenz ist treu,
Er weckt auf's Neu
Die frischen, grünen Triebe. —
Denkst Du wohl auch
Beim Haselstrauch
An unsre alte Liebe?

Die Hasel blüht,
Doch längst verglüht
Ist jener Himmelsfunken.
Ach, nie erwacht
Aus Winternacht
Die Liebe, die versunken.

Ein Abend zuhause.

Theater heute sind gesperrt,
Der Circus ist nicht sehenswerth,
Das Wetter schlecht, Concerte aus,
Was thut man nur allein zuhaus?
  Er gähnt, sie gähnt.

Die Glocke klingt — vielleicht Besuch?
Ach nein; enttäuscht greift sie zum Buch,
Er schweigend sich in Wolken hüllt,
So wird ein Stündchen ausgefüllt.
  Sie gähnt, er gähnt.

Sie sitzt und seufzt: „Was fang' ich an?
Entsetzlich fad' ist der Roman."
Er selten nur ein Wörtchen spricht,
Und selbst das Rauchen schmeckt ihm nicht.
  Er gähnt, sie gähnt.

Wie schleicht die Zeit, was ist die Uhr?
Mein Gott, was kann man reden nur?
Sie denkt: „Ja, warum spricht er nicht?"
Er denkt, das wäre ihre Pflicht.
  Sie gähnt, er gähnt.

Doch endlich, endlich schlägt es zehn!
Nur eins noch vor dem Schlafengeh'n
Beschäftigt ihren matten Sinn.
„Wo geh'n wir morgen abend hin?"
  Er gähnt, sie gähnt.

Warnung.

Liebe Dichter, hütet Euch,
Schreibt nur keine Briefe,
Deren Stoff vermuthen läßt,
Daß der Genius schliefe.

Keine Alltagsbriefe schreibt,
Harmlos wie die andern,
Denn Ihr könnt es ahnen nicht,
Wo sie hin einst wandern.

Wenn zum Ruhme Ihr gelangt,
Biographen kommen,
Und da werden Pack auf Pack
Schriften hergenommen.

Seid Ihr dann schon lange todt,
Ist nichts mehr zu finden,
Läßt doch einer noch zum Buch
Eure Briefe binden.

Sind die schönsten auch schon weg,
Nimmt er jede Karte,
Die Ihr einem Schneider schriebt,
Daß auf Geld er warte.

Jeder Zettel, wo Ihr sagt:
„Habe heut' Migräne“,
Diesem guten Mann entlockt
Eine Freudenthräne.

Und ob alles lacht dabei,
Keiner liest mit Rührung,
Heißt das Buch ein Beitrag doch
Zu des Lebens Führung.

Witze macht das Publicum,
Und ein milder Richter
Zuckt die Achseln mitleidsvoll —
„Menschen sind die Dichter“.

Liebe Dichter, hütet Euch,
Schreibt nur keine Briefe,
Deren Stoff vermuthen läßt,
Daß der Genius schliefe.





Moderne französische Dichter.

Übertragen

von

Ferdinand Groß.

Leconte de Lisle:

Die Himmelslampe.

Die Himmelslampe hängt vom düstern Blau,
An der lebend'gen Sterne gold'ner Kette.
Hoch über Meer und Strom und Berg und Thau,
Gewiegt von stiller Fluthen sanfter Glätte,
Im Frieden einer Luft, so rein, so lau,
An der lebend'gen Sterne gold'ner Kette,
Die Himmelslampe hängt vom düstern Blau.

Des Horizontes unbegrenzte Flucht
Gebadet liegt im Zauber ihres Lichtes,
Ihr Silberschimmer dringt bis in die Schlucht,
Bestrahlt die Nester luftigen Gewichtes,
Die in den Palmen sich ihr Bett gesucht.
Gebadet liegt im Zauber ihres Lichtes,
Des Horizontes unbegrenzte Flucht.

Der du im holden Abgrund wohnst, o Mond,
Bist Sonne du der nach dem Tod' Beglückten?
Das Paradies, in dem ihr Traumgott thront?

Die stille Welt, die gnädig die Entzückten
Mit Träumen, die aus Wahn gewoben, lohnt!
Bist Sonne du der nach dem Tod' Beglückten,
Der du im holden Abgrund wohnst, o Mond?

O, daß du ewig währtest, stille Nacht,
Dem bittern Leid Vergessenheit zu schenken!
Warum hast du den Wunsch nicht umgebracht,
Nicht Liebe, Wahn und Haß und Denken
Und alle Qual dem Staub nicht gleichgemacht?
Dem bittern Leid Vergessenheit zu schenken,
O, daß du ewig währtest, stille Nacht!

Du Himmelslampe, die da hängt vom Blau,
Getragen von der Sterne gold'ner Kette,
Stürz' abwärts in das endlos tiefe Grau,
Tauch' unter in der Wellen sanfter Glätte,
Zum Abgrund mach' die Luft, so rein, so blau.
Getragen von der Sterne gold'ner Kette,
Du Himmelslampe, die da hängt vom Blau!

Leconte de Lisle:

Christine.

Ein einzler Stern erglänzt im weiten Rund,
Der grüne Hügel schwimmt im Mondenlicht,
Ein weißer Schein bedeckt den Rasengrund.
„Du wachst und weinst Dir Deine Augen wund;
Christine, warum schläfst Du nicht?“

„Tief in der Erde liegt der Liebste mein,
Er träumt von uns, indeß im Grab' er ruht.
Laß' weinen mich, und lasse wach mich sein,
Laß' weinen mich, denn schwer ist meine Pein,
Das Weinen, Mutter, thut mir gut.“

Die Mutter schweigt. Christine weint und wacht,
Sie sitzt an ihrem rauchgeschwärzten Herd.
Da kündet bang die Glocke Mitternacht,
Und an die Thüre klopft es, leis' und sacht.
„Wer ist's, der Einlaß jetzt begehrt?“

„„Die Thüren auf! Ich bin's, ich klopfe an,
Es ist Dein Freund, dein Bräutigam,
Der, mit dem Sterbelinnen angethan,
Zu Dir, Dich liebend wieder zu umfah'n,
Aus seinem kalten Grabe kam.““

Eng Herz an Herz, sind wieder sie vereint,
Von trauten Küssen widerhallt das Haus.
Und er wie sie die Nacht unendlich meint,
Da schon der helle, junge Tag erscheint;
Es ruft der Hahn den Morgen aus.

Der Morgen bricht hervor aus Dunkels Schooß,
Der sternenlose Himmel strahlt von Licht.
„Leb' wohl, mein Liebchen, und vergiß mich nicht.
Im Grab' zu harren, ist der Todten Loos,
Zu harren bis zum Weltgericht.“

„„Geliebter, littest Du,““ fragt sie ihn bang,
„„Wenn Sturm des Winters braust' den Wald entlang?
Wenn kalter Regen in die Gräber drang?
Und während Dich die Finsterniß bezwang,
Vernahmst Du je, was ich geklagt?““

„So oft ein Lächeln Deinen Mund umzückt,
Dem Garten gleich bei frohem Sonnenschein,
Hat sich mein Sarg mit Rosen reich geschmückt.
Jedoch, wenn Du geweint, von Leid erdrückt,
Floß Blut in meine Gruft hinein.

Nein, weine nicht, daß Alles hier vergeht,
Im Himmel winkt uns einst das wahre Glück,
Was wir einander angelobt, besteht,
Und Lieb' und Jugendlust, die nun verweht,
Gibt Gott am jüngsten Tag zurück.“

„„Wolltst Du nicht sterben, um bei mir zu sein?
Was ich versprach, ich halt' es, was auch droht.
Ward mir die Brautnacht nicht im Jugendroth,
So will ich ruh'n bei bleichem Mondenschein
In Deinen Armen, Liebster, todt.““

Er schweigt. Er schreitet schweigend vor ihr her.
Sie folgt. Die Sonne glänzt am Himmel bald.
Sie eilen sich mit jedem Schritte mehr,
Und über Moos, das von der Feuchte schwer,
Durchwandern sie den weiten Wald.

Des Friedhofs dunkle Fichtengruppe winkt.
„Geh' in das Heim zurück, wo ich Dich fand,
Leb' wohl“ . . . Mit solchem Wort er in sie dringt,
Doch sie als Erste in die Grube sinkt,
Und reicht von dort ihm ihre Hand.

Ein Kreuz ob ihren Häuptern sich erhebt,
Denn Beide ruh'n vereint, wie früher nie.
Ein Schlaf, daß Götter sehnend ihn erstrebt!
Sie lieben ewig . . . Glücklich, wer so liebt,
Und wer dann also stirbt, wie sie.

Sully Prudhomme:

Die gebrochene Vase.

Auf diese Vase, voll mit Eisenkraut,
Mit einem Fächer ward ein Schlag geführt;
Doch hat der Fächerschlag sie kaum berührt,
Und nicht das leiseste Geräusch ward laut.

Jedoch die leichte Wunde, die entstand,
Sie wächst von Tag zu Tag auf dem Krystall,
Und sich'ren Schrittes, ohne Ton und Schall,
Den Weg sie rings um diese Vase fand.

Vertrocknen wird das Kraut in kurzer Frist,
Das frische Wasser schwindet Tag für Tag,
Und ob es Niemand noch bemerken mag:
Rührt nicht daran, weil sie gebrochen ist!

Zuweilen g'rad' die Hand der Liebe streift
In leichtem Flug ein Herz, so daß es stirbt,
In aller Stille, unbemerkt, verdirbt,
Und seine Lieb' dem Tod' entgegenreift.

Indeß das Herz, wie sehr es wund, ermißt,
Und seiner Wunde ganzen Schmerz erfährt,
Glaubt alle Welt es heil und unversehrt,
Rührt nicht daran, weil es gebrochen ist!

Sully Prudhomme:

Einer Dame in's Tagebuch.

O wüßtest Du, wie herb und schwer es sei,
Allein zu weinen und zu trauern,
Du wandertest an meines Hauses Mauern
Manchmal vorbei.

Und wüßtest, was ein Blick schon oft beschwor,
Wenn uns bedrückt des Leidens Schwere,
Du schautest, gleich als ob's ein Zufall wär,
Zu mir empor.

Und wüßtest, wie mit Balsam für und für
Ein Herz uns laben kann und netzen,
Wie eine Schwester würdest Du Dich setzen
In meine Thür.

Und wüßtest, daß mein Herz nur Dein,
Und was ich schon um Dich gelitten,
Vielleicht kämst einfach Du mit leisen Schritten
Zu mir herein.

Paul Bourget:

Italienische Serenade.

Laß jetzt hinaus uns flüchten auf das Meer,
Die Nacht bei Sterngefunkel zu verbringen,
Der Windhauch weht so freundlich zu uns her,
Zu bläh'n die Segel, uns'res Schiffes Schwingen.

Der greise Fischer, seiner Söhne zwei,
Sie führen uns, sie hören uns, sie lauschen,
Doch räthselhaft klingt ihrem Ohr' vorbei,
Des Wortes Sinn, das uns're Lippen tauschen.

Die Wellen sanft und still im Dunkel geh'n,
Wir kommen, Seel' in Seel', gezogen,
Und die, was wir uns sagen, auch versteh'n,
Sind: nur die Nacht, der Himmel und die Wogen.

Paul Bourget:

Schöner Abend.

Wenn der Sonnenuntergang
Rosig auf den Wassern liegt,
Und durch's Korn, das Feld entlang,
Still ein lauer Schauder fliegt,

Allen Dingen dann entschwebt,
Wie ein Rath es ringsumher:
„Glück erstrebe, was da lebt“ —
Und die Seele wird Dir schwer.

Glück zu haschen, mahnt es Dich,
Noch zur Zeit der Jugendgluth,
Denn wir weichen, wie die Woge wich —
Wir zum Grabe, sie zur Fluth.





Josef Ritter Tandler von Tanningen.*

(Ein Gedenkblatt)

von

Wilhelm du Nord.

„His praise should hymn
a loftier harp than mine.“

Fügt euch zusammen Typen Gutenbergs, ihr Bausteine des Geistes, zu einem Denkmale für einen der edelsten und liebenswürdigsten Denker und Dichter unserer Zeit.

Ja, edel war Josef von Tandler und gut. Alle, denen die Freude ward, ihm nahe zu treten, liebten, verehrten ihn, denn sein ganzes Sein athmete herzliches Wohlwollen, ungesuchte, erfreuende und erwärmende Güte. So viel hinreißende Liebenswürdigkeit entsprang aber aus der seltenen Vereinigung eines idealen, sonnenhellen Dichtergemüthes mit vertiefter und abgeklärter Lebensweisheit. Eine kleine Schaar bewundernder Anhänger nannte ihn „Meister“. Und Vielen, wohl Allen, die seine, über einfache Dinge wie über höchste Probleme des Menschengeistes in gleich klarer, ungekünstelter Weise dahinfließende Rede vernahmen, war er ein Meister. Mit seinem scharfen Intellecte durchdrang er, sein unermüdliches Studium durch die Zeit von zwei Menschenaltern fortsetzend, jegliches Gebiet des Wissens und Denkens.

* K. k. Ministerialrath, Ritter des kais. österreichischen Leopold- und des päpstlichen Christus-Ordens, Ehrenbürger der Städte Ofen und Arnau, Ehrenmitglied des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie, 2c. 2c. 2c.

So ward das gerne gespendete Wort des Greises eine stets gleich lautere Quelle der Belehrung, zugleich aber auch der Erhebung. Denn wie seine Poesie unangekränkelt blieb von verdüsterndem Weltschmerze, so war auch seine Philosophie frei von den Todesschatten des Pessimismus.

Diese beglückende Seelenstimmung verdankte Tandler einer, wohl schon von seiner frommen Mutter in sein Gemüth gepflanzten, reinen, inostensiblen Gläubigkeit, welcher er in seinen mit weihevoller Ruhe geschriebenen „Aphorismen über die Seele“ auch feste philosophische Unterlage zu geben bemüht war.

Trotz seines vertrauensvollen Blickes ins Jenseits liebte er das irdische Dasein; war doch sein Leben ebenso reich, als seine Begabung, seine Thätigkeit gleich vielseitig wie sein Wissen. Seine Jünglingszeit war erfüllt von künstlerischem und dichterischem Aufschwunge, sein kräftiges Mannesalter mit Hingebung dem staatlichen Dienste geweiht, und am Abende des Seins kehrte er zurück zu den Idealen der Jugend mit solcher Frische und Elasticität des Geistes, als ob er durch vier Jahrzehnte ernster und mannigfacher amtlicher Thätigkeit nur neue Kraft gewonnen hätte.

Tandler war eben eine gottbegnadete Natur, körperlich und geistig gesund im vollsten Sinne des Wortes. Frühzeitige glänzende Manifestationen künstlerischer und zugleich dichterischer Talente konnten den jungen Mann nicht abhalten, sich dem ernsten Berufe zuzuwenden, welchen er nach Vollendung der juridischen Studien als Conceptspraktikant der Finanz-Landesdirection für Böhmen antrat.

Als Bezirkscommissär in Leitmeritz und dann wieder in Prag, wirkte Tandler während der stillen Tage des Vormärz eifrig und belobt und zugleich jede freie Stunde zu literarischer Arbeit benützend, zu welcher ihm die rege Verbindung mit dem deutsch-böhmischen Schriftstellerkreise jener Tage und besonders mit Egon Ebert stets neue Anregung gab. So entstand eine größere Zahl von Gedichten, Novellen und Erzählungen, in Tagesblättern und Zeitschriften Deutschlands und Österreichs zerstreut, zumeist unter dem Pseudonym Florus Retland, weil ja damals so mancher Amtsvorstand der dichterischen Bethätigung wenig hold war. Nebenher gingen rein wissenschaftliche Abhandlungen als Frucht ernster Studien und ein umfangreiches Werk über die Elbeschiffahrt, dessen Drucklegung durch die

Neugestaltung aller Verhältnisse im Jahre 1848 vereitelt und auch später vom Autor nicht wieder aufgenommen werden konnte, das aber heute noch als Manuscript werthvolle Daten über Land und Leute, Sitten und Verkehr früherer Tage in sich einschließt und hoffentlich noch als Fundgrube benützt werden wird. Literarisch sehr verdienstlich war Tandler's biographisch und culturhistorisch erläuterte Herausgabe von vorher ungedruckten Briefen Goethe's, Jean Paul's, Alexander Humboldt's, Tieck's, Lenau's und Freiligrath's.

Im Jahre 1850 wurde Tandler in eine höhere, seiner vielseitigen Befähigung entsprechende Wirkungssphäre versetzt. Als Secretär in das Unterrichtsministerium nach Wien berufen, zog er bald die Aufmerksamkeit maßgebender Persönlichkeiten auf sich und 1854 erfolgte seine Beförderung zum Statthaltereirath nach Ofen. Sechs Jahre wirkte Tandler in dieser Stellung, in welcher er das Cultusressort für die Länder der ungarischen Krone leitete. Die Revolution hatte vieles untergraben, erschüttert; Tandler's Aufgabe war es, für Kirche und Schule unter sorglicher Pflege der altgewohnten und eingelebten historischen Institutionen, neue feste Grundlagen zu schaffen. Er erfüllte diese Aufgabe mit glänzendem Erfolge und nebst der staatlichen Anerkennung ward ihm auch diejenige des Bürgerthums, indem die Stadt Ofen ihn zum Ehrenbürger erwählte.

Die Werthschätzung seiner Leistungen von kirchlicher Seite aber fand in der Verleihung der höchsten päpstlichen Auszeichnung, des Christus-Ordens, Ausdruck. 1860 zur Centralstelle nach Wien rückversetzt, war er noch ein Jahrzehnt in dem ihm homogensten Elemente, dem Unterrichtswesen, thätig, 1867 zum Ministerialrath befördert, schied er 1870 aus dem activen Dienste unter Verleihung des Leopold-Ordens. Für seine Verdienste um das dortige Gymnasium hatte ihn die Stadt Arnau schon früher zu ihrem Ehrenbürger ernannt.

Für Tandler war aber auch die Muße, die Ruhezeit wieder nur eine Periode ununterbrochenen Schaffens auf literarischem wie auf künstlerischem Gebiete. In der Jugend hatte er den Don Juan auf einem Liebhabertheater gesungen; als die Jahre den Schmelz seiner Kehle verwischt hatten, pflegte er mit verdoppeltem Eifer sein auch schon früh bethätigtes bedeutendes Talent für die bildende Kunst, und seine landschaftlichen Gemälde, durchaus fein aufgefaßt und zugleich tief gedacht, zeugen von einem sicheren und doch wieder poetisch ver-

klärten Blicke in die Natur, um welchen ihn so mancher Maler von Beruf beneidet haben würde. Noch mit achtzig Jahren stand er an der Staffelei, trefflich gezeichnete, harmonisch anmuthende Cabinetsstücke schaffend, sich selbst und seine Lieben durch seiner feinen Hände Werke zu erfreuen.

Während solcher Arbeit für einen intimen Kreis, flog aber seine nimmerruhende Phantasie hinaus in die Weiten und kehrte, der Biene gleich, heim, beladen mit dem Honigseim formschöner Verse, zu duftigen Liedern und tiefsinnigen Sprüchen der Weisheit gestaltet. So hatte Tandler die seltene Genugthuung, sich in seinem achtzigsten Jahre auf die Parnaßhöhe zu stellen, deren Anstieg er in jüngeren Jahren unterbrechen zu sollen geglaubt. Auf seiner Freunde Drängen gab der edle Greis seine 1864 unter dem Titel „Gesungenes und Verklungenes“ und dem Pseudonym Florus Retland als Manuscript gedruckten Gedichte, in reich vermehrter Auflage ein zweitesmal heraus. Die „Neue Freie Presse“ vom 11. December 1886 würdigte diese seltene literarische Erscheinung mit folgenden Worten:

„Eine jener liebenswürdigen deutsch-österreichischen Dichtergestalten, deren Sangesfreudigkeit bis in das höchste Alter währt, tritt uns in dem vorliegenden Bande formvollendeter Dichtungen entgegen.“ Der Autor des vor sechs Jahren gleichfalls in zweiter Auflage erschienenen und in ganz Deutschland geschätzten „Spruchbüchlein“, der „Aphorismen über die Seele“ und zahlreicher, in Zeitschriften und Tagesblättern veröffentlichten Novellen, widmet an der Schwelle seines achtzigsten Jahres stehend, „seinen Freunden“ diesen Band, in welchem uns insbesondere die Gedichte aus den letzten Jahren durch ihre Kraft und Gedankentiefe überraschen. Während Tandler sein „Lied“ bescheiden nur „ein Flüstern“ nennt, „des Widerhalls, der in der Harfe bebt, wenn durch die Tempelhallen frei und groß das hohe Lied der Auserwählten schwebt“, ruft er sich selbst „in alten Tagen“ zu: „Doch auf, du Greis, ermanne Dich — Und blase deine Fackel an! — Viel gibt es zu entdecken noch — Selbst auf der kurzen, nächt'gen Bahn. — Der Norne leucht' in's Angesicht — Und kühn verjage Spuk und Graus. — Auf, leuchte in das off'ne Grab — Und noch darüber weit hinaus!“ — So sind es fast immer tiefernste Gedanken, welche Tandler's Gedichten, selbst lieblichen, kleinen lyrischen Blüthen, wie z. B. den „Schneeflocken“ zu Grunde liegen. Hiedurch gewinnen diese Lieder,

an welche sich eine Reihe von prächtigen Balladen schließt, ein eigenthümliches Gepräge, welches dieselben weit abhebt von der leichten poetischen Waare, die den deutschen Büchermarkt übersättigt."

Unter den übrigen Schriften Tandler's stellt Paul Heyse das nun bereits in drei Auflagen erschienene gereimte „Spruchbüchlein" besonders hoch, und in der That ist es eine Perle im Schatze der deutschen Literatur.

Spät erst lernte Tandler des ehelichen Lebens Glück kennen; gleichwohl war es voll und herzerfreuend. Er hatte sich früher die Wahl einer Gattin versagt aus inniger Zuneigung zu einer ihn verehrenden und bewundernden Schwester, welche seinen Haushalt führte und für ihn wirthschaftete, um mit den Ersparnissen des Bruders Wohlthätigkeitssinn zu fördern. Ihr Andenken ehrte Tandler durch eine Stiftung für gebildete verwaiste Mädchen.

Der Schwester frühzeitiger Hingang schien ein unersetzbarer Verlust für den auf des Lebens Höhe stehenden Mann; allein sein guter Genius führte ihm bald vollgiltigen Ersatz zu. Gabriele Regner von Bleileben wurde Tandler's Gemalin, die Sonne seines Lebensabendes. Feinsinnig, dem Gatten gleichgestimmt und sein Schaffen in jeglicher Richtung verständnißinnig begleitend, wob sie um ihn eine Atmosphäre wohliger und heiterer Behaglichkeit und wärmster, fürsorglicher Liebe.

So lebte Tandler ein glückliches Alters-Idyll, das nur durch die Ehrungen unterbrochen, doch nur freudig unterbrochen wurde, welche ein weiter Freundeskreis dem Künstler, Dichter und Weisen zu seinem achtzigsten Geburtsfeste am 12. Jänner 1887 darbrachte.

An diesem Jubeltage entsprang für den einst so pflichtgetreuen Beamten eine der höchsten Freuden aus der ihm von seinen Standesgenossen gezollten Huldigung.

Eine Deputation des „Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österr.-ung. Monarchie" unter Führung des Vereinspräsidenten überbrachte ihm eine künstlerisch ausgestattete Adresse, deren Eingang lautete:

„In der Reihe jener Mitglieder unseres großen, herrlichen Vereines, welche ihr Interesse an demselben überhaupt und für seine humanitären Bestrebungen insbesondere in thatkräftiger Weise manifestirten, ist Ihr illustrer Name an hervorragender Stelle verzeichnet.

Sie schufen sich, hochgeehrter Herr Ministerialrath, durch Errichtung der Ihren werthen Namen tragenden Stiftung ein unvergängliches Andenken; Sie betheiligten sich durch viele Jahre an der Redaction des literarischen Vereinsjahrbuches, und fast sämmtliche Bände des letzteren sind mit Kindern Ihrer reichen Muse geschmückt.

All' diese Ihre hohen Verdienste um den Beamtenverein wurden auch von dessen Leitung durch die Verleihung der nach den Statuten zulässigen höchsten Auszeichnung — durch Ihre im Jahre 1872 erfolgte Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereines — anerkannt."

Seine Freunde aus Nah und Fern vereinigten ihre Grüße und Segenswünsche auf die losen Blätter eines mächtigen Albums; in Prosa und Versen, in Zeichnungen und Malereien waren sie ausgedrückt und von manchem klangvollen Namen unterfertigt. Tandler's Bescheidenheit widerstand der Vervielfältigung dieses Albums, in welchem sich manche Perle verborgen hält.

Schon am Vorabend seines Geburtstages wurde der vielgeliebte Dichtergreis durch ein zu seinen Ehren gedichtetes Festspiel, für welches General Theodor von Eltz in seinem Salon eine Bühne errichten ließ, überrascht.

Blühende junge Mädchen stellten die Genien der Musik, der Malerei, der Poesie, der Person und der Zeit dar, Tandler's Lebenslauf überblickend und ihn in begeisterten Versen verherrlichend, welche vielfach aus Citaten seiner eigenen Dichtungen gebaut waren. In tiefgehender Bewegung und wahrer Herzensexaltation stimmte das ganze Auditorium ein in die Schlußworte der Genien: „Zum kommenden Jahrhundert nimm den Lauf in voller Geisteskraft, Glück auf, Glück auf!" und umringte dann jubelnd den Gefeierten, dessen merkwürdige Frische die volle Erfüllung des eben ausgedrückten Wunsches zu verheißen schien.

Allein das dunkle Schicksalslos gönnte ihm nur noch wenige Jahre und umhüllte sein gutes, seelenvolles Auge auch bald mit dem neidischen Schleier des Alters, so daß er sich trennen mußte von seiner Staffelei und nur noch mühevoll zu schreiben vermochte. Gleichwohl blieb der, das Schwinden der Sehkraft herb empfindende, seelenstarke Greis immer freudig thätig. Noch 1890 veröffentlichte er die umfangreiche epische Dichtung „Junker Quirin", die, voll Sonnenglanz, Duft und Bewegung und durch die sprudelnde Laune eingeflochtener Lieder

auf ein Jünglingsgemüth schließen ließe, wenn nicht die vollendet künstlerische Behandlung von Sprache und Formen die Hand des Altmeisters verriethe. Die Dioscuren, deren treuer Mitarbeiter er seit ihrem ersten Erscheinen war, brachten seinen poetischen Jahresbeitrag noch nach seinem Hingang.

So verklärte sich sein Alter und löste sich auf in Poesie und Liebe: Liebe zu seiner Gattin, zu seinen Freunden, zur Menschheit. Freudig und dankbar empfand er aber auch die reiche Vergeltung, die ihm wurde.

Mitten im frohen Genusse der von ihm so oft durch leuchtendes Wort und Farbengetön nachgebildeten Natur, drang der Norne Mahnung zum Abschiede an sein Ohr. Er hatte sein Haus bestellt und manchen Samen ausgestreut, der Früchte bringen wird in kommender Zeit. Nur noch die gläubige Seele zu seinem Gotte wollte er erheben. In voller geistiger Kraft erbat und erhielt er das Sacrament der Sterbenden, dann sah er mit der heiteren Ruhe des Weisen seiner Auflösung entgegen, bis er am 1. September 1891 in den Armen seiner Gattin entschlummerte.

Fast bis an die äußerste Grenze des nur Auserkorenen zugemessenen Alters hat Tandler gelebt und doch ward er so Vielen, die ihn liebten, zu früh, allzufrüh entrissen; fällt doch die Trennung umso schwerer, je länger man ein kostbares Gut besitzt. Im Mürzthale, auf dem kleinen Friedhofe zu Langenwang, wurde er, seinem Wunsche gemäß, gebettet. Wohl mancher treue Freund wird, von der Stimme in der eigenen Brust geleitet, zu Tandler's von Alpenluft umfächeltem, von Fichten umduftetem Leichensteine pilgern und aus tiefstem Herzen ausrufen: Gesegnet sei sein Andenken!





Afflavit Deus!

Von

Gotthilf Kohn.

Rings um der Berge Scheitel wölbt sich der Wolken Kranz;
In Strömen gießt der Regen und trübt der Sonne Glanz,
Allein das Licht muß siegen, laut kündet's Gottes Mund:
„Afflavit Deus et dissipati sunt!“

Die ihr in Zweifeln schwebet, bedrängt von Mißgeschick,
Zum Lenker eurer Lose hebt hoffnungsvoll den Blick,
Es muß die Wolke schwinden, die seinen Zorn that kund:
„Afflavit Deus et dissipati sunt!“

Und ihr, die ihr euch opfert, um zu verbreiten Licht,
Verkannt, verhöhnt vom Pöbel, der euch sein Urtheil spricht,
Faßt Muth und haltet treulich am angelobten Bund:
„Afflavit Deus et dissipati sunt!“





Zehn Jahre.

(8. December 1881 — 8. December 1891.)

von

Friedrich Beck.

I.

Als wär' es heut', so seh' ich noch die Leichen
Dem Volk zur Schau gestellt im Corridor;
Wohin die rothen Fackelkerzen reichen,
Da taucht ein düst'res Schreckensbild empor.

Beklommen folgt mein Schritt dem Lichterscheine
Und angstgefoltert jagt mein Blick voraus,
Es dehnen sich die festgefügten Steine,
In's Unermess'ne wächst der Todesgraus.

Und hingebetet unter die Gestalten,
Die man zur Ordnung reihte an die Wand,
Gewahr ich Dich; Du trägst zwei tiefe Falten
Auf Deiner Stirn, die hab' ich wohl gekannt.

Mir fährt ein kalter Schauer durch die Glieder,
Doch stumm und unbewegten Angesichts,
Ja, ohne Thränen beug' ich mich hernieder,
Mir wird so wüst, ich fühl' und denke nichts.

Bis sich daheim die wirren Sinne lichten
Und rauh mein Ohr die Trostesstimmen hört;
Sie wollen mir das tiefe Weh' beschwichten
Und haben seine Stürme aufgestört! — —

II.

Und als sie Dich mit stattlichem Geleite
Und kranzgeschmückt zur Rast hinausgetragen,
Da schritten Deine Freunde mir zur Seite;
Ich hörte sie von ihrem Schmerze sagen,
Auch mochten sie wohl meinem Leid daneben
Ein treu gemeintes Wort zum Troste geben.

Ich aber ging verstört und selbstverloren
Den Weg vorüber an den Gräbergassen,
Es schwirrten mir die Stimmen um die Ohren,
Doch ihren Sinn vermocht' ich nicht zu fassen;
Ich dachte nur den einzigen Gedanken:
Wie gut die ruh'n, die längst zur Erde sanken!

III.

Der Muth des Sterbens, deſſ' ich heut entbehre,
Wie war er damals meinem Sinn lebendig!
Im Herzen tief, fühlt' ich des Lebens Leere
Und frei zu werden, sehnt' ich mich beständig.

Doch lag als Pflicht auf meinen jungen Tagen
Auch noch ein and'res Menschenlos, als meines,
In Fesseln war mein wilder Trotz geschlagen,
Von einem Schicksal, jammervoll wie keines.

Verstörter Geist! Du hast nun Rast gefunden,
Doch unvergänglich lebst Du mir im Innern!
Daß ich der Trost war Deinen nächt'gen Stunden,
Das ist mein bestes, heiligstes Erinnern!

IV.

Die Menschen aber sprachen: Du bist einsam,
So steh zu uns in Deinem Leid,
Was Dich bedrückt, das tragen wir gemeinsam,
Durch Liebe wird das Herz befreit.

Und innig schloß ich mich an sie zum Bunde,
Der treu des Fühlens Regung tauscht,
Ich habe gläubig der Erlösungskunde
In tiefster Seelennoth gelauscht.

Doch ist es der verwaisten Liebe eigen,
Daß sie sich schrankenlos verschenkt,
Den eig'nen Jammer wird sie stumm verschweigen,
Weil sie sich niemals selbst bedenkt.

Das Glück der Andern ist mir nicht gekommen,
Noch ward mein Herz von Gram befreit,
Ich hab' die fremde Qual auf mich genommen
Und trug ein tausendfaches Leid!

V.

Und wie der Herbstwind Blatt um Blatt
Den Wald des Sommerschmucks entkleidet,
So rauh und unerbittlich hat
Die Zeit mir jeden Traum verleidet.

Ich ging hinaus mit manchem Sarg
Den letzten Weg zur Grabeskühle
Und die geschloss'ne Decke barg
Für mich die theuersten Gefühle.

Und immer ernster ward mein Sinn
Und immer stiller ward mein Wesen,
Ich lebte schweigsam für mich hin,
Vom Wahn des Menschenglücks genesen.

In meiner Brust fühlt' ich erweckt
Den Geist, mit dem die Schatten spielten,
Ich sah, wie scheu vor ihm erschreckt
Sich fern' von mir die Herzen hielten.

VI.

Da ward ich Dichter und die Thränen alle,
Die ungeweint mein Stolz verschloß,
Entquollen nun befreit im Liederschalle,
Der sich aus meiner Brust ergoß.

Es war ein Schluchzen, lang und schwer verhalten,
Das überströmend sich entlud,
So reißen aufgewühlt die Sturmgewalten
Vom Wolkenzelt die Wetterfluth.

Und wie der Blitz in grellgezackten Strahlen
Durch's fahle Grau des Himmels zischt,
So hat der Nothschrei meiner Seelenqualen
Sich ihren Weisen beigemischt!

VII.

Wer aber rückwärts schaut die lange Kette
Von bittern Stunden, die wir schleppend trugen,
Der geht als Seher durch die Erdenstätte,
Dem wankt die Welt des Scheins in ihren Fugen.

Verloren sind für ihn die Farbenträume,
Die sich im Glanz des Regenbogens spiegeln,
Er sucht das Wesen der verschloss'nen Räume
Mit schmerzgeschärften Sinnen zu entsiegeln.

Die frohen Lebensstimmen muß er ächten,
Ihm stirbt der Tag mit seinen süßen Wonnen,
Es hat der Zweifel mit des Trübsinns Mächten
Ihn unentrinnbar in sein Netz gesponnen.

VIII.

Und doch, wenn hell die Vogelstimmen
Aus Blüthenzweigen
Den Maigruß sangen
Und lenzgeboren die kleinen Immen
Zum Frühlingsreigen
Die Flügel schwangen,
Da fühlt' ich im Herzen ein Wachsen und Dehnen,
Das war meines Lebens verlorenes Sehnen!

Als müßt' ein Wunderbares kommen,
So hab' ich immer
Mit stillem Hoffen
Im Duft die Sprache des Glücks vernommen,
Und hielt dem Schimmer
Die Seele offen.
Weh' mir, daß ich traute den lockenden Hüllen,
Es wollten die Märchen sich nimmer erfüllen!

IX.

Und von den Menschen hab' ich zur Natur
Genesung suchend meinen Schritt gewandt;
Ich sah des Südens immergrüne Flur,
Das blaue Meer und seinen Inselstrand;

Ich sah der Alpenthäler stille Welt,
Den Bergsee und die Grotten von Krystall;
Ich sah der Jungfrau weißes Gletscherfeld,
Die Sturzbachfluth und den Lawinenfall.

Das Waldgeflüster hört' ich leis' im Moos
Und schrill den Föhnschrei, der vom Felsen brach,
Versunken war um mich das Menschenlos
Und nur den Schöpfungsräthseln sann ich nach!

X.

So lang wußt' ich mein Herz mit Geist zu speisen,
Daß es nicht mehr zurück in's Leben trifft,
Und wo sonst frisch des Blutes Quellen kreisen,
Da zehrt mir tödtlich das Gedankengift.

Die freie Höhe meint' ich zu erklimmen,
Wo körperlos die Seele athmen kann,
Es lockten mich geheimnißvolle Stimmen
In eine traumgeschaute Welt hinan.

Weh' mir, daß ich die Schwingen hob zum Fluge,
Mich fröstelt in dem staubentrückten Reich
Und heimwärts zieht es mich mit mächt'gem Zuge
Zur Erde wieder, der ich wesensgleich.

Doch fremd geworden ist mein Fuß dem Grunde,
Den er nun festen Schritts betreten soll,
Und jedes Sandkorn bohrt ihm eine Wunde,
Und jedes Wegstück heischt den Lebenszoll.

Dort oben — Frost, bei dem die Pulse stocken,
Hier unten — Stickluft, die das Herz beklemmt,
So spinnt das Schicksal mitleidslos am Rocken
Den Opfern seines Fluchs das Leichenhemd!

XI.

Mein Blick ist düster wie der Todgedanke,
Der nachtgefärbt durch meine Seele zuckt,
Getrübten Auges sieht der Fieberkranke
Den Geistertanz, der polternd um ihn spukt.

Das jagt und rast und dreht sich in der Runde
In wildem Taumel ohne Ziel und Rast,
Das klirrt und stöhnt aus dem Gespenstermunde,
Wie Stimmgekreische, das der Sturm erfaßt.

Und willenlos empor von seinem Pfühle,
Der ihn mit weichen Dunen lind gehegt,
Entstürzt er in des Schattenreichs Gewühle,
Das ihn in seine wirren Kreise schlägt.

O grauenvoller, nimmerstiller Reigen,
Bei dem der Schritt wie unter Geißeln fliegt,
Bis sich des Tänzers müde Kräfte neigen,
Bis er entseelt im Staub am Boden liegt!

Ich möchte ruhen von dem wüsten Wirrsal,
Das mir mit seinem Spuk das Herz umspann,
O weiset mir ein Ziel in meinem Irrsal,
Wofür ich leben oder sterben kann!





Der Andere.

Von

A. Falstein.

Der Vincenz Balder geht fort! Ganz fest stand's noch nicht und Niemand hatte eine officielle Mittheilung davon erhalten, aber es sprach sich herum und Keiner zweifelte daran. Es war ja natürlich, war ja das Beste! Daß er es nicht gleich gethan hatte, nachdem —! Hier, in seiner Heimath konnte er nicht mehr leben wie früher, denn man wußte ja doch nicht, wie die Sache zusammenhänge. Es wäre ganz gut, wenn er ginge! Wenn man die Meinung des ganzen Marktfleckens über den Punkt durch Abstimmung zu erfahren gesucht hätte, so wäre diese Ansicht mit allen Stimmen gegen eine durchgedrungen, und wer am lautesten und energischsten dafür votirt hätte, das wäre die Frau Barbara Erdmann gewesen, die die sämmtlichen Bewohner mit Weißwäsche versorgte — und exacter und netter genäht konnte man sich die Wäsche nicht wünschen, das stand fest — und die einzige Gegenstimme gehörte ihrer Tochter Margarethe, deren ganzes sonniges Kinderherz sich auflehnte gegen den lieblosen Spruch. Und sie wußte auch genau warum sie weinte und sich abhärmte bis ihr das Herz brechen wollte, denn sie hätte alle die guten, theilnehmenden Seelen aus der quälenden Ungewißheit reißen können — sie wußte daß Vincenz Balder heute Abends, wenn alles still war, seine Heimath auf immer verlassen würde, von der er, in den ganzen 23 Jahren seines Lebens nur fünf Monate entfernt gewesen war — in Untersuchungshaft. Zwei Monate war er jetzt zurück und während dieser Zeit hatte er kräftig und mannhaft gerungen gegen

den unsichtbaren Feind, der ihn empfangen hatte, den er nicht sehen und nicht greifen konnte und der ihn wie mit Schlingen umwand, so daß er nirgends Fuß fassen konnte; zwei Monate hatte er den schwarzlockigen, trotzigen Kopf hoch getragen und sich nicht beugen lassen durch die ungerechte, feige Böswilligkeit Derjenigen, die ihm am nächsten stehen sollten auf der Welt, und jetzt kehrte er ihnen den Rücken, nicht entmuthigt und verzweifelt nur voll bitterer zorniger Verachtung.

Heute Abend wollte er fort; es fing schon an zu dämmern, und noch wußte Magarethe nicht was sie thun sollte — was sie durfte. Die Mutter war weggegangen um fertige Arbeit abzuliefern und das Mädchen saß allein, weinend, rathlos, ganz dem verzweifelnden Grübeln überlassen. Was sollte sie thun? Wie viel tausend Mal hatte sie sich diese Frage schon gestellt und sich keine Antwort geben können. War es wirklich ihre Pflicht, sich und ihm das Herz zu brechen? — gab es kein Erbarmen bei Gott und den Menschen für ihre junge, selige Liebe? — Sie konnte es nicht ausfinden, ihr armer Kinderverstand konnte ihr den Weg nicht zeigen, jemand Anderen wollte sie fragen, der klüger war und ruhiger, denn ihr armer, kleiner Kopf mußte zerspringen, wenn sie noch weiter nachdachte. Aber wen sollte sie fragen? Den Pfarrer? Nein, was wußte der von Liebe, die er nie gekannt hatte und — wenn sie auch nicht ehrlich oder nicht klar denkend genug war, um sich das zu sagen — sie wußte zu gut, daß der ihr sagen würde, wogegen ihr gemartertes Herz sich mit aller Kraft auflehnte. Den Schullehrer, der sie kannte von klein Kind auf und dem sie in Allem so rückhaltslos vertraut hatte? — der war alt und hatte längst vergessen was ein junges Leben braucht, der würde ihr alles das wiederholen, was die Mutter ihr immer wieder vorgesagt hatte — wozu fragen, um das Alles wieder zu hören? — — Plötzlich sprang sie auf, warf rasch ein Tuch über den Kopf und rannte fort.

Der junge Aushilfslehrer saß am Fenster seines kleinen, peinlich netten Stübchens und träumte über ein Buch hinweg, das er lesen wollte, aber die eigensinnigen Gedanken schweiften immer weit weg von der vom Buche vorgeschriebenen Bahn und was Wunder auch? — er dachte eben an die große Frage, die alle seine Mitbürger beschäftigte — an Vincenz Balder's Weggehen. Aber er dachte nicht nur aus Neugierde oder Schadenfreude daran, sondern jedes Mal, wenn er sich mit dem Gedanken beschäftigte — und das war unausgesetzt seit er davon gehört

hatte — kämpfte seine unentwegte Redlichkeit einen harten Kampf mit seiner Menschenschwachheit und der Sieg war bis jetzt noch unentschieden, nicht daß er etwas gethan hätte zur Entfernung seines Schulkameraden, mit dem er aufgewachsen war, nicht daß es überhaupt in seiner Macht gelegen war, etwas dazu oder dagegen zu thun. Das Verbrechen, das er sich vorwarf, bestand nur darin, daß ihn ein freudiges Gefühl durchzuckte, bei dem Gedanken, daß sein Nebenbuhler, der überall den Sieg davon getragen hatte, nun freiwillig das Feld räumte und er vielleicht wieder hoffen konnte. Aber wenn er auch das Gefühl nicht unterdrücken konnte, so endete doch hier seine Schwäche, er sagte sich unumwunden, daß es unrecht und schlecht sei und strebte ehrlich danach, Bedauern über das Mißgeschick Vincenz' in sich zu erwecken, dabei dachte er an die heißen Schmerzensthränen, die ein Paar blaue Augen vergießen würden, um derentwillen er bis an's Ende der Welt gegangen wäre, wenn — Die Thüre öffnete sich und schloß sich wieder, der junge Mann fuhr auf und griff nach der Stuhllehne, ganz überwältigt von Verwirrung und Staunen und stammelte nur, fassungslos „Grete — Du — jetzt —?“ Da stand sie in der Mitte des Zimmers, die Hände ineinander geschlungen, das Tuch nachlässig übergeworfen, ganz unempfindlich für alle Bedenken, die ihm durch den Kopf schwirrten und aus dem todtbleichen Gesichte glühten die blauen Augen mit einem ergreifenden Ausdruck von verzweifelter Energie.

„Ich bin zu Dir gekommen, Paul,“ sagte sie hastig mit einem fremden Ton in der Stimme, „weil ich mir nicht zu rathen weiß und weil mir der Kopf zerspringt vom Denken und Suchen. Dich hab' ich allezeit gern gehabt und Du warst immer gut und redlich Dein Leben lang, so mußt Du's wissen was das Rechte ist. Muß man seiner Mutter folgen, in Allem und Allem auch wenn Einem das Herz darüber bricht?“ Sie hatte die letzte Frage mit zorniger, hülfloser Leidenschaft hervorgestoßen und stand jetzt wieder ruhig da und an der ganzen Gestalt schienen nur die Augen zu leben, die ihr Gegenüber anstarrten. Paul lehnte sprachlos an dem Stuhl und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Er wußte es ganz genau wie die Sachen standen, als wenn er es Zug für Zug verfolgt hätte, er las es in ihren Augen und hörte es aus der Frage. Wenn sie von hier fortging, wird sie Vincenz treffen, er wird auf sie warten und will sie mit sich fortnehmen, weil die Mutter nichts von ihm wissen wollte seit — er fort war. Und nun kam sie zu

ihrem Freund Paul, weil sie ihm vertraute und legte in seine Hand was sie thun würde, denn er wußte, sie würde seiner Meinung folgen, weil sie zu schwach war selbst zu entscheiden. — „Du warst gut und redlich dein Leben lang“ — wenn sie jetzt sich trennten, dann ist's aus zwischen ihnen für allezeit, dann vielleicht — in einer Weile — daß sie gerade zu ihm kommen mußte — und er hatte sie so herzinnig lieb. — — Alles drehte sich in seinem Kopfe, er konnte nicht zu einem Gedanken durchdringen und es war fast abwesend, mechanisch, ohne seinen Willen, daß seine Lippen vor sich hin sprachen: „Du sollst Vater und Mutter ehren auf daß du lange lebest und es dir wohlergehe“. Er kam erst zum Bewußtsein, als Margarethe mit einem leise verzitternden Seufzer die Hände an den Kopf legte, dann matt, tonlos sagte: „So haben wir's vom Herrn Pfarrer gelernt, Du und ich und er — so muß wohl das das Rechte sein“ und ging, ohne ein Wort weiter zu sagen. Nicht wie sie gekommen war, rasch mit jugendlicher Hast, sondern langsam, als könnte sie die Füße nicht heben, so verschwand sie zwischen den Büschen des Gartens. Paul stand noch immer an derselben Stelle und sah vor sich hin. Was hatte er jetzt gethan? Sollte er ihr nach, sie zurückhalten und ihr sagen, daß es nicht wahr wäre, daß er glaube, man müsse seinem Herzen folgen, wenn es so laut und heiß spricht, daß jeder Mensch sein Leben selbst bestimmen kann, denn er muß es auch selbst tragen und seinem Herzen dürfe man nicht zuwiderhandeln, keinem Menschen zu Willen. — Aber es war ja zu spät, sie war schon fort. — Zu ihm war sie gekommen, weil sie ihn für gut und wahr gehalten hatte und er hatte sie falsch gewiesen, hatte gesagt, was nicht sein Glauben war, weil er sie lieb hatte, aus Selbstsucht und Eigennutz. — Wo war denn jetzt seine Redlichkeit? Er warf sich ungestüm in den Sessel und stützte die brennende Stirn in die Hände. Gefallen in der ersten Prüfung! Immer und immer wieder drehten sich seine Gedanken um den einen Punkt. Als er endlich aufstand, war es mit dem Gefühl, dass er seine Ehrlichkeit, seine Unbescholtenheit, seine Achtung vor sich selbst jetzt begraben habe für's ganze Leben.

Frau Barbara war sehr erstaunt, als sie nach Hause kam und das Nest leer fand. Sie hielt auf Ordnung und Sitte und das Herumstreifen am Abend war Grete nie eingefallen. Wo konnte sie nur sein? Die Nachbarin wurde erfolglos befragt, sie hatte sogar das Fortgehen des Mädchens übersehen. Die Mutter war keine empfindsame Seele

und ohne Grund ängstigte sie sich nicht, aber sie fing doch schon an unruhig zu werden, als endlich die Hausthüre langsam geöffnet wurde und die Erwartete eintrat. „Na, wo treibst denn Du —". Frau Barbara blieb in der Mitte der Rede stecken, als sie das todtbleiche Gesicht vor sich, die matten, glanzlosen Augen genauer ansah und dann die unachtsam verschobene Kleidung und die herabfallenden Haare, alles Dinge, welche die sorgsame, nette Margarethe bis zur Unkenntlichkeit entstellten. „Jesus Maria, Gretl, was ist denn geschehen?" schrie die resolute Frau ganz entsetzt auf. Grete athmete tief auf und sagte dann mit zitternder, tonloser Stimme: „Mutter — er ist fort und — ich werd' ihn nimmer wiedersehen!" Mit den letzten Worten schien ihre Kraft ausgegeben zu sein und sie warf sich mit herzzerreißendem Schluchzen auf einen Stuhl und vergrub den Kopf in beide Hände.

Barbara Erdmann hatte ihr Kind wirklich lieb. Sie war nicht wie viele Mütter, die sich einer Idee nur aus Starrköpfigkeit und Eigenwillen widersetzen, als sie energisch und entscheidend den Verkehr mit Vincenz abstellte, wollte sie nur das Beste Margarethen's, die sich nicht in eine kopflose Leidenschaft hineinrennen sollte, in der schon Manche umgekommen war. Sie hatte die erwachende Neigung der Beiden nicht mit Jubel begrüßt, denn der wilde, bildhübsche Bursch, der alle Köpfe verdrehte, war ihr nicht der liebste als Tochtermann, aber die zwei hatten sich wirklich und innig lieb, gegen Vincenz ließ sich eigentlich nichts sagen, so sollte ihr Mädel sich des seltenen Glückes freuen, nur nach ihrem Herzen gewählt zu haben.

Da kam das dunkle, unerklärte Unglück über Vincenz. Ein Mord war verübt worden, in der Nähe des Marktfleckens. Niemand wußte, wer der Thäter sei, der Verdacht fiel auf Vincenz, sein Renommée unbändiger Wildheit und Jähzorns sprachen gegen ihn, und er wurde als der That verdächtig eingezogen. Er leugnete fest und entschieden, und da man absolut keine Beweise seiner Schuld finden konnte, wurde er wieder freigelassen. Aber er fand nicht dieselbe Heimath wieder, die er verlassen hatte, alles hatte sich mit eins gegen ihn gekehrt, überall fand er eine scheue, ablehnende Aufnahme, überall ahnte er einen unausgesprochenen Zweifel, einen Verdacht, der sich ihm nie greifbar zeigte, der ihm aber alle Wege verschloß. Und untereinander sagten sie's ja auch: „Sie haben ihm's eben nicht beweisen können, da haben sie ihn freigesprochen, aber — wer weiß!" Niemand glaubte es eigentlich im

tiefsten Innern, aber man freute sich des prickelnden Gefühls einer dunklen, schauerlichen Möglichkeit und des christlichen Vergnügens einen Mitmenschen in den Abgrund hinabzustoßen, an dessen Rand ihn nicht einmal die eigene Schuld, sondern ein Zufall gebracht hatte. Frau Barbara glaubte es weniger, als alle anderen, aber sicher konnte sie ja doch nicht das Gegentheil sagen und sie wollte keinen verdächtigen Schwiegersohn haben und so sprach sie das Machtwort aus, daß Grete sich den Burschen aus dem Kopfe schlagen müsse, und damit punktum. Die Nachbarin hatte wohl unbegreiflicher Weise das Fortgehen Margarethens versäumt, aber sie entschädigte sich dafür, indem sie ihre Aufmerksamkeit voll und ganz auf das Zurückkommen concentrirte, von dem ihr auch kein Detail entging. Natürlich fühlte sie sich durch ihre warme Theilnahme veranlaßt, gleich am nächsten Morgen bei Erdmann „nachzuschauen", wie es ginge. Sie sah Margarethe in der Küche sitzen, umgeben von den drei kleinen Kindern des Gärtners „von der anderen Seite", die indessen sehr ungehalten waren über die consequente Nichtbeachtung, die ihnen von ihrer erklärten Freundin zu Theil wurde. Die Nachbarin ging also geradewegs in die Stube, wo sie die Mutter wie immer über ihrer Arbeit traf. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über das Wetter, schritt die wackere Seele sofort auf ihr Ziel los. „Wißt Ihr's denn schon, daß der Vincenz Balder gestern wirklich fort ist?" hub sie harmlos an. Die Mittheilung schien für Frau Barbara entschieden weniger Interesse zu haben, als das Säumchen, das sie glatt strich, denn sie zuckte die Achseln und wandte sich nicht einmal nach der Sprecherin um, sie war eben eine anerkannte Machthaberin, kraft ihres ebenso ausdauernden, als schlagfertigen Mundwerks, daß auf eine strenge Rechtlichkeit und nie wankende Furchtlosigkeit gestützt, sie zu einer Autorität gemacht hatte und so mußte man hinnehmen, daß sie sich nie mit überflüssigen Rücksichten aufhielt. Gegen Barbara Erdmann kommt Niemand auf, das wußte man und so respectirte man sie.

Die theilnehmende Freundin ließ sich also nicht beirren und ging ebenso unauffällig als logisch weiter. „Was kann denn nur dem Gretl gestern passirt sein, die ist ja ganz blaß und außer sich nach Haus gekommen!" Daß die schweigsame Arbeit nun ein Ende haben würde, wußte sie, aber sie machte auf's Neue die Erfahrung, wie unberechenbar und schwer zu behandeln ihr Gegenüber in heiklichen Dingen war, und wie wenig sie die Gabe besaß, das Zarte zart zu behandeln.

Die Redegewaltige fuhr wie der Blitz auf ihrem Stuhl herum, durchbohrte die Widersacherin eine Sekunde lang mit ihrem Blick und schrie sie dann an: „Habt Ihr vielleicht getanzt und gelacht, wie Euer Liebster für immer fortgegangen ist?“ Als sie sie durch diesen völlig unerwarteten Ausfall verblüfft hatte, fügte sie, mit einem nicht mißzuverstehenden Blick, auf die mit Reizen nicht übermäßig geschmückte Figur der anderen hinzu „wenn Ihr je einen gehabt habt“. Frau Crescenz war jetzt ernstlich auf dem Punkt beleidigt zu sein, aber sie besann sich noch im letzten Moment. Was hilfts? Die Erdmannin kümmerte sich nicht um solche Schwächen und sie konnte nur dann nichts weiter erfahren, sie wollte aber jetzt auf den Grund kommen. „So, so“ sagte sie mit sauersüßem Lächeln „so ist's also doch wahr mit der Gretl und dem Vincenz.“ „Als ob das nicht das ganze Dorf gewußt hätt', da muß man aber wirklich findig sein, um da darauf zu kommen.“ Crescenz überhörte die herausfordernde Absicht und antwortete: „Na ja, früher, aber seit der Vincenz — in der Stadt war, hab' ich gedacht, daß doch ein so ordentliches Mädel nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte.“ „Warum denn nicht, möcht' ich wissen. Ist er denn nicht freigesprochen worden? Und daß sie ihn hier so sekirt haben, bis er lieber fortgegangen ist, das ist eine Schand' für die anderen, nicht für ihn.“ „So?“ höhnte die andere jetzt, selig, eine Blöße entdeckt zu haben. „Wenn er so ein Schatz ist, warum habt Ihr ihn denn dann fortgeschickt, obwohl sich Eure Margarethe die Augen ausweint nach ihm, wie jeder sehen kann.“ Aber ihr Triumph über die endliche Niederlage der ihr Leben lang umsonst Bekämpften sollte nicht lange dauern, denn wie überall im Leben so auch hier, siegte über die mühevollste Berechnung die rohe Kraft. Frau Barbara schrie mit einem Kraftaufwand, daß das Haus erzitterte: „Hättet Ihr vielleicht Euer einziges Kind einem Burschen gegeben, von dem jeder sagt: Na ja, wer weiß!“ — Auf logischen Gedankengang war die Erdmannin eben auch nicht erpicht, sie hatte das auch nicht nöthig, denn sie behielt doch das letzte Wort — „und wenn Ihr's auch gethan hättet, so thu' ich's nicht, und das geht überhaupt niemanden was an als die Gretl und mich und damit basta.“ Und die Maschine fing an zu rasseln, mit einem für die Arbeit keineswegs erforderlichen Aufwand von Lärm, der es unmöglich machte, sich weiter vernehmlich zu machen. Frau Crescenz war nun wirklich beleidigt und trat ohne ein weiteres Wort den Rückzug an. Bevor sie

das Haus verließ, richtete sie noch an Gretl — die noch immer über dem Kartoffelschälen saß und gar nicht bemerkt hatte, daß der erfindungsreiche Hans unter dem Halloh seiner Geschwister den Mehltopf mit Wasser vollgefüllt hatte und mit einem Stück Holz darin herumrührte — einige liebevolle Bemerkungen über Vincenz, die dem Mädchen das Blut in die Wangen trieben, vor Scham und Zorn über die unberufene Einmischung in ihre innersten Angelegenheiten.

Wie Alles auf der Welt, ging auch schließlich die Zeit vorüber, wo man die Affaire Vincenz Balder besprach, andere Ereignisse erregten das allgemeine Interesse, und man vergaß nach und nach das ganze Vorkommniß. In Erdmann's Haus war's aber seitdem still geworden, Margareth's frische Stimme schwieg, statt wie früher zu singen und zu lachen von Früh bis Abend; das Mädchen ging im Haus umher still und blaß, immer eifrig und geschäftig, nie müssig, wenn ihr nicht manchmal die Hände müde in den Schoß sanken und sie für einige Minuten mit weitoffenen Augen in die Luft starrte, um sich dann mit einer gewaltsamen Anstrengung wieder aufzuraffen und die Arbeit aufzunehmen.

Sie klagte nie, weinte auch nicht, es lag sogar immer ein Zug von mildem Lächeln um ihre Lippen, sie hatte nur an nichts mehr Freude, nichts konnte sie in Bewegung bringen, und sie welkte langsam, wie eine Wiesenblume, die man von ihrem Boden weggerissen hat. Sie hüstelte seit der Zeit immerfort und wenn ihre Mutter sagte, sie habe sich damals erkältet, als sie am Abend so unvorsichtig ausgeblieben war, sagte sie nichts dagegen. Frau Barbara hatte Anfangs dieser Veränderung nicht viel Bedeutung beigelegt, sie war eine zu kräftige Natur, um an eine bleibende Erschütterung zu glauben und dachte sich so ein kindischer Liebesschmerz muß sich eben austoben und dann ist's wieder gut, sie sprach nicht darüber und wachte, dass niemand Anderer mit roher Verständnißlosigkeit die Wunde aufriß, die im Heilen begriffen war — wie sie glaubte. Als das Mädchen ohne eigentliches äußeres Leiden immer schmaler und blasser wurde, begann sie doch sich zu ängstigen, und damit war es auch beschlossen, daß da Abhilfe geschaffen werden müßte. Als praktische welterfahrene Frau entschied sie, daß das beste Heilmittel für alle derartigen Leiden bei einem Mädchen das Heiraten wäre, und heiraten sollte sie denn auch. Der Paul hatte sie von klein Kind auf lieb gehabt und jetzt strich er ja auch immerfort um

sie herum, nur traute er sich nicht zu reden. Das war ihr der Rechte als Schwiegersohn, ein ehrlicher braver ordentlicher Mensch, der sein Auskommen hatte, der sollte die Gretl haben. Zum Reden wollte sie ihn schon bringen, und das Mädel hatte ihn ja auch immer am liebsten gehabt von allen ihren Kameraden und war auch jetzt immer freundlich zu ihm, den sollte sie heiraten und damit das Gequäle um den Verlornen ein Ende haben.

Vom Beschließen zur Ausführung war bei Frau Erdmann immer nur ein Schritt. Als sie Paul das nächste Mal vorübergehen sah und er sich schüchtern, aber sehr eifrig nach ihrem Befinden erkundigte, forderte sie ihn auf einzutreten, und als er in der Stube ihr und der Nähmaschine, welche innerhalb der vier Wände nicht getrennt gedacht werden konnten, gegenüber saß, ging sie sogleich geradewegs auf ihr Ziel los, indem sie die einleitende Bemerkung machte, daß Margareth immerfort kränkle und ganz ausgewechselt sei, seitdem der Vincenz weg sei. Paul schien sich bei dem Thema nicht behaglich zu fühlen, antwortete aber doch mit einem fast unwillkürlichen Seufzer: „Sie hat ihn sehr lieb gehabt.“ „Freilich, hat sie ihn lieb gehabt und wenn ich jung gewesen wäre — ich hätt' ihn auch lieb gehabt, denn er war zwar ein Thunichtgut, aber ein prächtiger Bursch. Wenn's aber einmal nicht sein kann, so muß man sich's eben aus dem Kopf schlagen.“ Der junge Mann seufzte wieder schmerzlich auf und sagte traurig: „Ich fürchte, Gretl kann nicht darüber wegkommen.“ „Dummes Zeug!“ lautete die energische Erwiderung, „sie braucht nur Veränderung und Beschäftigung. Heiraten soll sie, einen ordentlichen braven Mann, der sie lieb hat, und wenn sie dann ein Paar Kinder hat und alle Hände voll zu thun, dann vergißt sie alles, was früher war, das ist bei jeder so. Paul wurde abwechselnd roth und blaß und Frau Barbara hatte gewonnenes Spiel, er fing an zu verstehen und bevor er es selbst wußte, hatte sie ihm die Werbung herausgelockt, die er allein nie über die Lippen gebracht hätte; dann übernahm sie es, dieselbe Gretl mitzutheilen, und zu befürworten und schickte den maßlos aufgeregten jungen Mann nach Hause, um das Resultat abzuwarten. Paul wußte nicht, wie er aus dem Zimmer kam und wohin er ging. Seine Pulse stürmten in nie gekannter Erregung und durch alle die verschiedenen Gedanken der Hoffnung und Befürchtung drängte sich immer wieder, wie ein bekannter Ton, den man nicht loswerden kann, die Erinnerung an

jene Dämmerstunde, wo er seine Ueberzeugung verleugnet hatte. Dieser Schatten hatte ihn seit damals nie verlassen, er stand vor ihm in seinem Berufe, in dem er ein Beispiel sein sollte den Kindern, deren Seelen man seiner Sorge anvertraute, er stand zwischen ihm und seiner Glückeshoffnung und schloß ihm den Mund, wenn er sprechen wollte und sollte, er zog seine Gedanken auf sich, wenn er allein über seinen Büchern saß und lesen wollte und nicht konnte. Ihm war zu Muthe, als ob auch Gretl es wüßte, als ob auch sie, wenn sie an ihn dachte, sich sagen müsse, er sei ein Lügner, der ihr heiliges kindliches Vertrauen getäuscht und ihr das Lebensglück entrissen, an dem sie mit allen Fasern ihres Herzens hing.

Die entscheidende Unterredung zwischen Mutter und Tochter war kurz. Grete hörte ruhig zu, sah ein Paar Minuten starr vor sich hin, dann sagte sie: „Mutter, soll ich ihn nehmen?“ Die Mutter war betroffen von der Mattigkeit und dem eigenthümlichen Ausdruck, der in der Frage lag, sie antwortete unsicher: „Du mußt das ja selbst wissen, Kind. — Wenn Du ihn nicht magst — aber Du hast ihn ja immer gern gehabt, und ein redlicher, braver Mensch ist er!“ „Ja, ja, es ist wahr — ich hab ihn gern gehabt, und brav ist er gewiß. So sag ihm's Mutter, daß ich seine Frau werden will!“ Das war Alles.

Paul empfing eine stille, blasse Braut in seine Arme, welche nicht lachte aber auch nicht weinte, keine Braut des Glücks, aber auch nicht traurig, als ob sie eine Abneigung hätte gegen eine Verbindung. Ihm schwindelte fast vordem Unerwarteten, Neuen, es war immer das Ziel seines Lebens gewesen, aber er hatte nicht mehr gehofft es zu erreichen, denn er hatte nicht den Muth gehabt, darum zu werben und jetzt hielt er es in Händen, unbestritten sein Eigen. Man denkt nicht über Dinge nach, die man nicht wissen will, so bemerkte er nicht, daß sie nicht jubelte und sich freute, wie eine glückliche Braut es soll. Ueber ihr stilles, müdes Wesen täuschte ihn die geräuschvolle Lebhaftigkeit der Mutter hinweg, und wenn sie nicht zärtlich war, so duldete sie doch seine Zärtlichkeiten ohne Unfreundlichkeit. Er konnte sich nicht beklagen, sie zeigte nie Launen und Eigensinn, war immer fügsam und zufrieden. Alles, was er vorschlug und einrichten wollte, war ihr recht. Manchmal ertappte er sich wohl bei dem Gedanken, daß es ihm lieber wäre, sie interessirte sich etwas lebhafter für ihre gemeinsamen Angelegen-

heiten, statt immer gleich zu antworten, ohne von der Arbeit aufzusehen: „Gewiß! Wie Du willst!“ — Aber konnte er sich beklagen, daß sie nachgiebig war? Nur in einem war sie nicht zu beeinflussen, trotz aller seiner Bitten und Vorstellungen, sich zu schonen und auszuruhen, welche durch ihr Aussehen sehr begründet waren, arbeitete sie unermüdlich, fast fieberhaft vom Morgen bis zum Abend, unbekümmert darum, daß ihr zarter Körper oft vor Erschöpfung fast zusammenbrach, mit eiserner Willenskraft richtete sie sich wieder auf und blieb bei der Arbeit, und Niemand wußte eigentlich, wie entkräftet sie war. An das gleichförmige Hüsteln hatte man sich gewöhnt, und wenn Paul ihr zuredete, sich Ruhe zu gönnen, so sagte sie nur: „Laß mich, das ist meine Freude“, wenn dann ein Schatten über sein Gesicht flog, so fügte sie von Mitleid getrieben hinzu: „Es soll Alles von mir sein, in unserem Heim“. Dann war er wieder glücklich und dachte nicht weiter daran, sie mit Vorstellungen zu quälen. Er hoffte auch, daß das neue Leben Alles verändern würde. Bräute sehen ja immer schlecht aus, das würde sich schon geben. Wenn ihn auch manchmal ein unbestimmtes Angstgefühl überkam, so überredete er sich bald, daß es grundlos sei und nur seiner ängstlichen Natur entspringe, die noch immer nicht an ihr Glück glauben könnte. Es überlief ihn wohl eisig kalt, als er einmal ungesehen hörte, wie Jemand auf eine Bemerkung über das ungewöhnlich schlechte Aussehen der Braut achselzuckend erwiderte: „Sie stirbt ja, seht ihr denn das nicht?“ Einen Augenblick schien dem unfreiwilligen Zuhörer das Herz still zu stehen, als ob der Tod ihn selbst gestreift hätte. Da war es jetzt ausgesprochen, was er nie, nur in Gedanken hatte reifen lassen, jetzt hatte ein Anderer es ruhig und gleichgültig gesagt. Aber es konnte ja nicht sein — es war nicht! So grausam war die Vorsehung doch nicht, daß sie ihm jetzt sein Glück wieder nehmen konnte. Nur die Böswilligkeit der Menschen konnte das ausdenken. Er rannte fast besinnungslos zum Häuschen der Frau Barbara, da saß sie beim Fenster wie sonst, hob den Kopf, sah ihn lächelnd an und antwortete auf seine Frage, daß es ihr gut gehe. Das war doch keine Sterbende. — Unsinn — es fehlte ihr ja nichts, daß sie jetzt vor Aufregung und Arbeit blaß und durchsichtig aussah, hatte nichts zu bedeuten. Wenn sie nur erst sein Weib war, dann wollte er sie schon wieder frisch und gesund machen, ihr Alles von den Augen absehen, und dann würde sie auch wieder lachen lernen und sie würden so glücklich sein, daß der

schwarze Schatten nie wieder kommen sollte. Aber er hatte doch jetzt keine Ruhe mehr, bis die Trauung vollzogen war, und drängte, bis der Tag festgesetzt war. Die Hochzeit fand unter Theilnahme des ganzen Ortes statt. Paul Heimreicher war ein allgemeiner Liebling und der Stolz aller, die ihm näher standen — so klug, so solid und so bescheiden. Es fiel nichts Besonderes vor, das weiße Mullkleid der Braut war tadellos, weder zu reich noch zu einfach, es ließ sich kaum etwas daran ausstellen, nur flüsterte eine der Damen, als sie eintrat, den anderen zu: „Herrgott, sieht das Mädel schlecht aus.“ Als aber eine empfindsame Seele hierauf die Vermuthung aufwarf, daß sie ihn vielleicht nicht möge, wurde sie mit Verachtung zurückgewiesen, wie war denn das erstens überhaupt denkbar, den Paul nicht mögen! — so einen lieben, ehrbaren Menschen — und hübsch ist er auch — der gewiß noch einmal Oberlehrer würde und dann — sie lächelte ja. Sie lächelte auch als er sie küßte, nachdem die Ceremonie vorüber war, und ihn durchzuckte ein eigenes, schmerzähnliches Gefühl, er hätte sie lieber weinen gesehen.

Es war ein Musterhaushalt, den die Zwei führten; immer ruhig und ordentlich, ohne Zank und Streit, man hörte nie ein lautes Wort dort und nie — ein lautes Lachen. Es war fast noch stiller, als zur Zeit, wo Paul allein war. Damals hatte doch die Magd, während der kurzen Zeit ihrer Thätigkeit, Bemerkenswerthes an Lärm geleistet, oder die Frau Oberlehrer kam nachzusehen bei ihrem Protegé und ihren Aufenthalt konnte man in der Regel auf eine beträchtliche Distanz in der Runde verfolgen, die junge Frau glitt aber still und geräuschlos durch's Haus — wie ein Schatten. Mit peinlicher Genauigkeit hielt sie alles in Ordnung, unermüdlich von früh bis spät arbeitend, nie verdrießlich und mürrisch und nie lustig. — Paul hatte es schon lange aufgegeben, sie wieder lachen zu lehren. Er dachte nur manchmal daran, ob wohl Vincenz es gekonnt hätte, oder ob sie es überhaupt nicht verlernt hätte, wenn er geblieben wäre. Sie schien ihn zwar vergessen zu haben, nie deutete die leiseste Spur darauf hin, daß sie noch an ihn dachte; sie war auch nicht traurig; wenn ihr Mann nach Hause kam, ging sie ihm freundlich entgegen, sie ließ sich willig küssen und that, was sie ihm an den Augen absehen konnte; er brauchte nichts zu verlangen, sie wußte von selbst, was er wollte, und manchmal sah sie ihn an und sagte mit einem merkwürdigen Ausdrucke „Du bist so gut!“ Aber das war auch Alles. Paul Heimreicher hatte ein treues, gutes,

sorgsames Weib, das nur für ihn lebte; er liebte sie mit aller Kraft seines Herzens immer mehr und mehr, mit einer flammenden Gluth, die jeden, der ihn kannte, auf's Höchste erstaunt hätte, wenn sie je an's Tageslicht gekommen wäre, und doch war er nicht unglücklicher gewesen, als er kaum auf ihren Besitz hoffte. Ob nicht Pygmalion vor dem leblosen Werke seiner Hände etwas empfunden hatte, wie unser moderner, nüchterner Schullehrer? Aber nur der Schmerz ist wirklich und wahr, die versöhnende Lösung gehört der Dichtung an. Paul Heimreicher verzehrte sich in geheimer Leidenschaft nach seinem Weib, die nur ein Abbild dessen zu sein schien, was sie hätte sein können und was ein Anderer vielleicht besessen hätte. Der Andere! Das war das Gespenst, das ihn immer verfolgte. Es war nicht Eifersucht; auch nicht in Gedanken hätte er sein Weib mit einem Argwohn beleidigt, es war nur ein grenzenloses, schuldbewußtes Mitleid, das sich in dem Gedanken zusammenfaßte: „Der Andere hätte sie glücklich gemacht, und Du hast sie darum bestohlen!“

Schon lange hatte er sich eingestehen müssen, daß die Wange, die er küßte, immer durchsichtiger wurde, der unheimliche Husten, der ihm in's Herz schnitt, immer stärker, und selbst ihre riesige Willenskraft konnte die Schwäche nicht mehr überwinden, die ihr oft die Arbeit unmöglich machte. Jetzt brauchte Paul Heimreicher es nicht mehr von Anderen zu hören, er wußte es selbst, daß sein Weib starb; sie klagte zwar noch immer nicht und ging ihren Geschäften, wenn es ihr Zustand erlaubte, mit derselben Ruhe nach wie früher. Paul sah das und dankte Gott, daß sie sich ihres Zustandes nicht bewußt war, als sie eines Tages am Fenster saß in dem großen Lehnstuhl, und hinaussah; die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen auf sie, wie sie da saß, die schmalen Hände im Schoße gefaltet, das blasse müde Gesicht von den blonden Haaren begrenzt und die Augen ins Weite gerichtet. Paul lehnte in einer Ecke und sah zu ihr hinüber; Zug für Zug sog er das Bild in sich, das Bild seiner einzigen großen Liebe, die er nun unaufhaltsam verlieren sollte, obwohl er mit allen Fasern in ihr wurzelte — unaufhaltsam. „Paul!“ klang es da vom Fenster her, sie hatte den Kopf nach ihm gewendet und sah ihn an mit ernstem Ausdruck. Er kam langsam näher. „Setz' Dich hieher zu mir,“ sagte sie mit leisem müden Ton, „ich muß Dir etwas sagen und habe nicht mehr viel Zeit. Ich werde bald sterben — sag' nicht nein, wir wissen's ja doch alle

Beide, daß es so ist, und bevor man stirbt, muß man seine Sünden bekennen. Ich habe aber etwas auf dem Herzen, was ich nicht dem Pfarrer beichten kann, denn den lieben Gott hab' ich damit nicht beleidigt, es war ein Unrecht nur an Dir." Er stützte die Arme auf den Tisch und vergrub den Kopf in beide Hände. „Es hat mir schwer auf der Seele gelegen, und ich muß mich freimachen davon. Siehst Du, Paul, ich hab' Dich gern gehabt, so lang ich mich erinnern kann, Du bist der beste Mensch, den ich auf der Welt gesehen habe, und ich hab' es immer gefühlt und es Dir gedankt, daß Du so gut mit mir warst, aber lieb gehabt — so lieb, daß man nichts Anderes weiß und daß es nie ein Ende haben kann, hab' ich nur Einen — den Vincenz, mein Leben lang." Sie hielt einen Moment inne, erschöpft von der Erregung; er rührte sich nicht. „Glaub' mir's, Paul, ich hab' es nicht gewollt und habe ehrlich gearbeitet, um es zu vergessen, aber ich konnte nicht anders. Wenn ich am Tag mir keine Zeit gelassen habe, in der Nacht mußt' ich doch still halten und da hab' ich an ihn gedacht, immer und immer wieder, die ganzen Jahre hindurch."

Sie versank in ein Nachdenken, aus dem sie plötzlich emporfuhr, wie von einem plötzlichen Bedenken erschreckt, und sich mühsam aufrichtend stieß sie mit angstvollem Entsetzen hervor: „Aber das mußt Du nicht glauben, das nicht, daß ich Dir kein treues Weib war, in Allem und Allem. Bei meiner Seele Seligkeit, Paul, ich habe nichts gewußt von Vincenz Balder, seit damals, wo ich ihm gesagt habe, daß er allein gehen müsse und mich vergessen, und wie vor einem Jahr der Müller aus der Stadt zurückgekommen ist und erzählt hat, der Vincenz sei ein reicher Mann geworden, und auch zu mir gekommen ist, mit einem Brief von ihm, da hab ich ihm gesagt, daß ich mit dem Vincenz nichts zu schaffen hätte und hab' ihn mit dem Brief fortgeschickt. Aber vergessen habe ich ihn doch nicht und habe geweint bis in die Nacht hinein, wie der Brief fort war. Damals, wie ich zu Dir gekommen bin, weißt Du noch, und Du mich auf den Weg gewiesen hast, den ich gehen sollte und ich gegangen bin, da war's mir so, als ob mein Herz einen Sprung bekommen hätte, und ich habe gedacht, es wird brechen. Aber es bricht ja nicht Alles, was springt; es ist nur nichts mehr nutz."

Paul war unbeweglich dagesessen, jetzt auf einmal, wie niedergedrückt von einer ungeheueren Last, brach er zusammen neben ihr, legte den Kopf auf die Armlehne und seinen ganzen Körper durch-

schütterte ein unaufhaltsames mächtiges Schluchzen, das ihn plötzlich überwältigte. Er hatte es mit anhören können, daß sein ganzes Leben ein verlorenes war, daß Dasjenige, was es krönen sollte, nicht eine Stunde ihm gehört hatte, obwohl er es in den Händen hielt, aber die Erinnerung an jene eine Stunde der Schwachheit, wo er das Lebensglück zweier guter Menschen und seine eigene Selbstachtung geopfert hatte, diese Erinnerung und der unerschütterte Kinderglaube seines Weibes an seine Rechtlichkeit, die er selbst nicht mehr anerkannte, das warf ihn nieder. Und zum zweiten Male rang sein erbarmungsloses Rechtsgefühl mit seiner natürlichen Selbstliebe, als er jetzt da lag und sich verzweifelt fragte, ob er es ihr sagen müsse, ob er, der nie ihre Liebe besessen hatte, nun auch ihre Achtung aufgeben müsse, indem er ihr sagte, daß er gelogen habe, an dem Tag, wo sie ihre Seele in seine Hände gelegt hatte, daß er das Heiligste verleugnet habe, was sein Herz kannte.

Sie legte die Hand auf seinen Kopf und sagte leise: „Ja, ich bin Dir ein schlechtes Weib gewesen, ich weiß es. Aber so sehr ich mich gemüht habe, ich konnte es nicht. Ich weiß: ich hätte lachen sollen und fröhlich sein und Dir das Leben schön machen, und das Alles hab' ich nie gethan. Du bist so gut, Du hättest das beste Weib verdient und das größte Glück, und ich war es nicht werth, daß Du mich genommen hast. Oft und oft, wenn ich drüben gesehen habe, wie der Vater nach Hause kommt und die Mutter und Kinder laufen ihm entgegen und Eines überschreit das Andere mit lustigen Berichten, da bin ich hereingegangen und habe geweint über Dich, nicht über mich, daß Du's nicht auch so hast. Aber wenn ich habe lachen wollen, da habe ich ein Gefühl gehabt, als ob der Sprung in meinem Herzen zu schmerzen anfinge, und als ob das Herz in Stücke fallen müßte. Ich konnte nur darüber weinen, daß Du nicht so glücklich geworden bist, wie Du es verdient hättest. Aber es ist ja noch nicht zu spät, Du bist noch jung und siehst Du, darum wird es mir leicht zu sterben, denn dann wirst Du Dir so ein Glück gründen, wirst Dir ein lachendes fröhliches Weib nehmen, das Dir Dein Haus schön macht. Dann wirst Du mir's auch verzeihen, was ich gesündigt habe an Dir. Ich hab's gewußt, daß es Dir weh thun wird, aber ich habe es Dir sagen müssen, daß ich den Vincenz lieb gehabt habe, ihn noch lieb habe — ihn allein, bis in den Tod!"

Er hob den Kopf und wollte sprechen, er wollte sich's abringen und so ehrlich sein, wie sie, da sah er, daß sie ganz erschöpft zurückgesunken war, und sie sagte matt: „Sprich jetzt nicht, ich bin zu müde, Du weißt's ja jetzt, mehr braucht's nicht!“ Da stand er schweigend auf und drückte einen leisen, heißen Kuß auf ihre Stirne — einen Abschiedskuß.

Als Paul Heimreicher dann nach kurzer Zeit an der Leiche seiner Frau stand, die sein ganzes Leben von Kind auf in sich schloß, weinte er nicht. Die sich darüber wunderten, wußten ja nicht, daß er sie schon früher verloren hatte, damals, als sie ihm sagte, daß sie den „Andern“ liebe bis zum letzten Athemzug, und daß er damals alle Thränen seiner Augen vergossen hatte. Er dachte jetzt nur daran, wie er sie so daliegen sah, friedlich und schmerzlos, mit einem lächelnden Zug um die Lippen, wann er diesen Zug schon früher auf ihrem Gesichte gesehen hatte und es fiel ihm auch ein — an seinem Hochzeitstage, als er sie vor dem Altare geküßt hatte.





Lieder

von

Franz Freiherrn v. Schrenck.

Nächstenliebe.*

Recht zu handeln, wenn Dein Leben
Freundlichen Gefilden gleichet,
Wie des Meeres Spiegel eben,
Und von Stürmen nie erreichet,

Nie zu straucheln, nie zu fallen
Wo kein Abgrund zu gewahren,
Wo Dein Schritt ein mühlos Wallen,
Ohne Hemmniß und Gefahren,

So der Tugend Preis erringen
Darf dich nicht zum Stolz verleiten,
Nicht die Geißel schon zu schwingen,
Droht dein Nächster auszugleiten.

Reiche ihm vielmehr die Hände
Wär' er strauchelnd auch gefallen,
Wenn er nirgends Hülfe fände
Und verlassen wär' von Allen.

* In Musik gesetzt von Gräfin Buttler-Zichy-Stubenberg.

Solche That wird Dich nicht schänden,
— Deinem makellosen Leben
Wird solch' mildes Nachsichtspenden
Erst die echte Weihe geben.

Im Seelenschmerz.*

Die Wolken fliehen und jagen
Dort oben am Himmelszelt,
O' Wolken, o laßt Euch fragen,
Wohin Ihr die Segel schwellt.

Ich möchte mit Euch wohl fliehen
Hinaus in das finstere All
Wenn zuckend die Blitze sprühen
Beim mächtigen Donnerschall.

Dann könnt ich vielleicht verwinden,
Was tief mir im Herzen stürmt,
Vergessen und nicht mehr empfinden,
Das Weh, das zur Qual sich thürmt.

Doch hör' ich nur Sturmestoben
Die Wolken, sie antworten nicht,
Was kümmert es die dort oben,
Ob unten ein Herz auch bricht!

Vöglein's Gesang.

Als er zur Wanderschaft bereit
Vor Liebchens Fenster stand,
Als bei der Trennung herbem Leid
Sich Lipp zu Lippe fand,

Da sang im Busch ein Vögelein
Zu beider Abschiedsgruß:
„Vom Liebsten heißt's geschieden sein,
Und wär's der letzte Kuß."

* In Musik gesetzt von Gräfin Buttler-Zichy-Stubenberg.

Und in die Welt zog er hinaus,
Noch war das Herz ihm schwer,
Bald denkt er seltner an zuhaus,
Und endlich gar nicht mehr.

Zuhause aber hofft und harrt
Das Mägdlein Tag um Tag,
Bis Hoffnung immer schwächer ward
Mit jedem Herzensschlag.

— Und wieder sang das Vögelein,
Das Mägdlein lauschen muß:
„Vom Liebsten heißt's geschieden sein,
Wär's auch der letzte Kuß."

An der Lieben Grab.

Bin an einem Frühlingstage
An der Lieben Grab gegangen,
Tief im Innern stille Klage,
Mir zu Häupten Lieder klangen,

Rings um mich ein süß Entfalten,
Todesschauer in den Tiefen,
Dorthin drang kein Frühlingswalten,
Wo die lieben Todten schliefen,

Dorthin drangen keine Lieder,
Keine sanften Frühlingslüfte
Senkten sich erweckend nieder
In die stillen Todtengrüfte.

Und es wollt mich schwer bedrücken
Rings um mich das junge Leben,
Frühling konnt mich nicht beglücken,
Mir die Lieben wieder geben.

Wie's schon hienieden geht.

Sie gingen vereint durch's Leben,
Er war oft zornig und geh',
Da hat es leicht Streit gegeben
Und beide thaten sich weh,

Und als den Einen von beiden
Sein Sterbeglöcklein rief,
Da fühlte der Andre beim Scheiden
Die Trennung recht schmerzlich und tief.





Sommertag.

Von

Sophie Gräfin Attems-Hartig.

Ein Sommertag, ein heißer, wolkenloser,
Libellen schaukeln auf der Silberflut,
Die Falter kosen, munt're Finken schlagen,
Dufthauch entquillt der Rose Purpurglut.
Da fährt ein Windhauch durch der Bäume Wipfel,
Kaum merkbar erst, doch mächtig schwillt er an,
Er wird zum Sturm und schwarze Wolken jagen
Von ihm gepeitscht in wilder Flucht heran.
Es dunkelt jäh, die frohen Sänger schweigen,
Wie böses Ahnen liegt es auf der Welt.
Nur Donnerhall und greller Blitze Zucken!
Es loht und flammt am ganzen Himmelszelt!
Und lauter wird der Windsbraut furchtbar Toben.
Hoch in die Lüfte trägt sie Staub und Sand,
Sie knickt die Zweige, rüttelt an den Bäumen.
Weh dem, der bietet Trotz und Widerstand!
Die hohe Eiche, deren üpp'ge Krone
Sich nicht gebeugt so viele Jahre lang,
Nun sinkt sie hin, vom stolzen Stamm gebrochen,
Des Sturmes Heulen wird ihr Grabgesang,
Und alle Vöglein, die in ihren Zweigen
Das Nest gebaut im blüthenreichen Mai,
Sie flattern um die hingestreckte Riesin
Mit banger Hast und schrillem Wehgeschrei.
Da öffnen sich des Himmels mächt'ge Schleußen,
Herniederrauscht des Regens kühle Flut;

Wie glättend Öl des Meeres wilde Wogen
Besänftigt sie des Wetters grause Wuth.
Schon schweigt der Sturm, bald reißt der Wolkenschleier,
Hell leuchtend bricht das tiefe Blaue hervor
Und jubelnd tönt aus regenschweren Zweigen
In neuer Lust der Vöglein heller Chor. —
In gold'nen Gluten geht die Sonne scheiden,
Ihr letzter Strahl verklärt die weite Flur,
Vergessen ist des Ungewitters Toben
Und Friede hüllt die schweigende Natur. —
O Sommertag! Gleichst manchem Menschenleben,
Das sorglos erst, dann reich an Kampf und Pein.
O! mög' auch ihm nach sturmbewegten Stunden,
Der Abend lieblich, hell und friedvoll sein!





Gedichte.

Frei aus dem Italienischen des Cesare Rossi. (Rime 1892.)

In's Deutsche übertragen

von

L. Breisky.

Sonett. (Pia luce.)

Aus Deinen schönen hellen Augensternen
Ein freundlich mildes Licht herniederschien,
Und es gemahnt' mich wie aus weiten Fernen
An Cavalcanti's hehre Poesien.

Bald ist dein Blick ein ruhig heitres Leuchten,
Bald scheint ihn fromme Andacht zu durchzieh'n,
Das Meer hat ihm den Farbenglanz, den feuchten,
Der Himmel seinen zarten Reiz verlieh'n.

Kann es was Schön'res auf der Welt noch geben,
Als Deiner Augen hellen, klaren Schein,
Der Augen, die ich liebte hoffnungslos? —
Zu küssen sie, die Sehnsucht ist so groß,
Daß ich statt einem, ließe tausend Leben!
Doch dieses Glück, ich weiß — es kann nicht sein.

Nachtigall und Dichter. (Usignuolo e poeta.)

Die Sonne sinkt. Von ihrem letzten Kuß
Erröthend die verlass'nen Häuser scheinen,
Und langsam wie ein Gruß
Von ferne klingt der Abendglöcklein Weinen.

Und Abendschatten bald verschleiern dicht
Die Dinge rings, und unsere Seele weitet
Ein Sehnen nach dem Licht,
Das mit dem Schatten wächst, der sich verbreitet.

Versteckt im Busch' lockt eine Nachtigall
Mit rührend süßen Melodien und Klagen,
Doch traurig bleibt der Schall,
Der Einsamen will Niemand Antwort sagen.

So sänge der Poet auch, wenn er liebt,
Das schöne Frühlingslied von seinem Leben —
Wenn Niemand Antwort gibt,
Singt er am Abend leise und ergeben.

Friaul. (Friuli.)

Es war doch süß, an stillen Sommertagen
Allein zu wandeln unter deinen Bäumen,
O mein Friaul! Will schreiben es und sagen,
Daß ich dein Lächeln seh' in meinen Träumen.

Im freien Feld, im Strahl der Mittagsonne
Die schrillen Lieder der Cicaden tönten,
Wie einst, als schon dein Wein und Liebeswonne
Die Tage des Anakreon verschönten.

Im lauen Abendwinde sanft verhallten
Der Kirchenglocken langgezogene Klänge,
Indeß im Dorf', in Flur und Au erschallten
Verliebter Mädchen fröhliche Gesänge.

Und auf den hochbelad'nen Erntewägen,
Da jauchzten Kinderstimmen in die Lüfte,
Die weite Ebene lacht' mir entgegen,
Und frischem Heu entströmten kräft'ge Düfte.

Wenn Zank und Lästersucht sich kleinlich reiben
Und edle Regungen im Sumpf' ersticken,
Dann' möcht' ich flüchten aus dem wüsten Treiben,
Noch einmal dich, mein schönes Land, erblicken!

Ich ford're nicht wie einst an diesem Orte,
Der jungen Liebe Glück, das ich besessen:
Von deinen Dichtern gib mir nur die Worte,
Und deinen Feuerwein, um zu vergessen! —

Am Molo. (Dal Molo.)

Erblassend ruht im letzten Abendschimmern
Der Golf. Und eines Seemanns Weise
Erklinget wechselnd, wie des Leuchthurms Flimmern,
Bald laut, bald leise.

Dort über Schloß Duino flammt noch Helle,
Wölbt feurig sich des Himmels Bogen,
Und langsam kommt, sich schaukelnd auf der Welle,
Ein Boot gezogen.

Die Schöpfung ringsum ist in Ruh versunken,
Die Ufer sich im Mondschein zeigen —
Die Herzen aber zittern wonnetrunken
In tiefem Schweigen.

Es ruft das Meer. (Il mare chiama.)

Wenn sonnige Strahlen auf ihrem Pfade
In schimmerndem Golde und Feuer sich mischen,
Ruft das Meer: „Verlaßt das Gestade,
Betrübte, kommt her!
Ich will Euch stärken, will Euch erfrischen."

Wenn dann nach dem günstigen Wind gerichtet
Die Wimpel sich regen, die Segel sich schwellen,
Ruft das Meer: „Die Anker gelichtet!
Betrübte, kommt her!
Nicht bös bin ich, vertraut meinen Wellen!"

Wenn Hesperus scheint sich im Licht zu wiegen,
Die Stürme verstummen, die Wogen sich glätten,
Ruft das Meer: „Sanft schlummernd zu liegen,
Betrübte, kommt her!
Will Euch wie unter Fittigen betten."

Und ist's nach gewalt'gem Aufruhr, als schliefe
Ein Riese, den höhere Mächte bezwangen —
Ruft das Meer: „Zu mir in die Tiefe,
Betrübte, kommt her,
Wollt Ihr den letzten Frieden erlangen!"

Abgestorbener Baum. (Albero morto.)

Erinnerst du dich noch, du alter Baum,
Wie oft wir suchten deinen Schatten,
Verbergend neidisch unsern Liebesbund?
Als treuer Freund hast du uns stets begrüßt,
Der den Besuch auch weiß zu ehren,
Und sich darüber freut im Herzensgrund.

Verschwendrisch hast du damals ausgestreut
Ob ihrem Haupt den Blüthenregen —
Sie aber lachte fröhlich nur dazu.
April war's, und es trug der Glöcklein Schall
Die neuen Frühlingsmelodien
Zu allen Hügeln in der Abendruh!

Das ist vorbei. Verödet liegt der Ort,
Du ragst empor im weiten Reiche,
Wo jede Freude, jedes Glück erstarrt.
Kein Mädchenlachen und kein Vogelsang
Bringt Leben deinem dürren Holze,
Das nur mehr seines letzten Tages harrt.

Lebt wohl, ihr Zweige, die einst froh gerauscht
Im Blüthenschmuck glücksel'ger Jugend!
Ihr wuchset auf, und endet nun mit mir,
In kurzer Zeit dann seh'n die Büsche rings
Aus deinem Stamm ein Bett bereiten
Für mich, der ich bald schlummern will, mit dir.



Délibáb.

(Eine Skizze von der Theiß.)

Von

Bernhard Rothenstein.

. . . . . so schlenderte ich durch's Aehrenfeld auf kaum sichtbarem, zickzackführenden Pfade. Die schlanken, von leisem Windhauche bewegten Aehren zur Seite biegend, schritt ich träumerisch dahin, bis ein mächtig überragender Getreideschober das Sinnen der Seele scheuchte. Ueber die Aehren hoch hinauslugend hemmte der Anblick der goldigglänzenden Masse das Gespinnst der Phantasie. Ich schritt rascher aus, da, im Begriffe, aus dem Gehege des wogenden Ackersegens auf die grüne, abgemähte Rasenfläche hinauszutreten, — lachte sie mich breit mit ihren abgrundtiefen, brennenden Zigeuneraugen an. Zigeuneraugen. Unstetes, flackerndes Leuchten eines lodernden Kraters, aus dessen schwarzem Dampfe schlackige Feuergarben raketengleich in die Lüfte brennen. Ich blieb wie festgewurzelt am Wiesenraine stehen. Eine heiße Blutwelle schoß mir urplötzlich bis in die Schläfen. Mein stockender Schritt, der zweifellos befremdliche Ausdruck in meinen Mienen mochte sie erschreckt haben. Ein Schatten glitt über ihre Stirne. Einen Augenblick sah sie mich fast scheu an, dann, als ob sie vollenden müßte, was sich noch nicht voll vom Herzen losgerungen, erscholl die eigengeartete, scalamäßig aufsteigende Lachcadenz von Neuem, aber diesmal klang es wie heimliches, gedämpftes Taubengegirre, und flink den Rechen über die Schulter schwingend, sprang sie leicht, wie eine

flüchtige Gazelle dahin. In einem Nu war sie meinen sie verfolgenden Blicken entschwunden. Sie war gewiß in das Haus geeilt, welches dort am Rande der Wiese, knapp neben dem mächtigen Schober stand. Ich weiß es nicht, obgleich sie vor meinen Augen die Flucht ergriffen hatte. Ich befand mich in einem sonderbaren Zustande seelischer Befangenheit. Wie lange dieser Zustand gedauert, wie lange ich auf demselben Flecke der Entschwundenen nachgestarrt — ich weiß es nicht; weiß überhaupt nicht, welche äußeren Vorgänge sich in den nächsten Minuten ereigneten. Aber mit einem Male hatte ich die quälende Empfindung, als ob sich ein dunkler Schleier über meine Augen breitete; dann war mir's, als hörte ich in meiner unmittelbaren Nähe ein leises Flüstern und Kosen. Eine süße Stimme präludirte leidenschaftliche Liebesschwüre, die allmälig hinsterbend zum flüsternden Geseufze verhauchten. Ein kalter Schauer rieselte über meinen Nacken; meine Brust hob sich stürmisch bewegt. Plötzlich, noch ehe ich einen Zusammenhang, oder auch nur ein Vorbereiten, ein Vermitteln wahrnehmen gekonnt, flammten in Wolkenhöhe in Feuer getauchte Berggipfel empor, welche mit ihrem rosigen Widerscheine die auf den Alpenhöhen lagernde Dunkelheit durchleuchteten und zu verschwommener Plastik verdämmerten. Ueber die flammenden Gipfel jagte in regelloser Debandade ein Wolkenheer und beim jähen Erglühen der Bergspitzen gewahrte ich, deutlich erkennbar, den im drehenden Wirbel dahinstürmenden Nebeltroß. In abgerissenen Nebelfetzen flog's dahin: ein phantastisches Heer wallender und sich stetig verändernder Spukgestalten. Doch so bewegt die Wolkenszenerie sich auch gestaltete, schien der sphärische Vorgang doch nur ein nebelflüchtiges Intermezzo, denn alsbald tauchte mit der Schnelligkeit des Lichtes ein neuer Abklatsch auf der wechselnden Bühne auf: da Reiter mit wirr flatterndem Haar, auf langmähnigen schwarzen Rossen dahinjagend; verlotterte Zigeuner, die Fidel und den Baß emsig streichend, umtanzt und umgaukelt von schier unmöglichen Lebensgebilden; dort: ein schwankender Kirchthurm, ein mit glitzerndem Schnee bedecktes Riff, ein mit seiner Basis in die Lüfte ragender, speiender Geiser. So flog das Nebelgeschiebe, in deutlichen Contouren sich abzeichnend, einzeln oder übereinandergethürmt gespensterhaft dahin; die Farben dämpften und erhöhten sich abwechselnd. Unter all den Bildern fesselte aber eines in ganz außerordentlichem Maße meine Aufmerksamkeit. Auf der grauen Grundfläche der Nebelbühne

erschien mit der Plötzlichkeit eines an die Wand geworfenen Reflexbildes ein dahertrabendes, reichgeschirrtes Viergespann — ein Hochzeitszug. — Der Trab der von silbernem Mondlichte umflossenen Pferde war sicht-, aber nicht hörbar. Ich strengte mit mechanischem Wollen das Ohr an, denn ich vermeinte einen Laut aus den Lüften erhaschen zu können, zu müssen. Vergeblich. Das Bild zog mit scharf umrissenen Linien vor einem es fahlgelb durchleuchtenden Bergkegel vorbei. Im Fond des silhouettirten Wagens die Hände innig ineinander verschlungen, saß das Brautpaar. Die mit einem kostbaren Diadem geschmückte Reiherfeder auf dem Hute des Bräutigams kündete den stolzen Magnaten, doch aus dem Gesichte der Braut, welches von einem durchsichtigen weißen Schleier kaum verhüllt war, leuchtete ein Schmuck, strahlender als die kostbarsten Diademe; — Augen, — heiße, unsagbare, flammende, verzehrende Zigeuneraugen; Augen von einem Feuer, dessen hinreißendes Funkeln von keinem facettirten Edelsteine erreicht wird. In buntem Dahinstürmen jagte ein Troß jauchzender Reiter hinter dem Wagen einher. — — —

Allgemach verloren die Linien des bewegten Bildes ihre Schärfe und unmerklich im weißlich grauen Gerinne zerfließend, zerflatterte es mälig über die verblassenden Höhen.

Stockfinstere Nacht lag wieder über der Landschaft. Mir schwanden die Sinne. Der Ueberschwang der Phantasie mag so eine geraume Weile meine Lebensgeister gefesselt gehalten haben; Fesseln, gegen welche nun mein wieder erwachendes Bewußtsein mit der ganzen, eingebornen Kraft rüttelte, bis es sie sprengte. Die Augenlider öffneten sich fast vorsichtig; ich verspürte ein prickelndes Kältegefühl, ein Frösteln in den Adern. Der Schleier, der mir die Seele verdunkelt hatte, schob sich wieder sachte in die Höhe. Meine Augen gewannen wieder ihr gewohntes, klares Schauen.

Ich sah um mich, starrte in die Höhe, als ob ich das Schattenleben der entschwundenen Bilder noch erhaschen könnte, bis endlich der sich wieder senkende Blick auf dem mit gelbbraunem Rohr bedachten Häuschen zu meiner Linken haften blieb.

Ein alter Bauer, muthmaßlich der Eigenthümer oder Pächter desselben, saß auf einer niedrigen, schmalen Bank, knapp an der Eingangsthüre, und den struppigen Kopf ein wenig geneigt, schien er behaglich aus einem kurzstieligen Debrecziner Pfeifchen zu schmauchen.

Schillernde Sommerfäden zogen leichthin über den dunklen Smaragd der kurzgemähten Wiese. Ein leises Summen, in seinem unstäten, tiefen Klangcharakter fast den schwermüthigen Choralen der Aeolsharfe verwandt, tönte wie ein begleitendes Brummchörlein zu dem entfernten Gezwitscher der die Aehren auspickenden Sperlinge. Die idyllische Ruhe ringsumher hat offenbar dem Bauer die schweren Lider geschlossen und seine innere Vorstellung mit angenehmen Traumgestalten bevölkert, denn manchmal ringt sich ein seltsames Gutturalgeräusch aus dessen Kehle, als strebte ein Jauchzer sich den Lippen zu entwinden; zuweilen versucht er sogar, freilich vergeblich, die rechte Schnurrbartspitze kecklich empor zu ringeln. Der Arm sinkt kraftlos zur Seite.

Von jenseits des Flusses lugte die wässerige Sonne neugierig, messingglänzend, ein halbgeschlossenes Riesenauge, über die vom leisen Windhauch bewegten, ährengeschmückten Felder herüber und verklärte mit ihrem gebrochenen Lichte die fahlschimmernde Landschaft. Ihre schrägziehenden steifen Strahlenbündel badeten sich, aufblitzende Lichter verstreuend, in den träge fließenden Fluthen der gelbschlammigen Theiß. Ein kühler Hauch wehte von ihren Ufern herüber; der Boden war feucht. Die Natur athmete sanfte Verklärung und stiller Gottesfriede spann seine Fäden über Flur und Acker, umfing den Strom und breitete seinen Fittig über mein aufseufzendes Sinnen. Ich sammelte meine Geister vollends. — Wo bin ich? — Ach, ja doch, an der Theiß. An der Theiß, deren fernes Rauschen mir wie ein süßes heimatliches Wiegenlied in der Seele wiederklingt. Die Erinnerung stieg, wie eine aus Nebeln sich ringende Nebensonne allmälig bis zum Zenithe der vollen Stirnhöhe des Bewußtseins empor. Ach ja, — Doch als ob die erfolgte Sammlung des Geistes nur eine Täuschung, ein Spiel der launischen Kobolde der Phantasie wären, huschten all die Schattenbilder abermals, wenn auch nur an meinem seelischen Horizonte, vorbei. — Wie das schön war! Und wie so ganz natürlich!

Ich seh' sie noch vor mir mit dem breiten Lachen der aufzuckenden Scala und der sengenden Gluth in den flammenden Augen, den unergründbaren schwarzen Sternen einer geheimnißvollen Welt. Auch ihre heimlichen, leidenschaftlichen Liebesschwüre klingen mir, mich neuerdings ergreifend, noch in den Ohren. — Und dann! — das nächtliche Alpenglühen mit dem hochziehenden dahinfleuchenden

Schattengewirre, dessen Schlußcadenz wie der volle harmonische Accord eines glücklich geeinten Seelenbundes verklang. Ich faſſ' es kaum. Gab's je im thalumrandeten, unbegrenzt sich weitenden Flachlande ein Alpenglühen? War's Wirklichkeit oder Täuschung?

Délibáb! Mittagshexe! Ich rufe Dich an! Warst Du's? — Warst Du es wirklich? Oder hat Dich nur die Phantasie mir vorgegaukelt, hat ihr Eigengebilde in scheinbare Wirklichkeit gewandelt, um meiner Seele Ahnung stürmisch zu entfesseln? Und wenn nicht — wenn Du in Wirklichkeit ein Etwas bist: Wo fließen dann die Linien des Scheins und der Wirklichkeit in einander? Wo stoßen die Grenzen von Natur und Geist aufeinander und verbinden sich zu einer höchsten Einheit? . . . . . .

Noch einmal schweifte mein Blick zum Häuschen hinüber. Der Bauer saß noch immer nickend, das Pfeifenrohr fest zwischen den Zähnen geklemmt, auf der Bank. Sein Kopf war nur noch tiefer auf die Brust hinabgesunken. Sah vielleicht auch er in seinen Träumen die Délibáb? Und berauschte auch er sich an den tänzelnd dahin schreitenden Pferden, den nationalen Weisen der Hochzeitsfideln? Die Beine strecken sich, die Arme zucken auf. Ach, es ist klar, er kann nicht widerstreben. Der hinreißende Geist des Csárdás hat ihn erfaßt. — — —

Die kleinen Fensterscheiben des Häuschens erglühen im Feuer der scheidenden Sonne. Geblendet wende ich den Blick gegen die Theiß.

Ein Reiher streicht in vornehmer Ruhe hoch über dem Spiegel ihrer Wasser. Sein weißes Gefieder leuchtet im Abendsonnenstrahl. Sein Flug folgt dem Laufe des Stromes. Bald ist er nur noch ein weißglühender Punkt, der in den aufsteigenden röthlich schimmernden Abenddünsten sich verliert.

Bote der Sümpfe, seraphisch Beflügelter! Hüte Dich vor der Délibáb, der Mittagshexe! Triffst Du in ihrem Reiche auf das schwarze Leuchten eines flackernden Augenpaares, dann wisse, daß Dein Silberglanz vor dem Feuer dieser Augen erbleicht, Dein Flug kraftlos der Höhe entstürzt und Deine stolze Ruhe dahin ist.



Im Bann der Liebe

von

Franz Herold.

Ich bin der Kahn, das schwellende Segel Du,
Ich trage Dich, ich halte Dich immerzu,
Und Du beseelst den Lauf, den strebenden mir,
Auf dunkler Fluth Du meine schimmernde Zier.
Doch wenn der Sturm die tobende Jagd beginnt,
Er sag' uns erst, was wir einander sind.

Ich bin der Wald und Du die heil'ge Ruh'.
Die Sonne langsam klimmt dem Mittag zu,
Die Fichte sinnt und regt die Nadeln kaum,
Die Blume wiegt den Schmetterling in Traum.
Fern klopft ein Specht, ein hoher Geier schreit,
Es saust und klingt um uns die Einsamkeit.
Wo kam mein Sturm, mein ruhlos Wogen hin?
Ich weiß nicht mehr, was ich gewesen bin.

Ich bin der Strauch und Du die Nachtigall.
Du drangst im Nu durch meiner Zweige Wall,
Und heimisch gleich, erhobst Du Deinen Sang,
Ich weiß nicht, was zu Deinem Dienst mich zwang!
Der Zweige schönste wölbt' ich Dir zum Nest,
Die schönsten Blüthen streut' ich Dir zum Fest,
Und alle Lichter lud zu Gast ich ein,
Der Sterne Glanz, des Thaues Flimmerschein.
Doch fliegst Du fort, die mir den Lenz gebracht,
So wird es Herbst in einer einz'gen Nacht.

Ich bin das Lied und Du die Melodie;
Ich floß und klang und war vollendet nie.
Doch wie Du mich mit Deinem Hauch berührt,
Da hab' ich Flügel werden mir gespürt.
Da hob ich mich, Du schwebtest niederwärts —
Wer schloß den andern nur zuerst an's Herz?
Doch wie ich wiege Dich, des Einklangs froh,
Mir ist, als wär's seit Ewigkeiten so.
So wollen wir mitsammen aufwärts ziehn
Zurück zur Heimat aller Harmonien.

Ich bin die Nacht und Du des Mondes Licht;
Ich lag im Schlummer und ich kannt' mich nicht.
Du zeigtest erst, was hoch in mir und tief,
Und jede Farbe, die im Schatten schlief,
Und jeden Schimmer, den der Stein verschloß,
Du locktest sie durch Deinen Zauber los.
Da liegt es nun, ein holdes Wunderreich!
Bin ich es selbst? Ich weiß es nicht sogleich!
Doch ahn' ich schon: Es ward in Deinem Licht
Mein dunkles Sein ein strahlendes Gedicht.

Ich bin der Ton und Du des Himmels Luft,
In die Natur leis meinen Namen ruft;
Nun wandern wir mitsammen im Verein,
Und Eines muß im Andern lebend sein.

Ich bin der Fels und Du ein süßer Ton.
Ich weiß es nicht, woher Du kamst geflohn!
Vom Himmel hoch! Du klingst so hehr und rein
Und mußt doch, traut und schön, von dieser Erde sein.
Doch wie Du kamst in meine harte Brust,
Ward ich in ihr des Echos erst bewußt.

Ich das Gemach, die milde Lampe Du,
In uns und neben uns ist Sonntagsruh,
Die Wünsche all' sind fröhlich heimgekehrt
Und sitzen traulich um den warmen Herd.
Nur manchmal flattert einer mückengleich,
Um Dich zu necken, in Dein Lichtbereich,
Und jedes Ding, der Tisch, das Bild, der Schrein,
Du läßt es hell, für sich, bedeutend sein.

Und alles ist nur, wie Du es bescheinst,
Und eine Welt doch, die Du hier vereinst.
Ja, eine Welt, die, wenn Dein Licht erlischt,
All' ihre Wesen mit den Schatten mischt.

Ich Dein Gemahl, mein Weib, mein heil'ges Du!
Was such ich Namen, Bilder immerzu?
An unserm Herzen unser liebster Ort
Und uns're Liebe unsers Lebens Hort.
Und miteinander immer enger Eins
Und miteinander selig unsers Seins, —
Und fliehn uns einst die Strahlen dieses Lichts,
Dann miteinander Alles oder nichts!





Phantasien.

(Bei dem Betrachten der Bilder Pasini's.)

Von

Alfred Friedmann.

Venezianerin.

Was sagen, Mädchen, Deine Augensterne?
Daß Dir ein Räthsel noch, Dein künftig Leben,
Daß die Gedanken schon in's Traumreich schweben,
Daß Du Dir glücklich malst verhüllte Ferne!

Du bist noch jung, liebäugelst aber gerne,
Weißt nicht allein das Fischernetz zu weben!
Mag Lieb' auch jetzt die junge Brust nicht heben,
Mir ist nicht bang, daß sie's nicht bald erlerne!

Lauschst Du dem Zaubersang der Lido-Wellen,
Des Gondoliers verliebten Ritornellen,
Sind's Fremde, deren Trachten Du beneidest?

Leid wirst Du bringen, wie Du jetzt schon leidest!
Der Welle gleichen, die da wechselt stündlich, —
Du bist ein Weib schon, und drum unergründlich.

Ein Wiegenlied.

Nini nani Die Mutter ist gegangen,
Die Fische, die der Vater fing, verkaufen.
Ich soll beim Stricken, Wiegen nicht verschnaufen
Und Liedchen singen, die sie mir nicht sangen!

Am liebsten möcht' ich nach San Marco laufen,
Und sehn — nini nani — (hör' nur den Rangen,
Kein süßes Liedchen will bei dem verfangen) —
Wie Fremde — Damen Blumensträußchen kaufen.

Ein Blumenmädchen will ich einstmals werden,
Die Veilchen pflücken aus des Gärtners Erden,
Und aussehn, duften selbst so wie ein Veilchen.

Dann mag —nini nani — vergehn ein Weilchen,
Dann braucht der Kleine mich nicht mehr beim Schlafen,
Ich lauf' einmal davon mit einem Grafen!

Privatschule.

„Nur keine Angst! Der Lehrer thut Dir nichts.
Er wird Dich lesen, schreiben, rechnen lehren,
Du kannst's im Leben später nicht entbehren!"
Die schöne Mutter aus den Bergen spricht's. —

Das paßt nicht in den Kram des kleinen Wichts;
Er suchte lieber Vogeleier, Beeren,
Er möchte in die süße Heimat kehren,
Verzichten auf den Ruhm des geist'gen Lichts.

„Unsel'ger!" denken ein paar Kameraden,
„Nicht Weisheit, Prügel wirst Du auf Dich laden.
Wir werden Deine Lockenlast zerraufen!"

Der Lehrer lacht. Er denkt: „So sah ich Tausend!"
Sein Famulus: „Wozu, die Kugel, sausend,
Wirst einst in Afrika dich übern Haufen!"

Begegnung auf der Lagune.

Komm,' mach Dich fertig, Schwesterlein Ninetta,
Noch diese Nelken zu dem Rosenflore!
Er harrt auf mich unweit des Redentore —
Rasch in die Gondel dort an der Piazzetta!

Schon hör' den Ruderschlag ich der Barchetta!
Nun lies etwas und lausch' mit halbem Ohre.
Mir singen schon die Engelein im Chore! . . . .
„Ti voglio ben!“ Ich liebe Dich, Lucetta!

„Darf ich heut' Abend an Dein Thor mich stehlen?
„„Wir Venezianerinnen sind Juwelen,
„„Die kann man leicht und billig nicht erwerben!““

„Ich will ja Alles . . . . will ja für Dich sterben!“ —
„„Dem deutschen Kaiser glühn die Lichter morgen!
Da komm'! Kein Ueberfall ist zu besorgen!““

Kapuzinerpredigt.

„Schön' guten Tag, Du Vierklee, an der Quelle'
Hab' keine Angst, ich thu' Dir nichts zu Leide!
Die Weibchen sind mir fremd, bei meinem Eide!
Doch seh ich gern in Sterne, die so helle!“

„„Ich fürcht' mich nicht,““ „Dir glaub' ich's auf der Stelle!
Treuherzigkeit und Neugier heißt Ihr Beide.
Die hinten geht gewiß einmal in Seide,
Umschlingt, bestrickt mit ihres Schwarzhaar's Welle!

Ihr Danaiden mit den Kupferkesseln,
Wißt heut' noch nichts von Ketten und von Fesseln,
Verschöpft das bißchen Leben doch vergebens!

So geht denn hin und freut Euch dieses Lebens!
Genuß ist Alles! Bin, bei Gott, kein Prasser —
Doch weiß ich Eins — ein Esel nur trinkt Wasser!“

Mariuccia.

„Blühende Sonne!
Ich grüße dich, du Morgensonnenschein,
Der schöne Tag verspricht mir Spiel und Wonne!“

„Blühendes Mägdelein!
Nicht ich, die Sonne, bringe Licht und Leben:
Du bist der Eltern Sonnenschein allein!

„Blühende Reben!
Auf der Lagune glüht's und glänzt's. Geschwind,
Da wird's gewiß etwas zu sehen geben!“

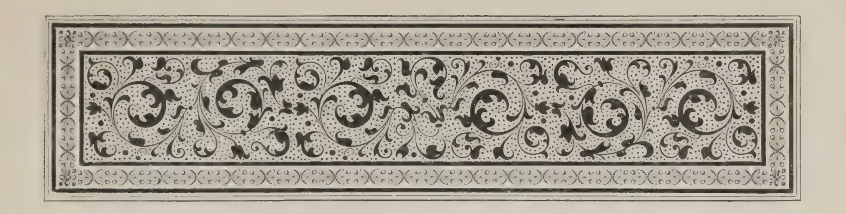
„Blühendes Kind!
Der Widerschein von Deinen Augensternen,
Er zittert auf der Fluth im Morgenwind.“

„Blühende Fernen!
Wie lockt das Schneegebirg, doch ach vergebens!
Ich aber muß zur Schule und muß lernen!“

„Blüthe des Lebens!
Die Sehnsucht trägst Du schon im jungen Herzen,
Kennst schon ein Dort, den Ursprung allen Strebens.“

Brennende Herzen!
Behüte heil'ge Jungfrau ihre Jugend,
Und laß sie kennen nicht der Liebe Schmerzen —
Mariuccia, nach des Nachbars Peppo lugend!“





Die Entwicklung des ungarischen Schauspiels.

Skizzirt

von

Alexander Rosen.

Friedrich Schiller's Worte von der deutschen Muse, der kein Augustisch Alter blühte und keines Medicäers Güte lächelte, können mit vollem Rechte auch auf die ungarische Kunst angewendet werden, namentlich auf das ungarische Theater. Wenig Sonnenblicke waren ihm vergönnt. Das Zeitalter der Anjous und des Mathias Corvinus ausgenommen, Perioden, in welchen nach schweren Partei- und Verfassungskämpfen dem Triebe nach Cultur durch Heranziehung fremder Künstler und Gelehrten reichliche Nahrung geboten wurde, war Ungarn bald nach der Zeit, die mit dem Christenthume die Keime der Civilisation im Lande legte, Jahrhunderte hindurch der Schauplatz wirklicher, blutiger Dramen, welche die Geister so wenig zur Ruhe kommen ließen, daß von einer gedeihlichen Bethätigung des Kunsttriebes Aeonen hindurch ebensowenig die Rede sein konnte, wie von jener gesellschaftlichen Gliederung, welche in anderen Staaten Europas zum Theile wenigstens die Voraussetzung einer productiven Entfaltung der in der Nation vorhandenen geistigen Elemente bildete. Auch die kurze ruhigere Epoche, die, nachdem Ungarn aufgehört hatte, ein Wahlreich zu sein, eingetreten war, hat gleich der darauf folgenden Aera bis um die Mitte dieses Jahrhunderts auf die Entwicklung in national-künstlerischer Richtung einen so wenig bedeutenden, so wenig günstigen

Einfluß genommen, daß Ungarns gefeierter Dichter Vörösmarty, der um diese Zeit erst eine wahrhaft poetische Sprache schuf, neben den vielen Stoßseufzern, die er gleich Lessing ausstieß, fast mit ähnlicher Berechtigung wie der große Deutsche hätte lachen können „über den gutherzigen Einfall, ein Nationaltheater zu schaffen für eine Nation, die noch keine ist". „Ich rede," sagte Lessing, „nicht von der politischen Verfassung, aber wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen". Ueberhaupt zeigt das ungarische Theater in seinem Entwicklungsgange eine weitgehende Parallele mit jenem des deutschen Dramas, wenn auch die Ursachen, aus welchen das eine wie das andere erst spät zum wirklichen Ausdrucke ureigenen Volksgeistes wurde, nicht immer die gleichen sind.

Unzweifelhaft ruhten die Keime jener gesunden Entwicklung, welche wir an dem englischen, spanischen und französischen Drama bewundern, auch in den poetischen Neigungen der alten Magyaren. Der deutsche Mönch und Chronist Ekkehard, selbst ein sagenumwobener Held, erzählt uns von schönen poetischen Sängen und Sagen der Urmagyaren, auf welche die germanische Sagendichtung sicherlich großen Einfluß gehabt haben mag, wie andererseits die Gestalt des Hunnenkönigs im zweiten Theile des Nibelungenliedes Anlaß zu der Vermuthung gegeben hat, daß christlich-germanische Priester, die als Missionäre nach Ungarn gekommen waren, die Züge dieser Gestalt auf Grund ungarischer Sagen entworfen hätten. Auch von Spielen wandernder Histrionen in den Urzeiten der Magyaren ist in den meisten Geschichtsbüchern die Rede, obgleich die neuere Forschung den Angaben über dieselben Zweifeln entgegensetzt. Dasselbe gilt bezüglich der Originalität der vorhandenen ungarischen Mysterienspiele.

Der verdienstvolle ungarische Theaterchronist Dr. Béla Vály bezeichnet dieselben aus überzeugenden Gründen als modernere Producte, obgleich er die Existenz älterer ungarischer Mysterien aus dem XIII., XIV. und XV. Jahrhundert schon aus dem Grunde für wahrscheinlich hält, weil die ungarischen christlichen Priester, in derselben Weise wie die eingewanderten sächsischen, zumal um Ostern und an Hauptfeiertagen Mysterienspiele vorführten. Diese Spiele fanden in Ungarn, namentlich in den Städten, deren Kern das deutsche Bürgerthum bildete, einen dankbaren Boden.

Die Theatergeschichte erzählt von einem Osterspiele, das im Jahre 1440 in einer Preßburger Schule, also nicht wie im übrigen Europa, in einer Kirche oder auf einem freien Platze dargestellt worden ist. Auch Bartfeld, im Zipszer Comitate, war bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Pflegestätte dramatischer Kunst. Von einem Schuldrama, das um diese Zeit daselbst aufgeführt wurde, erhalten wir eine beiläufige Vorstellung durch die Photographie eines aus jener Zeit stammenden Theaterzettels, der von Dr. Béla Vály auf der internationalen Musik- und Theaterexposition in Wien ausgestellt, gewiß eines der interessantesten Objecte derselben bildete. Neben den Mysterien hat es in Ungarn auch an jener volksthümlichen Komik nicht gefehlt, die sich theilweise als Gegensatz zu dem religiösen Ueberschwang und Mysticismus überall, wo frisches Blut im Volke pulsirte, geltend gemacht hat. Beweis dafür sind die dramatischen Figuren des Garabouczás und Paprika-Jancsi, ähnliche lustige Geister, wie sie in den deutschen kirchlichen Dramen in der Gestalt des Hieropfel und in den französischen Moralitäten neben ernsten Figuren vorkommen. Für den Scherz sorgten auch außerdem verschiedene lustige Teufel und Narren. Es existirte in jener alten Zeit kaum ein Magnat, der keinen Hofnarren gehabt hätte. Szigligeti erzählt 1874 in seinen äußerst schätzenswerthen Beiträgen zur Geschichte des Theaters, er erinnere sich noch an den Hofnarren des Großwardeiner Propstes und Grafen. Im Zeitalter Vladislav II. wird bittere Klage darüber erhoben, daß selbst in den Klostermauern theatralische Lieder gesungen werden, und der alte Chronist Zsámboki behauptet, daß die Türken nur deshalb den Krieg gegen Ludwig II. zu beginnen wagten, weil sich unsere ungarischen Herren den Gelagen und dem Theater zu sehr ergaben.

Die ungarischen Schauspiele, welche im 16. Jahrhundert entstanden sind, wurden, wie sich das aus den damaligen Verhältnissen erklärt, selten gedruckt, und wenn sie gedruckt wurden, selten in Bibliotheken aufbewahrt. Staatsactionen aber und religiöse Tendenzstücke wurden vernichtet.

Die Reformation, die als ein den Volksgeist mächtig bewegendes Element in Mitteleuropa auf die Entwicklung der dramatischen Poesie in nationaler Richtung tiefgreifenden Einfluß genommen hatte, der aber bald wieder den Schuldramen wich, ließ natürlich auch in Ungarn breite Spuren zurück. Das hervorragendste Erzeugniß eines echt dra-

matischen, von dem nationalen Volksgeiste befruchteten Dichters jener Epoche ist das uns aus dem Jahre 1569 überkommene Zeitbild „Von den Verräthereien des Melchior Balassa". Der Titelheld desselben ist eine Art Raubritter aus jener Zeit, die Grundzüge seines Wesens erinnern an den Humor Falstaff's und die Bosheit Richard III. Die noch unausgebildete Sprache ist im Ganzen derb und grobkörnig, aber stets bezeichnend und im Dialoge von einer überraschend wirksamen Knappheit. Geradezu Verwunderung erregt die durchaus charakteristische Zeichnung der einzelnen Figuren, die nicht Typen, sondern jede für sich eine lebendige, eine individuelle Gestalt darstellen. Um seine von König Sigmund erhaltenen Burgen auch unter Maximilian behalten zu können, sucht der calvinistische Balassa Verbündete und Gönner, wird katholisch und beichtet die endlose Zahl seiner Sünden dem Erzbischofe Nikolaus Oláh. Dies ist in Kürze der Inhalt des Schauspieles, das voll polemischer Anspielungen ist, welche sich gegen die katholischen und calvinistischen Gebräuche richten und zur Annahme geführt haben, daß sein Verfasser ein unitarischer Priester war. Von ähnlicher Tendenz, wie diese Polemik, ist das in dieselbe Zeit fallende Schauspiel: „Der Debrecziner Glaubensstreit", und zu derselben Gattung gehört auch das aus dem Jahre 1559 herrührende Schauspiel: „Die Heirath der Priester". Das Volksschauspiel, dessen Gegenstand die Verräthereien Balassa's bilden, bindet sich ebensowenig, wie um jene Zeit das englische und spanische, an die regelrechte Einheit der Zeit und des Ortes; es besteht aus fünf Theilen und dürfte gleich den damaligen englischen und spanischen Dramen wahrscheinlich auf einer und derselben Scene ohne Decoration gegeben worden sein.

Rasch sehen wir diese Gattung der dramatischen Production von den Schuldramen abgelöst. Bald nach dem Auftreten der Jesuiten in Ungarn 1561 verzichten die verfolgten Protestanten auf ihre polemischen Spiele, und die Schuldramen und Moralitäten bleiben als ein pädagogisches Mittel bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in den Händen der geistlichen Orden. In all den Lehr- und Erziehungsanstalten, welche von den Patres der Gesellschaft Jesu zu jener Zeit mit unglaublicher Schnelligkeit in sämmtlichen Städten des Gebietes der Stephanskrone errichtet wurden, blühen die Schuldramen, bei deren Aufführungen die klug berechnenden Patres im Gegensatz zu der Schmucklosigkeit, welche die Spiele der

Protestanten kennzeichnete, auf die äußere Zier der Scene großes Gewicht legen.

Sie benützen diese Spiele als ein Mittel zur Erziehung der Darsteller und des Publicums, aber auch zur Unterhaltung, und manche der dargestellten Stücke verfolgen einen ganz speciellen Zweck, wie ein im Jahre 1682 aufgeführtes Drama, das den elenden Zustand der Schulen darstellen und zur Abhilfe derselben aneifern sollte. Für die Entwicklung des Dramas war die in Ungarn ungewöhnlich lang andauernde Periode der Schuldramen nur insoferne von Bedeutung, als sie in breiteren Schichten das Interesse für das Schauspiel theils erweckte, theils nährte.

Außer den eigentlichen Schuldramen und Moralitäten begegnen wir bis zu der Zeit, in welcher ungarische Berufsschauspieler auf den Schauplatz treten, in bunter Reihe auch den Aufführungen mythologischer und phantastisch-allegorischer Spiele. Sie werden von Angehörigen der hohen und höchsten aristokratischen Kreise dargestellt und geben Zeugniß von deren Prachtliebe und Theaterlust. Die Gemalin des Gabriel Bethlen, Fürsten von Siebenbürgen, veranstaltet im Jahre 1828 in ihrem Palaste eine solche Aufführung, an welcher dreißig vornehme Damen und Herren mitwirken und bei der sie selbst die Rolle des Mars spielt. Die meisten dieser Stücke sind französisch; zu den Seltenheiten gehörte es, dass, wie im Jahre 1677 bei einer solchen von dem Grafen Adam Forgách in Preßburg veranstalteten Aufführung, ein französisches Stück in ungarischer Sprache aufgeführt wurde. Daß zu manchen dieser Spiele die „Sotties“ der Gesellschaft vornehmer junger Leute, die sich anfangs des 17. Jahrhunderts unter dem Namen der „Enfans sans soucis“ in Frankreich gebildet hatte, die Anregung gaben, ist nicht unwahrscheinlich. Ebensowenig wie aus diesen Lustbarkeiten der Magnaten, welche nur Episoden neben den eifrig gepflegten Schuldramen und Moralitäten bildeten, erwuchs aus den letzteren in eigentlich künstlerisch oder nationalliterarischer Hinsicht ein besonderer Gewinn. Es ist kaum anzunehmen und wird von den ungarischen Theaterchronisten auch nicht behauptet, daß die wenigen der vorhandenen Schauspiele dieser Gattung original ungarische sind. Vály z. B. reproducirt in seiner Geschichte des ungarischen Schauspieles im Bilde eine Scene aus der in Ungarn gegebenen „Historie vom verlorenen Sohn“. Das Original dieses Bildes ist dem zu Leutschau in

ungarischer, deutscher und lateinischer Sprache herausgegebenen orbis pictus des erst kürzlich in ganz Europa gefeierten Johann Amos Comenius entnommen, der bekanntlich auch in Ungarn als pädagogischer Reformator wirkte. Das Stück selbst aber ist, wenn Váli dies auch nicht erwähnt, sicherlich das von dem Zwickauer Dramatiker Johann Ackermann 1536 verfaßte „Spil vom verlorenen Sohn“. Ein Originalwerk dagegen scheint die von einem unbekannten Verfasser stammende „Comica Tragedia“ zu sein, welche in ihrer Anlage am meisten an das berühmte, zur Zeit Heinrich VIII. verfaßte englische Moralitätenspiel „Every Man“ (Jedermann) erinnert. Als Autoren und Übersetzer von Schuldramen nennt die Theatergeschichte die Lehrämter versehenden Jesuitenpriester Franz Faludi, Adam Kereskenyi, Johann Illei und Franz Kunits. Ihre Werke waren, soweit der Wirkungskreis des Schuldramas reichte, populär, und manches derselben bekundet allerdings mit bescheidenem Erfolge Streben nach Selbständigkeit und ehrliche Neigung zur Pflege der magyarischen Sprache. Zeugniß von dem lebhaften, nach dramatischer Gestaltung ringenden Nationalgefühl der Magyaren gibt auch ein aus dem Jahre 1575 stammendes Originaldrama, das die Thaten der das Land erobernden Ahnen zum Gegenstand hat; sein Verfasser war Lorenz Szegedi.

Die künstlerischen Neigungen des magyarischen Herrenstandes bekundeten sich im 16. und 17. Jahrhundert nicht bloß durch die gedachten Aufführungen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte jener nach seinem Vorfahren, dem großen Helden von Szigetvár, benannte Graf Nikolaus Zrinyi, der als einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit sich nicht nur als Feldherr und Staatsmann, sondern auch als magyarischer Dichter durch sein classisches Epos „Die Zrinyiade“, das die Vertheidigung von Szigetvár besang, unsterblich gemacht hat. Baron Ladislaus Listins, von sächsischer Herkunft, im Jahre 1662 wegen schwerer Verbrechen in Wien hingerichtet, schrieb, den Spuren Zrinyi's folgend, ein magyarisches Epos, das die unglückliche Schlacht bei Mohács zu schildern versucht.

Neben adeligen Lyrikern, unter denen Peter Beniczki, der Dichter der magyarischen Rhythmen, und die Base Emerich Tököly's, Baronin Sidonie Petröczi, spätere Gräfin Lorenz Pekri, hervorragen, begegnen wir zu jener Zeit auch einem Dramatiker in dem Grafen Valentin

Balassa, der, 1684 gestorben, ein sein eigenes Leben allegorisirendes Drama hinterließ.

Auf Spuren wandernder englisch-niederländischer Schauspieltruppen treffen wir im Jahre 1651, in welchem zu Eperies von der Truppe des Petrus Eisenberg ein Spiel von „dreyen Gaben der Weysen aus Morgenland“ aufgeführt wurde. Eine englische Schauspielergesellschaft scheint auch jene gewesen zu sein, die wahrscheinlich auf Veranlassung des Adels im Jahre 1602 anläßlich der Belagerung Kanizsas durch die Türken ein ungarisches Originaldrama aufführte, welches „Die Furcht der Türken und die Niederlage sie erleiden werden“ darstellte. Höchst interessant ist der aus dem Jahre 1692 stammende Beleg der Organisirung einer Gesellschaft von ungarischen Berufsschauspielern. Dieses vom Kaiser König Leopold I. und dem Grafen Samuel Kalnoky unterzeichnete Document, das gewiß jedem Besucher, der die ungarische Abtheilung der Wiener internationalen Theaterausstellung besichtigte, in's Auge fiel, ist ein Privilegium, durch welches dem ohne sein Verschulden verarmten Klausenburger Bürger Georg Felvinczi, der sich in seiner Jugend auch als Schriftsteller bemerkbar gemacht hat, die Erlaubniß ertheilt wird, „Theatervorstellungen zu veranstalten, um ihm zu ermöglichen, daß er sich bestrebe, sowohl seine Schulden zu bezahlen, als sich aus der Klemme der Armuth zu befreien“. Die löblichen Zwecke, die Felvinczi verfolgte, scheinen in keiner Richtung erreicht worden zu sein. Vielleicht waren seine literarisch unbedeutenden Dichtungen nicht anziehend genug. Außer den Moralitäten Felvinczi's ist aus jener Zeit noch das volksthümliche Schauspiel der Acta curiosa bekannt. Dasselbe verfolgt den Zweck, das Publicum durch eine witzige Besprechung der Dinge, die damals die Einbildungskraft des Volkes beschäftigten, wie der Aufstand Tököly's, die Wiederbekehrung der Protestanten u. s. w. zu unterhalten, was namentlich von der Hauptperson, einem protestantischen Edelmann Gaude, in recht derber Weise geschah.

Überzeugend bekunden auch die wenigen dramatischen Producte, die uns aus der bisher besprochenen Zeit übrig geblieben sind und die aus denselben ersichtlichen Anläufe des ungarischen Dramas, daß in der glänzend veranlagten Nation der Magyaren der Trieb und die Gabe, den bewegenden Gedanken eines jeden wichtigen Zeitpunktes in

dramatischer Handlung zu verkörpern und festzuhalten und so der Zeit gleichsam ihren eigenen Spiegel vorzuhalten, ebenso lebendig war, wie in jenen Nationen, deren Schauspiele im 17. Jahrhunderte bereits den Ausdruck einer unter günstigen Verhältnissen gediehenen nationalen Bildung darstellten.

England, Spanien und Frankreich waren in dieser glücklichen Lage, dort herrschte eine nationale Volkssprache, ein nationaler Geist in der gesammten Bevölkerung, und als das Drama, das sich aus diesem Geiste heraus natürlich und stetig entwickelt hatte, auf eine höhere Stufe gelangt war, standen diese Staaten auch auf dem Gipfel ihrer politischen Macht. In der Bürgerschaft volkreicher und blühender Städte fand das Drama dort auch die Bürgschaften seines Gedeihens. Nicht ganz so lagen die Dinge in Deutschland und noch ganz anders in Ungarn, wo sich nach den fortwährenden Kriegen lateinische Bildung breit gemacht hatte und der mächtige reiche Adel lange Zeit hindurch auf die Pflege der nationalen Kunst nicht genügend bedacht war.

Wir finden denn auch, von 1692 angefangen, länger als ein ganzes Jahrhundert hindurch meistens nur fremde, englische, italienische und deutsche Schauspielergesellschaften in Ungarn. Am Hofe der märchenhaft reichen Eszterházy, die auch für arme Schüler, welche sich als Darsteller in Schuldramen auszeichneten, in Oedenburg einen Fond gründeten, hatten schon 1602 und 1634 englische Schauspielergesellschaften gespielt. In seinem Stammschlosse Eszterháza ließ dieses stolze Herrengeschlecht ein prunkvolles Theater erbauen, das erste lediglich diesem Zwecke dienende Gebäude in Ungarn, in welchem, verschwenderisch honorirt, die ausgezeichnetsten italienischen Operngesellschaften abwechselnd mit deutschen und französischen Schauspielertruppen gastirten. Die Geschichte Haydn's und des berühmten Eszterházy'schen Puppentheaters braucht nicht erst erwähnt zu werden. Dem Beispiel der Eszterházy folgen 1757 und 1769 auf ihren Herrensitzen die gräflichen Familien Károlyi, Ráday, der Letztere Intendant des Wiener Hoftheaters; später, 1785, wetteiferte der Warasdiner Obergespan Graf Johann Nepomuk Erdödy mit den Eszterházy durch die Errichtung eines Theaters für italienische Opern in seinem Preßburger Palaste.

Diese Vorstellungen der englischen Komödianten und der italienischen Opernsänger bleiben ohne wesentlichen Einfluß auf die ungarische dramatische Literatur. — Nur eine Fastnachtsposse des

Daniel Bors „Moderne Verliebte“ bekundet wesentliche Einwirkungen des italienischen und englischen Possenelementes.

Deutschen Schauspielertruppen in Ungarn begegnen wir erst häufiger im Anfange des 18. Jahrhunderts, namentlich in Preßburg während der ungarischen Landtage. Zur Feier der Krönung der großen Maria Theresia wird 1740 ein provisorisches Theater aus Holz erbaut, in welchem Wiener und Grazer Schauspieler spielen. 1760 entsteht das aus Stein erbaute Theater, 1776 wird ein neues vom Grafen Georg Csáky erbautes städtisches Theater eröffnet, in welchem von 1782 bis 1783 die Gesellschaft Schikaneder's spielt. Gut organisirte deutsche Schauspielertruppen spielen um jene Zeit auch in allen anderen bedeutenderen Städten Ungarns. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt Pest-Ofen, wohin der Sitz der höchsten Behörden und die Landtage verlegt wurden, eine Rolle in der Geschichte des ungarischen Theaters zu spielen. 1771 improvisirt die Gesellschaft des tüchtigen deutschen Theaterdirectors Wahr in einer aus der Türkenzeit stammenden Moschee in dem an der Pester Seite des Donau-Ufers gelegenen sogenannten Rondelle, auch Ochsenmühle genannt, ein Theater, 1785 wird in Ofen beim Brückenkopf ein Schauspielhaus erbaut, die deutschen Aufführungen werden unter dem Einflusse des mächtigen Aufschwunges, den das Wiener Nationaltheater unter Joseph II. nimmt, und in Folge von Gastspielen Wiener Künstler immer beliebter. 1790 übergehen beide Theater in den Pacht des Grafen Emanuel Unwerth.

Das Ende des 18. Jahrhunderts, auf das wir in Verfolgung der Entwicklung des magyarischen Dramas zurückgreifen müssen, ist hochbedeutsam für das geistige Culturleben der ungarischen Nation. Von dem Beispiele Georg Bessenyei's, eines aus der Szabolcs stammenden Mitgliedes der von Maria Theresia errichteten Leibgarde, mächtig angeregt, entstand in Wien im Schoße dieser Garde eine literarische Bewegung, die zur Schöpfungsperiode der neueren ungarischen Literatur wurde. Von ihrem Haupte Georg Bessenyei stammen nächst seiner der großen Kaiserin-Königin gewidmeten Tragödie des Agis, noch eine Reihe anderer Tragödien und Lustspiele, die, meistens nationale Stoffe behandelnd, den französischen Classikern nachstreben. Von Bessenyei's Lustspielen erlangte „Der Philosoph“ die meiste Berühmtheit. Bessenyei war kein berufener Dramatiker, aber sicherlich

ist es dem Einflusse seiner Schule zu danken, dass sich zu seiner Zeit in Pest und Ofen nationales literarisches Leben zu regen begann. Mit demselben wird das natürliche Verlangen, ein ungarisches Schauspiel zu schaffen, immer lebendiger.

Der k. und k. Officier Frentzel — die Theaterchronisten vermuthen in dem deutschen Namen ein Pseudonym, unter welchem sich ein ungarischer Verfasser birgt — war der Erste, welcher „in einer Rede an das Vaterland“ (1779 Preßburg, J. M. Landerer) „der Nation, die ihrer Bildungsstufe nach keinesfalls die letzte, auch nicht die letzte in der Errichtung eines Nationaltheaters sein darf“, einen Entwurf zu einem solchen mit Wärme an's Herz legt. Aber ewig lange dauerte es, ehe aus dieser Saat zarte Keime spärlich zu sprießen begannen, es mußte erst ein Märtyrer des Gedankens einer nationalen Kunst auf dem schweren Kreuze, das er durch unzählige Leidensstationen mit sich schleppte, sterben, ehe die Apostel dieser Idee ihren dornbesäten Missionsweg im Lande beginnen können. Der Name dieses aus guter Familie stammenden, akademisch gebildeten und viel gereisten Mannes war Ladislaus Kelemen.

Er fand, als er sich, dem Vorurtheile trotzend, entschloß, eine Gesellschaft von Berufsschauspielern zu bilden und als ausübender Künstler und Director an ihre Spitze zu treten, warme Unterstützung seitens des Grafen Paul Ráday und des damaligen Hauptes der ungarischen Literatur, Kasinczy, der auch die Tagespresse günstig beeinflußte. Kelemen entsagte seiner Braut, der Tochter eines wohl situirten, gegen Künstler überaus vorurtheilsvollen Mannes, in der Hoffnung, das Vorurtheil durch den Sieg seiner Idee zu bezwingen, aber knapp vor Erreichung seines Zieles wurde seine Braut begraben und dadurch tiefgebeugt, begrub er nach mannigfachen Enttäuschungen auch seine Hoffnung auf Errichtung eines ungarischen Theaters in Pest-Ofen.

Allein der Grundstock war geschaffen. Der unermüdlichen Thätigkeit Kelemen's war es gelungen, seine Schauspieltruppe zumeist aus Angehörigen der intelligenten Stände zu bilden. Die Mittel für ihre bescheidene Existenz sammelten ihre Freunde und Gönner. Nach Ueberwältigung zahlreicher Schwierigkeiten, unter denen die magyarenfeindlichen Intriguen des Grafen Unwerth keine geringe Rolle spielten, erlangte Kelemen von Unwerth die Erlaubnis, im Ofener Theater ungarische Vorstellungen zu veranstalten.

Als erste derselben wurde am 25. October 1790 von der aus drei Frauen und dreizehn Herren bestehenden Gesellschaft ein Schauspiel „Igazházi" (Wahrheit oder Gerechtigkeitsliebe von Christof Simai) gegeben. Allein trotz der Begeisterung, mit der die Vorstellungen anfangs vom Publicum aufgenommen wurden, war die Gesellschaft hauptsächlich wegen zu geringer Theilnahme des Publicums nach beiläufig 2½jährigem Bestande gezwungen, ihre Vorstellungen für längere Zeit und später vollständig einzustellen.

Kelemen, der bei aller Uneinigkeit, die mit dem materiellen Elende in der Gesellschaft platzgegriffen hatte, dennoch ihr moralisches Haupt geblieben war, griff zum Wanderstabe, um im weiten Ungarlande da und dort zeitweilig ein schützendes Dach für die heimatlos Gewordenen zu suchen. Er hatte seinem Ideale nach und nach ein nicht unbedeutendes Vermögen zum Opfer gebracht und starb, von seinen Zeitgenossen bald vergessen, aber ewig lebend in der Theatergeschichte Ungarns, im Jahre 1807 als ein armer Gesangslehrer in Raczkeve, einem Dorfe in der Nähe von Budapest.

Die Macht der Idee, die Schwungkraft, die sie ihren Trägern leiht, besiegt unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten, aber ein nationales Schauspiel zu improvisiren und sein Emporblühen in Schwesterstädten zu sichern, die wie Pest-Ofen selbst noch bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts alles eher als magyarisch-national waren und als die erste ungarische Schauspielergesellschaft entstand, nicht einmal den Mittelpunkt literarischer Bestrebungen bildeten, hatte sie nicht vermocht.

Es fehlte nämlich nicht nur an leiblichem, sondern auch an geistigem Brote. Denn von den 94 neuen Stücken, die von der Truppe Kelemen's aufgeführt wurden, waren nur 40 original magyarisch, die übrigen zumeist aus dem Deutschen oder aus deutschen Übersetzungen französischer Stücke übertragen, mit dem unverkennbaren Bestreben, sie zu magyarisiren, das heißt ihren Geist dem des ungarischen Publicums anzupassen.

Einen in vieler Hinsicht günstigeren Boden als in Budapest fand das ungarische Schauspiel in Siebenbürgen. Auch Siebenbürgen hatte seinen Kelemen in der Person des Johann Patko von Köczi —

auch dessen Gesellschaft hatte anfänglich in Klausenburg mit ähnlichen Schicksalen zu kämpfen, wie in der ungarischen Hauptstadt, allein die siebenbürgisch-ungarische Aristokratie war unverfälscht nationaler als die in der Nähe Wiens und in steten Beziehungen zu Wien lebenden Magnaten des westlicheren und nördlicheren Ungarn. Auch stellte das Klausenburger Publicum sicherlich geringere Ansprüche als das Budapester.

Der Patriotismus der Grafengeschlechter, der Teleky und der Bethlen, namentlich aber des Freiherrn Nikolaus von Wessellényi, pflegte und hegte das beginnende ungarische Schauspiel nicht nur in Klausenburg. Die Fürsorge Wessellényi's und seiner Freunde war, um Klausenburg zu einem dauernden Mittelpunkte, zu einer Pflanzstätte der ungarischen Schauspielkunst zu machen, klug darauf bedacht, auch die nähere und fernere Umgebung zu dem nationalen Werke heranzuziehen, und entwarf gleich anfänglich einen allerdings erst im Jahre 1822 verwirklichten Plan zur Errichtung eines Theatergebäudes. Allein auch in Siebenbürgen, in Klausenburg, Kronstadt und Marosvásárhely, wie in den ungarischen Städten Szegedin und Debreczin, wo die Klausenburger spielten, fehlten damals noch die Bedingungen einer dauernden, gesicherten Existenz des ungarischen Schauspieles, die Bedingungen zur Erreichung des schönen Zieles, welches sich der mit nationaler Begeisterung verschwisterte Kunstsinn der Siebenbürger Magnaten gestellt hatte. Jener geringe Theil des Adels, welcher sich für das nationale Schauspiel erwärmte, reichte nicht aus und in den breiteren, bürgerlichen Schichten, die zum großen Theile durch die Schuld des die Herrschaft behauptenden Adels schroff von demselben getrennt lebten, war das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit nicht besonders lebendig, auch waren jene intelligenten magyarischen Stände zu wenig im Bürgerthum vertreten, die sich zu dem Bewußtsein erhoben, daß die Existenz einer Nation nur durch nationale Cultur gesichert werden kann. Die Sonne, die dem ungarischen Schauspiele im Osten des Landes aufgegangen war, sank bald hinab, aber am magyarischen Kunsthimmel begann damals ein Stern aufzutauchen, der heute noch in vollem Glanze leuchtet — Josef Katona schloß sich in Pest der siebenbürgischen Schauspielertruppe an, welche unter der Direction Ernyi's im Jahre 1807 in der Hauptstadt Ungarns ein neues Heim suchte.

Der Reichstag war nach Ofen einberufen worden, und darauf gründete Ernyi seine Hoffnung. Es wiederholten sich fast nach zwei Jahrzehnten dieselben Vorgänge wie zur Zeit Kelemen's, mit dem Unterschiede, daß die inzwischen kräftiger gewordene, aber noch immer junge Kunst zwar weitere Kreise und stärker als zur Zeit ihrer Anfängerschaft interessirte, aber dagegen nicht nur mit dem damals unter der Direction Czibulka in Blüthe stehenden deutschen Theater, sondern auch mit dem Anreize zu kämpfen hatte, den der am Pester Donau-Ufer neuerbaute, mit aller Pracht und Bequemlichkeit ausgestattete Palast des deutschen Theaters übte. Acht Jahre hindurch, also länger und auch ein wenig glücklicher als die erste ungarische Schauspielergesellschaft, fristete die zweite ihr Leben in dem bereits erwähnten sogenannten Rondelle, ohne es auf einen grünen Zweig bringen zu können.

Auch dieser Gesellschaft fehlte es nicht an warmen Förderern. Der begabte Literat Andreas Fáy war rastlos bemüht, das Interesse für sie anzueifern. Der begeisterte Edelmann Ladislaus Vida, der thatkräftige Publicist Stefan Kulcsár übernahmen und führten die Direction der Gesellschaft, der sie ihre beste Kraft widmeten, mit großen Geldopfern, aber im Jahre 1815 verfiel auch sie dem Lose des Ahasverus und „wandern, wandern, wandern, ruhelos“ blieb ihr Fatum.

Dieses an Poesie und Entbehrungen reiche Vagabundenleben, bei dem die Schauspieler nach und nach in immer innigere Berührung mit dem Volke geriethen, entwickelte nicht nur eine ursprüngliche, von Nachahmung des Fremden freie Art in ihnen, sie zog auch jene Classen zum Cultus der Kunst heran, die derselben früher fern gestanden waren, und neu entstehende Theatergebäude, wie das Miskolczer, Kaschauer und Balaton-Füreder bezeichneten in Bälde den wiederbegonnenen Kreislauf des ungarischen Schauspieles.

Die Truppe, welche im Jahre 1815 unter dem Namen der ersten Pester Schauspielgesellschaft ihren Wanderzug begonnen hat, kehrte im Jahre 1819 zu einem kurzen Gastspiel nach Budapest zurück, und diesmal führte ihr Auftreten eine entscheidende Wendung in der Entwicklungsgeschichte des ungarischen Dramas herbei, es wurde zu einem Nationalfeste, fast möchte man sagen, zum Geburtsfeste des ungarischen Originaldramas, denn es brachte zum erstenmale das Werk

eines magyarischen Dichters zur Aufführung, welcher der ungarischen Bühne für lange Zeit die langentbehrte, aus heimatlicher Erde erwachsene und von ihrem Dufte gesätigte Nahrung bot.

Lassen wir nach den Aufzeichnungen des Dramaturgen Szigligeti den Schriftsteller Emerich Vahot über dieses Ereigniß sprechen:

„Die Herrlichkeit des Nationalfestes, als welches das damalige Auftreten der ungarischen Schauspieler gelten kann (sie spielten, da das Rondelle niedergerissen worden war, im neuen deutschen Theater), die große Begeisterung,“ sagt Vahot, „wurde am meisten gehoben durch das Auftauchen des dramatischen Dichters Karl Kisfaludy. Dieser bahnbrechende Genius hatte in richtiger Auffassung des Zeitgeistes und der Wünsche der Patrioten die Gegenstände und Gestalten seiner Dichtungen zumeist aus der Vergangenheit und Gegenwart des nationalen Lebens geschöpft, was natürlich den größten Sympathien begegnete. Ueberdies gebot er über eine weit klarere, knappere Sprache, über einen geschickteren Bau, wirksameres tragisches Pathos und größere komische Kraft, als sämmtliche bisherige ungarische Dramatiker, und das war natürlich überaus neu und überraschend für das Publicum. Und wenn er gleich von seinem Zeit- und Berufsgenossen Josef Katona, dem Verfasser des Bánkbán, in historischer Auffassung, Tiefe der Charakteristik und kraftvoller dramatischer Sprache überboten wurde, übertraf er denselben doch an Vielseitigkeit, Productivität und Erfindungsgabe. Als Schöpfer der Dramen von nationalem Charakter, geläutertem Geschmacke und wahrhaft innerem Werthe werden Beide im Ehrentempel der ungarischen Muse einen ersten Platz einnehmen. Die Stirne Beider wird der Lorbeer des Verdienstes der Unsterblichkeit schmücken.“

Richtige Auffassung des Zeitgeistes und der Wünsche des Patrioten, das waren einige der Vorzüge Karl v. Kisfaludy's, aber auch die Fehler dieser Vorzüge. Er verdankte einen großen Theil der Wirkung seiner historischen Dramen dem Schmeicheln des Nationalgefühles. Aber selbst von nationalem Stolz erfüllt, trachtete er auch in Allem national zu sein, und seine zahlreichen Producte tragen denn auch trotz des unverkennbaren Einflusses, den von Shakespeare bis Kotzebue die ausländische dramatische Literatur auf ihn geübt hat, in Sprache und Charakteristik der Figuren ein entschieden nationales Gepräge. Von Kisfaludy's Dramen ist „Irene“ das hervorragendste in der Durch-

führung. Am vortheilhaftesten zeigt sich die reiche Begabung dieses Dichters in seinen an Kotzebue erinnernden Lustspielen. Die gewöhnlich einfachen Fabeln dieser zumeist das Leben des kleineren ungarischen Landadels behandelnden Stücke sind geschickt geschürzt und ihre von frischester Laune belebten Gestalten unterhalten, durch flotten Dialog und eine wirksame Situationskomik unterstützt, vom Anfang bis zum Ende. Als typische Figuren derselben nennen wir den ausländische Manieren affectierenden ungarischen Magnaten, den pedantischen lateinisch redenden Fiscal, und als Gegensatz der prüden, mit ihrem Stammbaume prunkenden Dame den trotz seiner rauhen, etwas verbauerten Art durchaus biederen Landedelmann.

Der Lebenslauf Karl v. Kisfaludy's, der ein Bruder des hochgesinnten romantischen Dichters und Gründers des Balaton-Füreder Theaters Alexander v. Kisfaludy war, zeigt uns eine durchaus poetische Natur. 1788 geboren, zieht er als Jüngling in den Krieg gegen die Franzosen, kämpft mit bei Leoben und wird Oberlieutenant. Seinen dichterischen Neigungen zuliebe verläßt er 1811 die Armee, geräth dadurch in Conflict mit seinem Vater, einem wohlhabenden Grundbesitzer, und durchwandert dann, sein Brot kümmerlich als Maler erwerbend, Deutschland, Frankreich und Italien, bis er im Jahre 1819 als dramatischer Dichter auftaucht. Er starb 1830 an Lungenschwindsucht.

Schlicht und einförmig erscheint neben der poetisch reich bewegten Laufbahn Karl v. Kisfaludy's das Leben des armen Kecskeméter Webersohnes Josef Katona, 1792 bis 1830. Glühende Liebe zu der damals berühmten Schauspielerin Déry und zur dramatischen Kunst führen dieses vornehme, kräftige, auch durch rastlosen Lerntrieb angefeuerte Talent zum Theater, aber erfolgloses Ringen und die Rücksicht auf seine greisen Eltern geben ihn bald wieder der bürgerlichen Thätigkeit zurück.

Er stirbt, ohne die Anerkennung gefunden zu haben, die er als der größte ungarische Dramatiker reich verdient hätte, kaum 38 Jahre alt, als Advocat in seiner Vaterstadt, in der er 16 Jahre hindurch human und segensreich gewirkt hatte. Seinen Dichtungen mangeln die äußerlich bestechenden Eigenschaften, welchen Karl v. Kisfaludy oft auf Kosten des edleren Geschmackes seine trotzdem wohlverdiente Popularität verdankt, aber seine Tragödie Bánkbán, welche den in Grillparzer's „Ein treuer Diener seines Herrn" bearbeiteten Stoff mit großer

dramatischer Kraft behandelt, ist in Sprache und Durchführung der Charaktere und Bau ein epochemachendes Meisterwerk, das der dramatischen Dichtkunst der Magyaren einen Platz neben jener der meist vorgeschrittenen Culturnationen erobert und gesichert hat.

Kisfaludy und Katona sind als Dramatiker die Vorboten einer für das gesammte Culturleben der ungarischen Nation entscheidenden Reformära.

Mit erstaunlicher Kraft und Schnelligkeit begann sich zu Anfang der Zwanziger-Jahre, von edlen und groß veranlagten Patrioten erweckt, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens der nationale Geist zu regen und unter dem Einflusse des neu inaugurirten Constitutionalismus glücklich zu entfalten. An die Namen der um diese Zeit auftauchenden Dichter und Staatsmänner Vörösmarty, Kölcsey, Czuezor, Garay, Bajza, Eölvös, und der Staatsmänner Széchenyi, Deak, Szalay, Csengery, knüpfen sich bleibende Schöpfungen und Gründungen, wie jene der Akademie der Wissenschaften, der Kisfaludy-Literaturgesellschaft und zahlreiche andere, humanitären und Bildungszwecken dienende Vereine. Der Geist, der solche Denkmäler der nationalen Cultur geschaffen, erhöhte, gefördert durch die mit Schwung geführte periodische und Tagespresse, natürlich auch die Lebenskraft des damals in der Landeshauptstadt noch immer heimatlosen, aber doch schon auf sicherer literarischer und schauspielerisch künstlerischer Basis ruhenden nationalen Theaters und schuf endlich im Jahre 1837 in dem noch heute auf der Budapester Kerepeser Straße bestehenden Schauspielhause ein bleibendes Heim für dasselbe.

Derselbe Graf Stephan Széchenyi, welcher als junger Husarenrittmeister die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich gelenkt hatte, als er blos ein Zuhörer auf dem 1825er Landtage — unmittelbar nach der Philippika, in welcher der Oppositionelle Paul Nagy von Felsöbük die Magnaten des Mangels an Nationalgefühl beschuldigt hatte, einen Jahresertrag seiner Güter, 60.000 fl., der Errichtung einer ungarischen Akademie der Wissenschaften widmete, derselbe edle Patriot nahm, als die beste der wandernden ungarischen Schauspieltruppen im Jahre 1833 wieder einmal ihr Zelt in Ofen aufgeschlagen hatte, ihre Sache in seine energische Hand und trat in einer Flugschrift, welche er an die

Stände des Pester Comitates richtete, für den Bau eines Theatergebäudes ein.

Gleichzeitig mit ihm befürwortete Andreas von Fáy, einer der thätigsten Männer des damaligen öffentlichen Lebens, der mit seinem literarischen Collegen Gabriel Döbrentei auch die artistische Leitung der in Ofen weilenden Schauspieltruppe übernommen hatte, die Unterstützung der Sache aus Landesmitteln; allein ehe der Landtag Zeit gefunden hatte, einen Beschluß zu erbringen, entschloß sich das Pester Comitat, angefeuert durch seinen enthusiastischen Vicegespan Gabriel Földváry, die Kosten des Gebäudes durch freiwillige Sammlungen aufzubringen. Am 15. August 1836 war der Bau bis zum Giebel gediehen.

Ein Meer von Zuschauern, Hoch- und Kleinadel, mit allen Classen des Bürgerthums bunt vermengt, umstand das Gebäude, als Földváry nach längerer Rede dem Bauführer die am Giebel anzubringende Fahne mit den Worten übergab: „Das ruhmreiche Volk Roms opferte nach Jahrhunderte währenden Kriegen im Tempel des Janus, indem es feierliche Freudenfeste beging; wir aber wollen uns dessen freuen, daß wir, im neunten Jahrhunderte des Bestandes unseres Landes, der nationalen Schauspielkunst ein schmuckes Heim eröffnen können. Laßt uns also an diesem großen Tage die Fahne der Apostel der Nation auf diesem heiligen Gebäude anbringen, auf daß sie, ein Symbol der Hoffnung und der mit dem Herzblute der Nation gesäugten Liebe für das Vaterland, über unserer Hauptstadt schwebe.“ Die Klänge der ungarischen Hymne, welche nun, als die von der Ofner Schauspielerin Frau Bartha angefertigte Nationalfahne am Giebel befestigt wurde, angestimmt und von allen Anwesenden mitgesungen wurde, sind wohl selten von größerer Begeisterung und Rührung getragen worden, als in diesem für das Kunstleben der ungarischen Nation so hochbedeutsamen Momente.

Am 22. August 1837 wurde das neue Theater unter unbeschreiblichem Jubel in Anwesenheit der ersten Würdenträger, die aus allen Gegenden des Landes herbeigeeilt waren, unter der Direction Josef Bajza's mit einem Festspiele von Michael v. Vörösmarty: „Das Erwachen Árpáds“ eröffnet. Diesem folgte Eduard v. Schenk's Trauerspiel „Belisar“, aus dem Deutschen übersetzt von Josef Kiß.

Die bedeutendsten Mitglieder der damaligen Gesellschaft waren:

Paul Szilágyi, geb. 1790, † 1874, beliebt als Darsteller komischer Chargen, Pedanten und anhänglicher Diener.

Frau Rosa Déri Széppataki, 1793 bis 1872, geb. in Jaszberény, hervorragend als Sängerin in jugendlich dramatischen Rollen, in welchen sie auch im Budapester Deutschen Theater Triumphe erntete, und äußerst beliebt als Darstellerin naiver Liebhaberinnen.

Karl Megyeri, geb. 24. Jänner 1798, † 12. December 1842. Die Schleifen des Kranzes, mit denen Vörösmarty sein Grab schmückte, trugen die Inschrift: „Welche Freude im Reiche der Gräber, welch' ein Lachen im Jenseits? In der düsteren Schattenwelt ist Megyeri's Geist erschienen."

Siegmund Szentpéteri, geb. 31. Juli 1798, † 31. December 1858, ein ausgezeichneter Darsteller humoristischer Väterrollen.

Martin Lendvay, 1807 bis 1858. Eine stattliche, zur Darstellung von Liebhaberrollen geschaffene Erscheinung, auch als Tenorist äußerst beliebt.

Gabriel Egressy, geb. 1808, † 1866, ein Charakterdarsteller, dessen fesselndes Spiel in jeder einzelnen Rolle die Auffassung eines geistvollen und ungewöhnlich gebildeten Mannes verrieth. Egressy hatte mit großem Nutzen die Theater in Wien und Paris studirt und sich nicht nur als Künstler, sondern auch als Lehrer an der mit dem Nationaltheater verbundenen Schauspielschule, sowie durch werthvolle dramaturgische Publicationen verdient gemacht. Er starb in Erfüllung seines Berufes am 30. Juli 1866 vom Schlage gerührt auf der Bühne des Nationaltheaters, während er in dem Schauspiele „Georg Brankovic" die Titelrolle — eine seiner besten — darstellte.

Ludwig Fáncsy, geb. 26. August 1809, † 24. December 1854, vortrefflich als Charakterdarsteller, ein ausgezeichneter Regisseur.

Johann Barta, ein bedeutender Darsteller von Helden- und Heldenväterrollen.

Während alle seine früheren Collegen sich aus den intelligenten Ständen recrutirten, war Barta der Sohn eines Zigeuners und lange Zeit hindurch Theatergarderobeschneider. Seine Herkunft und das langgeübte Schneiderhandwerk vermochten jedoch, nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen, den Adel seiner Darstellung und seine als besonders schön gerühmte Declamation nicht zu beeinträchtigen.

Frau Anna Kantor, geborne Engelhart, 1798 bis 1853, gehörte zwar nicht zu den Mitgliedern des Nationaltheaters, war aber als Tragödin ihrer Zeit so außerordentlich hervorragend und eine so begeisterte Priesterin der magyarischen Thalia, daß die Theatergeschichte ihrer nicht vergessen darf.

Auch das neue Pester Nationaltheater war nicht in der Lage, seinen Bedarf an Theaterstücken durch Erzeugnisse nationalen Eigenbaues zu decken, aber mit dem Auftauchen Kisfaludy's und Katona's beginnt dennoch ein Zeitabschnitt der ungarischen dramatischen Dichtung, in welchem das Streben, sich vom fremden Gängelbande loszulösen, immer mehr erstarkt, die Dichtungen immer mehr zum Ausdrucke des Geisteslebens einer Nation werden, die sich selbst wiedergefunden hat.

Schon Andreas Fáy, 1786 bis 1840, dessen heute noch nicht veraltetes Lustspiel „Die alten Münzen" im Jahre 1824 gegeben wurde, wetteifert in den meisten seiner heiteren Producte an Humor und Originalität der aus dem nationalen Leben geschöpften Gestalten mit Kisfaludy.

In Michael Vörösmarty, 1800 bis 1855, dem Dichter des „Szózat", feiert die ungarische Nation den Schöpfer einer durch ihre poetische Schönheit hinreißenden Sprache. Dieses edle Genie, als Poet wie als Patriot von echtem Adel, errang seine Lorbeeren, die es mit einer harten, an Entbehrung reichen Jugend versöhnten, hauptsächlich als Lyriker und Epiker. An Reiz der formenschönen und gedankenreichen Sprache aber sind auch Vörösmarty's historische Dramen: „Das Opfer", „Marótbán", „Cillei" und die „Hunyadis", besonders aber sein dramatisches Gedicht „Csongor und Tünde", wahre Perlen der ungarischen Literatur, wenn auch in allen das lyrische und epische Element auf Kosten der dramatischen Kraft und Composition überwiegt.

Eine der festesten Säulen des — seinen ganzen Entwicklungsgang ins Auge gefaßt — noch immer jungen ungarischen Theaters wurde der kurze Zeit vor Errichtung des Pester Nationaltheaters als dramatischer Dichter auftauchende Eduard Szigligeti, seinem Familiennamen nach Josef Szatmáry, 1814 bis 1878. Seiner Phantasie mangelte, was man poetischen Schwung zu nennen pflegt, aber sie war reich an theatralischer Erfindungsgabe, und sein durch eingehendes Studium

und Erfahrung geschärfter Blick für das Bühnenwirksame, seine große Fruchtbarkeit verschafften nicht nur ihm zahllose Erfolge; sie boten auch der jungen Bühne, den Schauspielern und dem Publicum das, wessen sie am meisten bedurften, die hausbackene, aber stets zur rechten Zeit bereite und appetitlich aufgetischte Kost, die für jedes Theater eine Nothwendigkeit ist, und es in erster Reihe für das ungarische war.

Szigligeti war längere Zeit Schauspieler gewesen, daher seine genaue Bühnenkenntniß. Von den Franzosen Victor Hugo, Delavigne, Scribe hatte er viel gelernt, aber seine Producte sind nicht nur ihren Stoffen, sondern ihrem ganzen Geiste nach national ungarisch. Er schrieb Tragödien, Schau- und Lustspiele, im Ganzen über hundert durchwegs bühnenfähige Stücke, von denen sechzehn durch die Akademie mit Preisen ausgezeichnet wurden. Szigligeti schrieb auch dramaturgische Aufsätze, und seine Beiträge zur Geschichte des ungarischen Dramas bilden eine der werthvollsten Grundlagen dieser Darstellung. Vierzig Jahre hindurch wirkte er für die ungarische Bühne, und den größten Theil dieses Zeitraumes gehörte er der Pester Nationalbühne an, anfänglich als Regisseur und Secretär, später als Dramaturg und schließlich als Director des Schauspiels. Daß er kein bloßer Theatertechniker, sondern ein wirklich schöpferischer Geist war, hat Szigligeti am glänzendsten bewiesen, indem er, seine Anregungen stets aus dem Zusammenhange mit dem Volke schöpfend, zu den gesunden Anläufen, die das ungarische Schauspiel in volksthümlicher Richtung genommen hatte, zurückkehrte und die durchaus eigenartig fesselnden, kräftigen Züge des magyarischen Volkslebens in gelungenen Schauspielen und Melodramen auf die Bühne stellte.

Als zu Anfang der Dreißiger-Jahre mit dem mehrfach erwähnten Auftreten einer besseren ungarischen Schauspielergesellschaft in Ofen eine gedeihliche Epoche für das nationale Schauspiel zu dämmern begann, war es mit den Originalvolksstücken, besonders mit den heiteren und lustigen, herzlich schlecht bestellt. Die Dichtungen Raimund's und Nestroy's waren zwar auch in Ungarn sehr beliebt. Sie boten, wenn auch magyarisirt, dem Publicum eine edle und erfrischende Unterhaltung, aber der anderen zahlreichen, aus dem Deutschen übersetzten Hanswurstiaden, die für das Heiterkeitsbedürfniß sorgen sollten, wurden die Theaterfreunde bald satt und begrüßten deshalb den „Garabonczás diák“ von Johann Munkácsi, eine wenn

auch nicht organisch zusammenhängende und mit Raimund's Poesien nicht zu vergleichende, doch immerhin mit gesundem Volkshumor durchsetzte Zauberposse mit Freuden. Außer diesem Stücke hatte nur noch die nach einem echt nationalen komischen Volksepos des Generals der Cavallerie Grafen Josef Gvadányi* verfaßte Posse: „Der Notar von Peleske", welche die Abenteuer eines nach Ofen-Pest reisenden Dorfnotars darstellte, einen namhaften Erfolg, den sie besonders den treu nach dem Leben geschilderten humorvollen Volksscenen verdankte. Dies mochte einer der kräftigsten Impulse für Szigligeti gewesen sein, der wenn auch nicht geradezu als der Urheber, doch als der Regenerator jener ganz original nationalen Volksschauspiele angesehen werden kann, die Wege bahnten, auf denen nach Szigligeti eine Reihe der begabtesten Dichter zu bedeutenden literarischen und Bühnenerfolgen gelangte. Von jenen Tragödien Szigligeti's, die sich am längsten behauptet haben, nennen wir Gritti (1844), Paul Béldi (1856) und den Thronprätendenten (1868). Die letztere war im Jahre 1884 zur Aufführung im Burgtheater bestimmt, ist aber bisher nicht gegeben worden. Sein Lustspiel „Fenn az ernyő nincsen kas" wurde von Schnitzer übersetzt unter dem Titel: „Rauschgold" an mehreren deutschen Bühnen gegeben. Bleibender als das genannte Stück behauptete sich auf deutschen Bühnen zweiten Ranges in den Fünfziger-Jahren Szigligeti's Volksschauspiel „Der Csikós" (Pferdehirt).

Die Szigligeti'schen Volksstücke erweisen sich trotz der Einfachheit ihrer Fabeln in der Bühnendarstellung als äußerst anziehend. Der Reiz der ursprünglichen mit denen der westlichen Nationen wenig verwandten magyarischen Typen, die naive, in manchmal rührend melancholischen, manchmal übermüthig jauchzenden Liedern zum Ausdruck gelangende Poesie des ungarischen Bauernlebens, seiner Sitten und Gebräuche, der ganze Charakter eines edlen, auch in den Verirrungen seines feurigen Temperamentes anziehenden Volksstammes wird in den Producten Szigligeti's so glücklich dargestellt, daß sie auf jedes gesunde Publicum selbst fremder Bühnen ihre Wirkung üben müssen. Noch mehr als von den in technischer Hinsicht überaus geschickten Volksstücken Szigligeti's gilt dies von den poetisch höher stehenden Volksschauspielen des für die ungarische Muse leider zu früh verblichenen

* Stammte aus der italienischen Familie Guadagni, er lebte von 1725 bis 1801.

Eduard Tóth, 1844 bis 1870. Sein „Dorflump" und „Schübling" sind die besten der ungarischen Producte dieser Art und konnten von den an mannigfachen Vorzügen reichen wirksamen Volksstücken des hochbegabten Csepreghy: „Das gelbe Füllen", „Die rothe Brieftasche", „Sündfluth" nicht erreicht werden. Auch Csepreghy, 1842 bis 1880, der ursprünglich Tischlergeselle war, erlag wie Tóth, der lange Zeit hindurch als wandernder Schauspieler umherirrte, im Zenithe seines literarischen Schaffens einem frühen Tode. Wir lassen nun das Volksstück, das wir in seinen bemerkenswerthen Erscheinungen bis auf unsere Tage verfolgt haben, auf sich beruhen und heben noch einige von den dramatischen Dichtern hervor, die, unter dem Einflusse Szigligeti's und seiner französischen Vorbilder auf das theatralisch Wirksame und Zeitgemäße hinarbeitend, ungefähr bis gegen Ende der Vierziger-Jahre die ungarische Bühne beherrschten.

Von großen Erfolgen begleitet waren die poetischen Dramen Sigmund Czakó's, 1820 bis 1847, und Carl Obernyik's, 1816 bis 1855. Der Letztere, gesunder und poetischer veranlagt als Czakó, den innere Zerfahrenheit und krankhafte Uebereizung, die sich auch in seinen Werken widerspiegelt, zum Selbstmörder machte, bot der Nationalbühne auch ein politisches Tendenzstück, „Magnat und Bauer", das höchst beifällig aufgenommen wurde. Ignaz Nagy, 1810 bis 1856, geißelte in seinem Lustspiele „Beamtenrestauration" die bei der Wahl der Comitatsbeamten herrschenden Mißbräuche, und der große Zeitdichter Josef Baron Eötvös, 1813 bis 1871, schrieb in dem Lustspiele „Es lebe die Gleichheit" eine geistvolle Satyre gegen die Maulhelden, welche die Verachtung aller Standesunterschiede predigen.

Eine kräftige Gegenströmung gegen die Ausartungen der oft gerade auf Kosten der Poesie und des guten Geschmackes zur Effecthascherei ausgebeuteten Richtung des theatralisch Wirksamen, Realistischen und Zeitgemäßen gelangte in einer durch ihre poetische Wahrheit ergreifenden Tragödie des unglücklichen Politikers, aber höchst begabten Dichters Ladislaus Teleki zum Ausdruck. (Er wurde 1811 geboren und endete 1861 als Führer der oppositionellen Beschlußpartei durch Selbstmord.) Teleki's „Günstling", dies der Titel seines Trauerspieles, zeigt ein abschreckendes Bild der tiefen Verderbniß, welche zur Zeit der Völkerwanderung unter Kaiser Valentinian III. an allen gesellschaftlichen Schichten Roms zehrte.

Der edleren, die wohlfeilen Wirkungen verschmähenden Richtung gehören auch die Dramen Karl Hugo's (Pseudonym für Karl Hugo Bernstein), 1817 bis 1877, an. Er wirkte, ein poetischer Wandervogel, bald da, bald dort, zuletzt in Budapest als Arzt und Redacteur. Seine talentvollen Producte, von denen besonders sein „Bankier und Baron" großen Beifall fanden, gingen, obgleich aus dem deutschen Original in's Ungarische übersetzt, zuerst auf der Pester Nationalbühne in Scene, und die Ungarn zählen ihn daher dankbar zu den ihrigen.

Nach der Revolution beherrschten die Lyrik und das Epos, die Novelle und der Roman das Reich der ungarischen Literatur.

Den Spuren des urkräftigen Genies Alexander Petöfi folgte eine Reihe mehr oder weniger auch durch ihre Individualität Interesse erweckender Nachempfinder, und sie alle wurden sammt ihrem genialen Vorbilde hoch überragt durch die einfache Größe des Volksdichters Johann Arany.

Als Novellen- und Romandichter begann neben Eötvös, Józsika und dem großen Psychologen Sigmund Kemény, Moriz Jókai durch die originellen, viele Vorzüge des magyarischen Geistes und Temperamentes glanzvoll vereinigenden Erzeugnisse seiner unerschöpflichen Phantasie auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu lenken, während Vas Gerebens (Josef Radarkovitsch) Bilder aus dem Volksleben und seine trefflichen Schilderungen der patriarchalischen Verhältnisse des Comitatslebens in immer weiteren und weiteren Kreisen seiner Heimat Sinn für schöne Literatur weckten.

Auf dramatischem Gebiete tauchten weniger bemerkenswerthe Erscheinungen auf, womit nicht gesagt sein soll, daß Ludwig Dobsa, von dessen Dramen und Lustspielen sich „Ladislaus IV." längere Zeit behauptete, des Weiteren der Lustspieldichter Ludwig Kövér und Josef Szigeti — der Letztere schrieb gute Volksstücke — keinen Anspruch auf Beachtung verdienen. Szigeti's „Der alte Infanterist und sein Sohn, der Husar" bereitete, in deutscher Übersetzung zuerst am Wiener Josefstädter Theater mit Erfolg aufgeführt, auch dem Publicum der österreichischen und süddeutschen Bühnen manchen vergnügten Abend.

Der Anfang der Sechziger-Jahre war nicht nur bedeutungsvoll für das politische Leben, sondern auch für die dramatische Literatur der ungarischen Nation.

Die freudige Begeisterung, welche am 10. October 1861 in der feierlichen Sitzung des Kisfaludy-Literaturvereines zum Durchbruche gelangte, als Johann Arany das dramatische Gedicht des bisher als Dichter unbekannten Emerich Madách „Die Tragödie des Menschen" vorlas, hatte vollen und tieferen Grund, als der sonst bei ähnlichen Anlässen auflodernde Enthusiasmus. In Emerich Madách war der Nation ein Geist entstanden, der einen neuen Beweis dafür erbrachte, das sich die magyarische Race nicht nur vermöge ihrer Staatsmänner, sondern auch vermöge ihrer Dichter und Denker mit gutem Rechte als eine hervorragende ansehen und als berufen erachten darf, dem Osten jenen wahrhaft civilisatorischen, germanisch-christlichen Geist zu vermitteln, dessen Universalität ein wirkliches Evangelium der Menschheit predigt. Nichts liegt der Universalität dieses Geistes ferner, als der von manchen, die sich für seine Propheten ausgeben, verkündete Racenhaß, die Racenwillkür, das autokratische Barbarenthum des Staates oder der Kirche, die pessimistische oder freche Gottesverleugnung und ihre Consequenz, die Zügellosigkeit. Nahe aber steht jede Offenbarung dieses Geistes allen friedlichen, freiheitlichen, nach Bildung strebenden Regungen der Volksseele.

Ludwig von Dóczi hat durch seine künstlerisch vollendete Uebersetzung dem ungarischen Faust — wie das Gedicht Madách's öfters genannt wird — den Weg auf die deutsche Bühne und damit in die Weltliteratur gebahnt.

Gegenstand der Dichtung Madách's ist das Schicksal, die Bestimmung des Menschen, es liegt ihr die Idee zu Grunde, daß der Mensch, der sich von Gott losgesagt hat und bloß auf seine eigene Kraft pochen will, durch seinen bösen Geist an den Rand des Abgrundes gebracht, aber durch die Güte der göttlichen Vorsehung schließlich doch vom Untergange gerettet wird, und seiner Bestimmung erhalten bleibt.

Die Erschaffung der Welt hat sich vollzogen, der Chor der Engel preist den Herrn und sein Werk. Lucifer aber, der Geist der Verneinung und Zerstörung, spottet der Schöpfung und fordert einen Antheil an derselben.

Der Herr schenkt ihm zwei verdammte Bäume des Paradieses, den Baum der Erkenntniß und den des ewigen Lebens, und durch sie sucht er die ganze Menschheit zu verderben. Er verführt das Menschenpaar zum Genusse der verbotenen Frucht und dasselbe wird, dadurch moralisch verdorben, aus dem Paradiese gejagt. Aber Lucifer will das Menschengeschlecht zur Verzweiflung, zum Verderben bringen, und glaubt dies erreichen zu können, indem er, das erste Menschenpaar in Schlaf versenkend, demselben in Traumbildern die trostlose Geschichte seiner künftigen Entwicklung zeigt. Adam und Eva bilden, als die Verkörperung des ganzen Menschengeschlechtes und Helden des Dramas, den bewegenden und mitempfindenden Mittelpunkt aller Geschehnisse, die sie nun im Traum erleben. Als Pharao in Aegypten sieht Adam das Elend der Sklaverei, als Miltiades die Undankbarkeit des Volkes, als ein in der schwelgerischen Kaiserzeit lebender Römer Sergiolus die moralische und physische Verseuchung eines großen Volkes, als Tankred zur Zeit des Kreuzfahrerthums die Ausartungen der christlichen Fanatiker, als Kepler erfährt er die Unzulänglichkeit menschlichen Willens, als Danton seine und die Grausamkeit des revolutionären Pöbels, der er zum Opfer fällt. Auch der Grundton der weiteren Bilder ist ein abschreckend düsterer. Das Treiben unserer modernen Zeit in der Weltstadt London, die unersättlich mittelst Lug und Trug betriebene Jagd nach Gewinn, das Verfeilschen selbst des Herzens, das den Menschen zur Maschine herabwürdigende Phantastère-System des socialistischen Zukunfts-Staates, und endlich die vereiste Erde, auf der, wie es die Materialisten prophezeiten, nur verblödete Eskimos vegetiren. Alle diese Phasen der Entwicklung seines Geschlechtes erfüllen Adam mit Grauen. Das Streben der Menschheit nach Freiheit, Wissen und Glück dünkt ihm vergeblich, er will, als er aus dem bösen Traum verzweifelnd erwacht, sich und in ihm sein Geschlecht tödten, da flüstert ihm Eva zu, daß sie sich Mutter fühle, er beugt sich der unergründlichen Allmacht Gottes, dessen Gnade ihn wieder aufnimmt, den Trost spendend, daß der Mensch, begleitet von dem theilnahmsvoll guten Genius, den er im Weibe besitzt, und getragen von dem Hochgenusse der Unendlichkeit, als deren Theil er sich fühlen möge, „kämpfen und vertrauen“ müsse. Das Tiefsittliche des Glaubensbekenntnisses, das in diesem Schlusse der Tragödie seinen Ausdruck findet, und der edle Charakter ihres Dichters treten in noch glänzenderem Lichte

hervor, wenn man die Eindrücke erwägt, unter denen dieses Gedicht entstanden ist. Madách wurde, weil er einem politischen Flüchtlinge nach der Revolution ein Asyl geboten, seiner Familie entrissen und in den Kerker geworfen. Nach einem traurigen Jahre der Haft findet er ein zerstörtes Heim, seine Gattin, die Mutter seiner Kinder, hatte ihn um sein Familienglück betrogen. Von solchem Unglücke gebeugt, schrieb er die Tragödie des Menschen. Ihm fehlte der theilnahmsvoll gute Genius des Weibes, aber der edle Genius der Menschheit erhob ihn über sich und seinen Schmerz zu den versöhnenden Empfindungen, die sich tiefergreifend in seinem großen Gedichte offenbaren.

Die Tragödie des Menschen ist, wie wir gesehen haben, durchaus kein regelrechtes Drama. Die glänzende Aufnahme, welche sie, von dem jetzigen Director des Nationaltheaters Eduard Paulay mit vollem Verständniß und dem besten Geschmack inscenirt, in Budapest und in diesem Jahre nach der Hamburger Aufführung im Wiener Ausstellungstheater (Uebersetzung von Ludwig Dóczi) gefunden hat, bewies auf's Neue, daß auserlesene Geister und das allgemein menschliche Interesse, das ihre Producte erwecken, nicht an den Buchstaben des Kunstkatechismus gebunden sind. Dasselbe wurde den dramatischen Kunsthandwerkern in Ungarn, die trotz Teleki und Carl Hugo nicht aufgehört hatten, mittelst Tendenzdramen, zeitgemäßer Schlager und speculativer Theaterkniffe auf das Publikum zu wirken, durch Eugen Rákosi (geb. 1842) bewiesen. Mit seinem Erstlingswerke einer im griechischen Zeitalter spielenden Komödie, deren Held der Fabeldichter Aesopus ist, stellte sich 1866 der damals 24jährige Dichter in die Reihe der ersten Dramatiker Ungarns. Ein kräftiges, durch ehrliches Studium der Alten und Shakespeare's geschultes und genährtes Talent, ein phantasievoller Poet, der gut erfundenen Situationen die entsprechende Stimmung und Farbe, seinen mit festen Strichen gezeichneten Gestalten eine durch ihre Schönheit hinreißende individuelle Sprache und seiner ganzen Schöpfung echt dramatisches Blut und Leben zu leihen weiß, zeigte sich bereits in diesem Werke, das in einer Saison nicht weniger als 11 Mal über die Bretter des Nationaltheaters ging. Von den zahlreichen späteren Dichtungen Rákosi's zählen trotz mancher Verirrungen sein Schauspiel: „Schule der Liebe", sein Lustspiel: „Die Krakauer Mönche" und die historische Tragödie: „Johanna und Andreas" zu dem Besten, was in den letzten Jahrzehnten in der dramatischen Literatur hervorgebracht wurde.

Der poetisch am reichsten veranlagte Vertreter jener romantischen Schule, die mit den Werken Rákosi's ihren Einzug auf die ungarische Bühne gehalten hat, ist unbestritten Ludwig von Dóczi, 1845. Seine fein erdachten graziösen Lustspiele „Der Kuß", „Die letzte Liebe", sein Schauspiel „Maria Széchy" haben ihm, da das erstere in mehrere europäische Sprachen übersetzt und auf zahlreichen fremdländischen Bühnen gegeben wurde, bekanntlich in der modernen dramatischen Literatur einen hellklingenden Namen erworben und im Auslande lebhaftes Interesse für die ungarische Literatur erweckt. In der bestrickenden Musik der Sprache, in der Melodie des Wortes und Verses wird Dóczi, der als ein aus deutscher Gegend stammender Ungar das Deutsche und Ungarische mit gleicher Virtuosität beherrscht, von Wenigen erreicht. Die ungarische Bühne verdankt ihm auch die beste Uebersetzung von Goethe's „Faust".

Während Dóczi und Rákosi noch nicht im Zenithe ihres Schaffens stehen und Ludwig Bartók, der Erstere durch seine Tragödien „Margaretha Kendi" und „Anna Thuran", der Letztere durch sein Trauerspiel „Iskarioth" und sein Lustspiel „Der Dolch" gezeigt haben, daß die ungarische Bühne noch geklärtere Proben ihrer unzweifelhaften Begabung erwarten darf, ist dem Theater in Gregor Csiky, 1842 bis 1892, viel zu früh ein großes Talent entrissen worden, das anfänglich gleichfalls den Spuren Rákosi's folgte, sich aber später ganz und gar der modernen seichten französischen Richtung zuwandte. Csiky war fast ebenso fruchtbar und geschickt im Ausnützen des Bühnenwirksamen wie Szigligeti, aber wie seine Erstlingswerke: „Das Orakel", „Janus", „der Unwiderstehliche", und seine Übersetzungen des Sophokles und Plautus zeigen, ein größerer Poet als dieser. Seine Genrebilder „Proletarier", „Mukányi", und einzelne seiner Schauspiele können, soweit sie nicht zu specifisch nationales Leben schildern, auch auf jeder ausländischen Bühne zweiten Ranges mit Erfolg bestehen.

Kein romantisches, aber ein liebenswürdig frisches productives Lustspieltalent von nie versagender Erfindungsgabe und voll der gewinnendsten Schelmereien ist der mit der Bühne und ihren Geheimnissen wohl vertraute Árpád Berczik. Dem deutschen Publicum wird ihn sein Uebersetzer, Ludwig Hevesi, im Laufe dieses Winters im Wiener Volkstheater vorstellen, das ungarische Publicum der Hauptstadt und Provinz kennt und schätzt seine Lustspiele: „Die Viertelmagnaten",

„Ehestifter“, „Protection“, „Mütter und Töchter“ u. s. w., als die beliebtesten Repertoirstücke. Wir wollen nur noch den Manen eines in der Art Csiky's producirenden und gleich ihm der Literatur zu früh entrissenen Dichters gerecht werden, indem wir Stefan Toldy unter Jenen nennen, denen das ungarische Theater, obgleich es sich nur weniger wahrhaft bedeutender Dramatiker rühmen kann, doch einen in der modernen Culturgeschichte fast beispiellos raschen Aufschwung zu danken hatte.

Gleichen Schritt mit dieser beflügelten Entwicklung der literarischen Production auf dramatischem Gebiete hielt auch die Schauspielkunst. Wie die modernen literarischen, wußten auch die schauspielerischen Talente des jungen Ungarn mit der dem Magyaren im hohen Grade angeborenen rhetorischen und Darstellungsgabe, mit der Unmittelbarkeit und Frische des warmen ungarischen Temperamentes in kurzer Zeit jene Vorzüge guter künstlerischer Schulung zu vereinen, die sie mitunter an fremden Mustern zu bewundern Gelegenheit hatten, ohne wie ein Theil der Dramatiker das Fremde auch in seinen Unarten blos nachzuahmen. Durch gesunden Nachwuchs aus der mit dem Nationaltheater verbundenen Schauspielschule verstärkt, verfügt diese von Eduard Paulay in jeder Richtung trefflich geleitete Bühne heute über eine ganze Reihe von Künstlern ersten Ranges, obgleich sie vor einigen Jahren in Rosa Jókai-Laborfalvi (der Gattin des Romanciers) eine ihrer ersten Darstellerinnen von Heldinnen und Heldenmüttern, in Koloman Szerdahelyi einen die Vorzüge Sonnenthal's und Baumeister's vereinigenden Charakterliebhaber, in seinem Nachfolger Halmy einen Hartmann, in Joseph Tóth einen Lewinsky und in Frau Szathmáry eine brillante komische Alte verlor.

Um eine beiläufige Vorstellung des Ensembles zu geben, das namentlich im modernen socialen Schau- und Lustspiele auf wahrhaft künstlerischer Höhe steht, nennen wir nur einige der hervorragendsten Kräfte, die wir dem deutsch-österreichischen Leser am besten zu kennzeichnen glauben, wenn wir gleichzeitig jene Vertreter ihres Rollenfaches namhaft machen, die dem Wiener Burgtheater Glanz verleihen oder verliehen haben:

Cornelie Prielle, eine Schauspielerin, die kürzlich gelegentlich des Jubiläums ihres vierzigjährigen Wirkens durch die Gnade des Monarchen mit dem goldenen Verdienstkreuze ausgezeichnet wurde,

findet in manchen ihrer Rollen auch heute noch die Herzenstöne einer Hartmann-Schneeberger und paarte den Humor der Mama Haizinger mit dem scharfen Witze der Frau Zerline Gabillon.

Marie Jászay gilt besonders in der Tragödie mit Recht als die magyarische Wolter.

In jugendlich heroischen Rollen rivalisirt mit ihr Frau Emilie Márkus-Pulszky, die im modernen Schauspiele als Darstellerin leidenschaftlicher junger Frauen auch mit der durch Temperament und Chic fesselnden Frau Laura Helvey öfter erfolgreich um die Palme ringt.

Frau Theresia Csillag ist eine reizende ungarische Hohenfels.

Frau Sidonie Rákosi, eine aus der erwähnten Schauspielschule hervorgegangene talentvolle Künstlerin, bekundet namentlich in Darstellung komischer Chargen eine geistvolle eigenartige Auffassung. Auch die jugendliche Heroine Fräulein Seraphine Fáy und die Salonliebhaberin Frau Marie Hegyessy — eine glänzende Erscheinung — zählen nebst der einst als jugendlich Sentimentalen gefeierten, nunmehr als Darstellerin von Mütterrollen äußerst beliebten Frau Flora Feleki-Munkácsy zu den Zierden des Theaters.

Josef Szigeti, ein Veteran der ungarischen Schauspielkunst, ist am ehesten mit Fritz Beckmann zu vergleichen.

Eduard Ujházy, ein glänzender Humorist, erinnert in der Naturwahrheit, Sauberkeit und Feinheit seines Spieles an Karl La Roche.

Der Komiker Ludwig Vizváry ist ein durch Schöne's Sanftmuth gemilderter Meixner, den trefflichen Chargen und Charakterdarsteller Ludwig Náday weiß ich bei der Vielseitigkeit seines Talentes mit keinem Wiener Schauspieler in Parallele zu stellen.

Emerich Nagy ist beiläufig der Krastel-Robert des prächtigen Ensembles, das auch in Mihályfi und Szacsvay tüchtige Repräsentanten von Liebhaberrollen, in Gyenes, Bercsényi und Gabányi reichbegabte Charakterdarsteller, in Zilahy, dem Thimig als Muster empfohlen werden kann, einen hoffnungsvollen Bonvivant besitzt.

Wir müßten wieder eine Reihe in Ungarn wohlklingender, und zum Theile auch im Auslande, besonders hier in Wien bekannter Namen nennen, wollten wir auch aller Jener gedenken, die, zum Theile aus dem Nationaltheater recrutirt, seinem Schwesterinstitute, dem Volkstheater zu dem Gedeihen verhalfen, dessen es sich heute neben

einem dritten und vierten magyarischen Theater, nämlich jenem in der Ofner Festung und im Stadtwäldchen, erfreut.

Der durch die Opferwilligkeit der ungarischen Hauptstadt kräftig unterstützten Energie des bereits als Dichter gewürdigten Eugen Rákosi wurde es möglich, im Jahre 1874 das Volkstheater zur besonderen Pflege des volksthümlichen Genres zu gründen, durch zweckentsprechende Leitung des Theaters auch die dramatische Production dieser Richtung zu heben und ihr ein breites Publicum zu verschaffen.

Zu den verwöhnten Lieblingen dieser Bühne, welche, beiläufig in der Art des Theaters an der Wien, nächst den nationalen Volksstücken und Singspielen auch ausländische Operetten und Sensationsstücke pflegt, gehört die berühmte ungarische Nachtigall Frau Louise Blaha. Ihre einstige Collegin Frau Pálmay glänzt jetzt am Wiedner Theater in Wien. Der erste und originellste der ungarischen Volkssänger, Josef Tamássy, hat am 10. September dieses Jahres das Zeitliche gesegnet.

Neben den neuen Tempeln und Hallen des ungarischen Schauspiels, an dem die jüngsten Jahrzehnte durch eifrige Pflege, deren es zum Theile auch in der Provinz theilhaftig wurde, gut gemacht haben, was in der ersten Hälfte des Jahrhunderts versäumt wurde, ist auch der ungarischen Oper im Jahre 1884 ein Pallast entstanden, Dank der Munificenz eines edlen Monarchen, dessen Zeitalter jeder Ungar, voll inniger Verehrung seines Königs und stolz sein Unterthan zu sein, mit dem des Mathias Corvinus vergleicht.

Quellenwerke: Wilhelm Frankl (Fraknói): Die Culturverhältnisse der ungarischen Nation zur Zeit ihrer ersten Fürsten und die Einführung des Christenthums, Budapest 1861. Karl Száß: Ueber die Entstehung des Nibelungenliedes, Budapest 1865. Zoltán Beöthy: Das erste politische Schauspiel der Ungarn und sein Zeitalter, Budapest 1882. Dr. Béla Vály: Geschichte des ungarischen Schauspiels, Budapest 1887. Eduard Szigligeti: Beiträge zur Geschichte des ungarischen Dramas, Budapest 1874. Stefan Toldy: Geschichte der ungarischen Nationalliteratur, Budapest 1867. Dr. Heinrich Schwicker: Geschichte der ungarischen Literatur, Leipzig 1890. K. J. Schröer: Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, Wien 1853. Zoltán Beöthy: Die ungarische Nationalliteratur in historischer Darstellung, Budapest 1891. Szigligeti: Biographien ungarischer Schauspieler, Budapest 1878. Karl Kertbeny: Die älteste dramatische Literatur der Ungarn, Budapest 1878. Alexius Jakab: Altes Schauspiel in Siebenbürgen, Klausenburg 1881. Emerich Vahot: Ungarische Thalia, Budapest 1861. Koloman Bankó: Ungarische Bühnenwelt, Budapest 1872.



Momentbilder aus dem Volksleben.*

Nach Marja Konopnicka.

Von

Albert Weiß.

Im tiefsten Abgrund.

Wo mit dem weißen Fittig, gramerfüllt,
Der Jugend Schutzgeist sich den Blick verhüllt,
Wo tief in Herzenswunden wallt das Blut,
Wo — Eintagsrosen welken in der Glut,
Wo von der Jugend Stirn am Abgrundsrand,
Von Schmach verwischt, der Tugend Stempel schwand,
Wo man vergaß die Hand der Gottesmacht,
Wo ewig herrscht nur schwarze Sündennacht,

Wo gleißend prunkt des Lasters schnöder Glanz,
Wo Abscheu nur erregt der wilde Tanz
Der Wesen, die, gedrängt von Schand' und Noth,
Im blinden Taumel suchen nur den — Tod —
Da steht ein Spielmann, blind und sorgenvoll,
Der hier zum Ball die Weisen spielen soll:
Die Tochter heute starb ihm im Spital . . .
Im Auge losch ihm jetzt der letzte Strahl . . .

* (Fortsetzung aus dem 21. Jahrgang, S. 348 bis 352.)

Drum, als vom tiefsten Herzeleid geführt,
Die Saiten heut' die welke Hand berührt,
So bang' und klagend klingt ihr Silberschall,
Als schluchz' ihr Lied im Hain die Nachtigall,
Und, ungeschwächt im Saal' mit wilder Kraft,
Rings widerhallt des Schmerzes Leidenschaft . . .
Wie ein Verzweiflungsschrei an offner Gruft,
So schrillt es markerschütternd durch die Luft . . .

Bald braust es, wie die Windsbraut über'm Wald,
Wie im Fortissime die Orgel schallt . . .
Bald wieder säuselt's, wie ein Hauch so still,
Als ob ihn Sehnsucht übermannen will,
Wie Zephyr sanft im Lenz den Wald umweht,
Wenn träumend er im Morgennebel steht . . .
Bald blinkt der Saiten Gold so silberrein,
Wie Diamantenthau im Rosenhain . . .

Bald murmelt's wie ein Bach, der still verrinnt,
Und netzt mit Thränen nur sein Ufer lind . . .
Bald läutet's, wie Maiglöckchen, lockt's herbei
Mit weißem Kelch die Falterschaar im Mai . . .
Manch schwerer Seufzer steigt aus tiefster Brust:
Still ist es rings — Solch Klang verscheucht die Lust...
Wie dem Gefang'nen, ob die Kette klirrt,
Wenn vor dem Tod ein Traumbild ihn umschwirrt,

Bis er von stillen Wonnen überschäumt
Und selbst, in Kerkernacht von — Freiheit träumt —
Als wink' aus Todesgraus der helle Tag,
So hebt, verdoppelt sich der Herzensschlag
Den längst Verlor'nen, wie ein Auferstehn'n
Zu neuem Leben vor dem Untergeh'n . . .
Manch' Busen wogt... Manch' Lächeln streift den Mund,
Der sonst Verwünschung that und Hohn nur kund . . .

Manch' Blick, der kaum noch buhlerisch gelacht,
Versenkt sich schamhaft in der Wimpern Nacht . . .
Still ist es rings — Der Klang nur schwebt empor,
Bis er in Seufzern leise sich verlor
Hoch über Erdennoth im Aetherraum . . .
In stillen Thränen, nur geweint im Traum . . .
In Funken, glimmend unter Schutt und Rauch . . .
In Tönen nimmer . . . nur in sanftem Hauch . . .

Da mitten durch das düstre Schweigen klingt
Ein Lied, wie es das Volk in Hütten singt,
Das in bekannter Weise widerhallt,
Wenn Einzug hält der Lenz in Flur und Wald,
Wenn trillernd himmelan die Lerche fliegt,
Wenn leis in Schlaf ihr Kind die Mutter wiegt —
Dies schlichte Volkslied bannt in dichtem Kreis
Die Leichtgeschürzten um den Sängergreis.

Erst leis, dann lauter immer singen sie
Im Chor die längstvergeß'ne Melodie,
Die, wenn auch auf Minuten nur zurück
Sie trägt zu ferner Kindheit holdem Glück,
Zu Seelenfrieden und zu Sonnenschein,
Zu Gott, da schuldlos noch ihr Herz und rein —
Nur eine Maid im Saale sinnend schweigt
Und hält das Köpfchen träumerisch geneigt . . .

Die Äuglein sie gleich müdem Vöglein schloß,
Wenn es in Schlummer sang sein Nestgenoß . . .
Das aufgelöste Haar umflutet hell
Den vollen Nacken wie ein Sprudelquell . . .
Das ist das Lied, das ihr so oft erklang
Daheim im Hüttchen einst am Waldeshang:
Der Vater pfiff's, der alternde Soldat; . . .
Die Mutter, wenn sie spann, bei jeder Naht,

Ob Gram und Sorge selten auch nur schied,
Mit matter Stimme summte sie das Lied: . . .
Nach Heu und Schleedorn duftet das Geheg' . . .
Zum Grab am Walde führt der Scheideweg . . .
Hier raucht der Schornstein, bis der Spahn verkohlt . . .
Dort knarrt der Brunnen, wo sie Wasser holt . . .
Am Bach der Birnbaum rauscht, wie immer schon
Und auf dem Felde blüht der rothe Mohn . . .

Jenseits des Weihers Spiegel träumend blinkt . . .
Mit Glockenschall der Thurm herüberwinkt . . .
Da steht ihr Schatz, wie damals frisch und jung . . .
Ein Schatten trübt nur die Erinnerung:
Das ist der Jäger aus dem grünen Haus . . .
Im Wald ist's still . . . die Matten prangen drauß' . . .
Welch' süßes Kosen unter Tannenduft . . .
Welch' selig Flüstern in der Abendluft . . .

  Aus Seidenwimpern heiß die Thräne rinnt . . .
  Da naht ein Tänzer ihr . . . der Ball beginnt . . .
Wie zittert sie und lacht so sonderbar,
Und wirft zurück bacchantisch wild das Haar . . .
  Ihr Traum entschwand... die Stimmen sind verstummt
  Ihr in der Brust, als sie der Lärm umsummt
Und alle guten Geister sind entfloh'n —
Im Arm des Tänzers wirbelt sie davon . . .





Gedichte

von

B. L. Armstrong.

Lied.

An mein Lager stellte ich
Jüngst ein Röschen mir,
Dachte heimlich: sicherlich
Träum' ich dann von dir!

Wachte auf, das Herz so schwer,
Schon bei Morgenroth,
Träumte, liebtest mich nicht mehr;
Röschen hold war todt!

Altes Sehnen.

Als Kind schon griff ich nach den Sternen,
Da kaum die Füße erdvertraut,
Hab' ich voll Sehnsucht aufgeschaut,
In jene grenzenlosen Fernen.

Nun packt mich neu das alte Sehnen,
Da ich gewandert manches Jahr
Und silberhell gestreift mein Haar,
Greif nach den Sternen ich mit Sehnen.

Offen und verschlossen.

Mein Herz bleibt gleich der Kirche offen,
Kann jedes Menschenkind hinein,
Doch wage jedes nicht zu hoffen,
Es rühre an dem heil'gen Schrein.

Der steht in Dämmerung verborgen
Bis ihn der rechte Priester fand,
Der ihn erschließt am Ostermorgen,
Mit der geweihten Priesterhand.

Scheidendes Glück.

Größer scheint im Untergeh'n
Uns die Sonne, als am Tage,
Wann wir wen'ger nach ihr seh'n
In des Daseins Hitz' und Plage.

Was das Leben Gutes bot,
Will uns nie so groß erscheinen,
Als da es zu sinken droht,
Und wir scheidend es beweinen.





Das Leuchtkäfer-Märchen.

Makame

von

Wilhelm du Nord.

I.

Die Sonne war hinabgesunken und ihre letzten goldigen Funken verglommen auf den Bergesgipfeln; schon ward es still in Busch und Wipfeln. Hernieder auf den Wald, auf Thal und Bergeshald, auf den rauschenden Bach und den stillen Weiher, senkte der Abend die duftigen Schleier. — Ich war nach des Tages drückender Schwüle hinausgegangen, zu genießen die Kühle. Und wie ich hinschritt am Waldessaum und blickte hinauf in den Himmelsraum, da grüßten schon zahllose Sterne herab aus unendlicher Ferne; doch siehe, nicht nur so hoch dort oben, auch rings um mich in die Nacht gewoben, erglänzten Lichtlein ohne Zahl und schimmerten in mildem Strahl. Leuchtkäferchen mit den kleinen mystischen Flammen, hin durch die Lüfte schwammen; sie tanzten den nächtlichen Reigen in feierlichem Schweigen und tummelten sich allüberall, selbst über dem plätschernden Wasserfall, auf den Halmen am Raine, auf den Zweigen im Haine, im Moose am Felsgesteine, gleich lebendigen Funken und als wären sie trunken; und wo der Blick nicht drang durch die Nacht, dort waren sie zu Myriaden entfacht, und in dem tiefsten Gedunkel erglänzte ihr magisch Gefunkel in zauberischer Pracht. Ich aber stand wie festgebannt, und konnte die Blicke nicht wenden vom Glühen an allen Enden. Doch immer krauser ward das Gewirre, es wogte das bunte Geschwirre hinauf und

hernieder, und kreuzte sich wieder mit neuen Scharen von unzählbaren flimmernden Punkten, die in farbigem Scheine prunkten, bis, ich war es gewiß, von all dem unfaßbaren Glanze und seinem nie endenden Tanze die Sinne mir wären vergangen, hätt' ich noch länger an dem Schauspiel gehangen. So senkte ich rasch denn die Lider und lenkte die Schritte zum Dörfchen wieder.

Ich ging dahin gedankenschwer, denn eine alte, langvergess'ne Mähr — Großmütterchen mit weißen Haaren, erzählte sie mir vor vielen Jahren — die war in meines Gedächtnisses Schacht jetzt wieder zu frischem Leben erwacht, und hatte mit ihrem Glauben, dem frommen, auch nun mich wieder gefangen genommen.

Doch also lautet die alte Mähr: Es ist schon lange, sehr lange her, da lebte fern im Morgenland, wo mancher hohe Geist erstand, ein edler Mann, gar gut und gerecht, Gott hatte nie einen treueren Knecht; darum gab der Herr ihm Wissenschaft und nie geahnter Erkenntniß Kraft. Er aber lernte ohne Ruh' noch Rast, nicht nur was der Menschen Wissen umfaßt, auch was in Gottes freier Natur zu finden, hoch oben im unerforschten Azur und unten im Wasser, in Wald und Flur.

So ward ihm Alles erschlossen: die Kraft, die der Fischlein Flossen und die den Sturmeshauch erregt und die in des Menschen Brust gelegt. Mit den Sprüchen der Weisen und des Himmels Geleisen, ja selbst mit aller Thiere Laut war er, wie mit der eigenen Stimme, vertraut. Nur Eines wollte ihm nicht gelingen, trotz allem Denken, Mühen und Ringen: er konnte es nimmer und nimmer ergründen, warum und woran sich die Lichtlein entzünden an Thierchen, die die Flügel spreiten, um durch die Sommernacht zu gleiten.

Allein, ob Jahr um Jahr verrann, es ließ der weise, heil'ge Mann nicht ab, sein schärfstes Denken auf dieses Wunder zu lenken und selbst als das Alter schon schwer ihn drückt', fand er sich doch nur dann beglückt, wenn in den kurzen Nächten, den lauen, er konnte das seltsame Räthsel schauen, bei dessen wunderbarem Weben er sich fühlte vor heiliger Scheu erbeben.

So einstmals in einer Mittsommernacht, es hatte sich schöner denn je entfacht vor seinen Augen die nächtige Pracht, da war der Greis in Sehnsucht erglüht, die Frage, um die er so lang sich bemüht, zu lösen, bevor die Kraft ihm schwände, denn nahe schon fühlt' er sein Ende. Und als er nun sah, daß fern und nah aus dem Schoße der

Nacht die Geschöpfe erwacht zu neuer Lust, da drängte es mächtig in seiner Brust, und heißer denn je zuvor hob er den Geist empor und flehte inbrünstig; — da war der Himmel ihm günstig. Ihm war, als kläng' eine Stimme von oben, und er würde zu schöneren Sphären gehoben. —

Man suchte den Greis beim Morgenroth — am Waldessaume, da lag er todt. Verklärt doch war sein Angesicht, wie von Gedanken hehr und licht; es hielt ein Blättchen seine Hand, auf dem man diese Worte fand:

Mir war vergönnt zu lesen
Ein unerforschtes Zeichen
Aus überird'schen Reichen:
Die leuchtenden Wunderwesen
Die in der Sommernacht wallen,
Wie eines Sternes Atome,
Der nieder vom Himmelsdome
Zur grünen Erde gefallen,
In zahllose Funken zersprüht:
Es sind der Menschen Seelen
Die, mochten sie auch fehlen,
In Liebe einst erglüht;
Und die in herben Stunden
Der Trennung Weh empfunden
Mit liebendem Gemüth,
Sie dürfen sich erfreuen
Am Wiederseh'n der Treuen,
Viel süße Grüße tauschen
Und Liebesworten lauschen,
So oft der Sommer blüht.

II.

Wie wär' es doch schön und wunderbar, wenn wirklich wieder Jahr um Jahr wir könnten aus Grabesnacht ersteh'n, um unsere Lieben wiederzuseh'n. — So dachte ich und seufzte laut, als hätt' ich in's Paradies geschaut, in das ich nimmer eingeh'n sollte. Den Fluß,

der brausend thalabwärts rollte, nun kreuzte mein Weg und eben wollte betreten ich den Brückensteg, da fühlt' ich meinen Blick gebannt, von einem Lichtlein gar hell entbrannt und glühender noch als die andern. Ich hatte im Wandern die Augen sinnend zu Boden gesenkt und nur auf die alte Sage gelenkt, wie in traumhaftem Spiel all meiner Gedanken Ziel.

Wohl fühlt' ich im Weiterschreiten die funkelnden Körperchen mich umgleiten, doch Einzelner achtet' ich nicht. Jetzt aber sah ich vor mir dicht ein Fünkchen, das sich nicht bewegte und nur wie leise zitternd regte, als ob es ein Theil des Aethers wäre und ledig aller Erdenschwere.

Doch als ich nun schnelle hintrat zur Stelle der seltsamen Helle, da sah ich ein Käferlein hangen, im Netz einer Spinne gefangen. Gelegt mit gar kunstreicher Tücke war die Falle am Rande der Brücke; von einem Aste, der überhing, hinab zum Geländer der Faden ging und wieder hinauf, fast unsichtbar, viel feiner noch als das feinste Haar. Was Wunder, daß im Abenddüster, hingleitend unter der alten Rüster, der kleinen Flügler gar viel hier fanden ihr letztes Ziel. Indeß, in dem Thierchen vor mir, mit seiner leuchtenden Zier, pulsirte noch warmes Leben, ich sah dies an seinem Beben; und rasch begann ich's zu lösen aus den bösen abscheulichen Schlingen. Fast sollt' es mißlingen, denn plötzlich sah ich springen wie wuthentbrannt gen meine Hand ein kleines, gräuliches Thier; die Spinne war es, die mit Gier und tollkühn schier, aus ihrem Zwinger sich stürzte gegen meine Finger. Erschrocken fast, riß ich mit Hast die Hand zurück, — da ging das Netz in Stücke und nieder auf die Brücke fiel von der luftigen Zinne die häßliche, borstige Spinne. Ich aber eilte, zu lösen von den Fäden, den bösen, das Käferlein mit dem funkelnden Demantschein. Doch schien meine Mühe vergebens, es gab kein Zeichen des Lebens.

Indessen hofft' ich noch immer, denn unverlöscht blieb des Thierchens Schimmer; ich ahnte, daß es noch lebe und gefesselt nur sei durch des Netzes Gewebe.

Gebettet in einem Blatte, das ich pflückte von thauiger Matte, trug ich den Schützling mein nun eilig heim in mein Kämmerlein. Als hier die Lampe rasch entfacht, ging ich daran, behutsam, sacht, das arme, gefesselte Leuchtkäferlein aus seiner Umschlingung zu befrei'n. In kurzer Zeit war es gescheh'n, kein einz'ger Faden mehr

zu seh'n, indeß noch immer wie todesmatt, lag das liebe Thierchen auf seinem Blatt. Mit weichem erwärmendem Hauche wollte ich es anregen, daß es die Flügel gebrauche; doch es schien unfähig, sich zu bewegen.

Auch jetzt noch verzweifelt' ich nicht, denn immerfort glänzte das kleine Licht, und so beschloß ich zu warten, bis die Lebenskräfte die zarten, des Wesens meinem Schutze befohlen, sich völlig würden erholen. Hin auf des offenen Fensters Brett legt' ich das Thierchen im grünen Bett und schob die Lampe zum Tischesrand, und nahm ein liebes Buch zur Hand; so saß ich, ob lang mir die Zeit auch däuchte, nun zwischen der kleinen und großen Leuchte: der einen, die Mutter Natur entzündet, und deren Wesen noch nie ergründet, und der andern, von Menschenhand entfacht, der tröstenden Freundin in dunkler Nacht.

Es war der Abend so wunderschön, und nieder von waldigen Bergeshöh'n ergossen ambrosische Düfte sich weich in die lauen Lüfte. Gebreitet rings lag feierliche Stille, gehoben noch durch das Zirpen der Grille und fernem Ruf der Unken. Ich aber war in mein Buch versunken, denn seltsam zu meiner Stimmung paßte, was es in beredte Worte faßte. Wie sich doch Geist zu Geist geselle, bedacht' ich als ich las die Stelle: „Auf dieser Welt ist Alles Schein, nur wahr und wirklich die Liebe allein."

Und wie ich sinnend das Aug' aufschlug, sah ich mein Käferchen schon im Flug. Da klappte ich freudig mein Büchlein zu und streckte mich wohlig zu nächtiger Ruh', gleich Einem dem alles Leid entrückt, weil ihm ein gutes Werk geglückt.

III.

Und hernieder sank der Abend wieder; die frohen Lieder der Vogelwelt verstummten allmälig im Laubgezelt; nur wie im Traum und hörbar kaum, noch piepte ein Sänger im Neste, versteckt vom dunklen Geäste.

Doch sieh, als hätten sie gewartet nur, um sich zu zeigen, daß rings auf Wald und Flur sich breite Schweigen, Leuchtkäferchen tauchten nun überall empor, alsbald zu tanzen in wirbelndem Chor den sommernächtlichen Reigen; und wieder wie am Abend zuvor sie hingen an Gräsern und Zweigen und in den Lüften allüberall

erglänzten die Lichtlein ohne Zahl in mystisch unstätem Scheine. Mit meinen Gedanken alleine saß ich am Waldessaum, und wie ein lichter Traum an meinem Geist vorüberglitt Erinnerung an das kleine Wesen, für das ich gen die Spinne stritt und das durch mich genesen. Da, plötzlich, dicht an meinem Ohr hob sich ein Klang, ich hatte nie zuvor gehört noch solchen Sang; es war wie keines Thieres Laut, wie keine Menschenstimme traut, fast nur ein Hauch von einzig schönen, wohl überird'schen Tönen, die tief zur Seele drangen, da sie wie Worte klangen:

„Du hast mich gerettet
Aus höchster Gefahr,
Als ich umkettet
Von Banden war.
Du hast mir gegeben
Das Leben zurück,
Nun will ich verweben
In deines das Glück.
Die beste der Frauen
Die lang schon verklärt,
Noch einmal zu schauen
Dein Herz begehrt.
Ich will sie dir zeigen
So wie sie einst war,
Dir bleibt dann zu eigen
Das Bild immerdar;
So oft du es wieder
Im Geiste willst seh'n,
Du senkst nur die Lider
Es wird vor dir steh'n.
Komm', folge mir schnelle,
Sei gläubig bereit,
Ich führ' dich zur Stelle
Durch Liebe geweiht.“

Schon war der Sang verhallt, der mich erfaßt mit Allgewalt, und immer noch war ich entzückt, als wär' ich der Erde entrückt; dann schrak ich auf, erweckt durch tiefe Stille. Und nun, als ob ein höh'rer

Wille mich vorwärts dränge, zu folgen mich zwänge eines Flämmchens flackerndem Schein, erhob ich mich und schritt in den Wald hinein. Das kleine Licht, es schwebte dicht vor mir einher, als ob es ein leitendes Sternchen wär, in leuchtenden Farben blinkend und wie verheißungsvoll winkend. Und als ich weiter und weiter ging, mich dichte Finsterniß umfing, kein Hauch sich regte und Nichts sich bewegte als das Flämmchen vor mir, da fühlte ich schier, es würde die Brust mir zu enge. Doch plötzlich, als schlänge um mich sich ein magischer Kreis, wie auf eines Zaubrers Geheiß herab von den Blätterkronen senkten sich Millionen von schimmernden Leuchtkäferlein; im wogenden Schein umwallten mich die Massen, die nimmer der Blick konnt' erfassen. Jetzt, horch, gar leise, leise, im luftigen Kreise erzitterten Klänge wie Geistergesänge; aus unendlichen Weiten fühlt ich sie berückend gleiten mir in das trunkene Ohr und mälig schwoll es empor zu vernehmlichem Chor:

„Bereite dich vor!
Was lang du ersehnt,
Verloren gewähnt,
In heiliger Welle
Lebendig und helle
Nun wieder zu schauen,
Bereite dich vor.
Hier darfst du nicht schwanken,
Halt' fest den Gedanken;
Sie wird sich dir zeigen,
Sich huldreich dir neigen,
Sei stark im Vertrauen,
Bereite dich vor!
Du stehst vor dem Bilde
So lieb und so milde,
Der innig Verehrten,
Der edlen Verklärten,
Der Besten der Frauen —
Bereite dich vor!" —

Vieltausendfach ward jetzt ein Echo wach, so daß es fern und nah noch hallte nach:

„Bereite dich vor!"

Hin durch den Forst ging ein erfrischend Weh'n; ich aber blieb wie festgewurzelt steh'n, als rings die Stimmen verhallten. Die mich umwallten, die leuchtenden Wesen, verglommen, verschwanden wie sie gekommen. Und in dem tiefen Dunkel, das nun mich wieder umfing, rothglühend wie ein Karfunkel, ein einziges Käferchen hing.

Ernst gedachte ich der Mahnung, und in meiner Seele rangen die freudigste Ahnung mit zagendem Bangen und heißem Verlangen.

Da horch! es war, wie wenn hernieder rauschte von einer Felswand Well' auf Welle. Ich hielt den Athem an und lauschte. „Du bist zur Stelle!“ so sang das Wasser; und als ob mit diesem Worte sich öffne eine Pforte von der grausen Finsterniß zum Licht vor mir — zerriß der Schleier der Nacht: Wie ein breites Silberband hervor aus ragender Felsenwand floß klar und helle eine plätschernde Quelle. Und siehe, mein treues Käferlein, es stürzte sich in die Welle hinein. Doch kaum erlosch sein Purpurschein, als ernst und mild sich aus der Fluth erhob ein Bild: die wohlbekannte, geliebte Gestalt, die Züge, aus denen Liebe strahlt', der Mund, der mich so oft gesegnet, die Augen, die Thränen auf mich geregnet. Sie war es, die zu seh'n ich heiß begehrte, die Edle, schon so lang Verklärte.

Und mich durchströmte Seligkeit. — Wie lange Zeit ich Angesicht zu Angesicht so vor ihr stand, ich weiß es nicht, denn meine Pulse flogen und meine Blicke sogen den süßen Zauber begierig ein, bis er zerfloß im Frührothschein.

Seitdem doch ist auf immer mein das Engelsbild so hehr und mild; denn senk' ich sinnend die Lider, so hab' ich die Mutter, die Mutter wieder.





Griechenland

von

Leo Prilius.

Du schweigst, Griechenland. Nicht erfüllst du die Welt mehr
Mit deinem Ruhm, mit dem Glanz deiner Thaten.
Arkadiens Fluren, sie sind verlassen,
Nicht treiben dort Schäfer mehr liebliches Spiel.
Einsam und verödet ragt nun in die Wolken
Olympos, der all' die Hohen vereinet,
Unsterbliche Götter, doch Menschen zugleich
Mit menschlicher Schwäche und irdischem Drang.
Nicht tönet im Hain mehr die goldene Leier,
Gefolgt von der Musen harmonischem Reigen,
Begleitend des Gottes entzückenden Sang.
Nicht rauscht von den Höh'n des Parnassos hernieder
Der Dichter gewaltig ergreifendes Lied,
Noch rühret die Steine mehr Orpheus' Gesang.
Nicht zieret die Blüthe der Jünglinge mehr
Zu Ehren des Gottes geheiligte Bahn,
Noch krönet der Lorbeer des Siegenden Stirn.
Verstummt sind die Lippen der Lehrer der Jugend,
Von denen die Weisheit floß allen Geschlechtern.
Verbraust ist der Lärm deiner tosenden Schlachten,
Mit denen du, Griechenland, Freiheit erkämpft. —
Doch rauscht noch das Meer um Akropolis Mauern,
Es spült noch die bläuliche Welle am Strande,
An welchem das stolze Ilion einst stand;
Und Lorbeer und Myrthe, sie blühen noch immer
Auf Cytheres einstmals so heiliger Flur?!

Gleichwie Aphrodite, die Tochter des Zeus,
Des Meeres bestandlosem Schaume entstieg,
Erstandest auch Griechenland du, aus dir selbst
In voller Schönheit, gleich deiner Göttin,
Der höchste Ehren du jederzeit zolltest.
Und wohin entschwand'st du, wohin deine Göttin?
Traun, Alles was ist, es sinkt in den Staub;
Wenn unsterblich auch, doch ist es nicht mehr.
So auch du, mein Griechenland; darum schweigst du.
Die Muschel bist du, aus welcher die Perle
Verschüttet ist in der Vergangenheit Schooß.





Gedichte

von

August Silberstein.

Hat düstrer Groll ....

Hat düstrer Groll, hat Unmuth Dich befangen,
Umwölkt sich Dir Dein sonnenfroh Gemüth,
So blick' in eines Mädchens ros'ge Wangen,
In's Auge, wie's da leuchtet und erglüht.

Welch Hoffen strahlt aus diesen Unschuldsblicken,
Wie ist's ein unbewußtes Geben auch! —
Aus wirrem Haß, aus Wehmuth drängt Entzücken,
Es streifet Dich ein frischer Lenzeshauch!

Und blüht Dir nichts als bloß ein schönes Ahnen,
Schwand die Gestalt, wie Duft und Strahl verschwebt,
Das ewige Geheimniß will doch mahnen
An alles Liebe, das auf Erden lebt!

Der stete Trost.

Zu End' das Glück im Paradiesesgarten!
Noch einmal wollten die Verbannten warten,

Erbebend vor dem Schritt zur harten Scholle,
Worauf ihr Schicksal sich erfüllen solle!

Das Herz war schwül, so Aug' wie Wange brannten,
Doch siehe, eines Sturzquells Tropfen sandten

So milde Labung, daß die sanft Ergötzten
Aufathmend da, sich Aug' und Wange netzten.

Und auch das Herz empfand's wie eine Gnade —
Dann schritten muthig sie zum Dornenpfade!

Da sprach der Herr in güt'gem Sinne:
Euch bleib der Tropfen Gabe zum Gewinne,

Ihr werdet Freud wie Leid stets besser tragen,
Der Thränen Trost komm' Euch zu allen Tagen!

Ich lud das Glück.

Ich lud das Glück zu meiner Pforte,
Bat Frau Fortunen einzutreten —
Mit keinem Blick, mit keinem Worte
Gewährte sie, was ich gebeten.

Die Freude lud ich dann zum Horte,
Den ich erwählt, sie möge weilen;
Doch hüpfte sie nach and'rem Orte,
Ich sah sie flüchtig nur enteilen!

Da bat die Arbeit ich, zu theilen
Im schlichten Raum mit mir die Stunden —
Und schon ihr Lächeln konnte heilen
All' der Enttäuschung arge Wunden!

Sie kam, hat stets den Weg gefunden
Zu mir, selbst in den trübsten Tagen,
Und ihre Nähe macht gesunden,
Ihr Geist kann zu dem Höchsten tragen!

Doch sieh, als ich, erlöst von Klagen,
Genoß, was sie mich lehrt erringen —
Da kamen, ohne erst zu fragen,
So Glück wie Freude, Gruß zu bringen!

Die ich zuvor nicht konnte zwingen,
Noch leiten zu dem Heißerflehten
Erneu'n, verwandt, den Bund, den steten —
Ich preise Wagen und Gelingen!



Aus der Zeit der Babenberger.

Weihnachtsspiel in Versen

von

Dr. Leopold Florian Meißner.

Personen:

Prologus.
Herzog Leopold der Glorreiche.
Dietrich, Stadtrichter von Wien.
Mergardis, } seine Töchter.
Brigitta, }
Walter von der Vogelweide.
Ein Page des Herzogs.

Ort der Handlung: Wien, Zeit: 1211.

Prologus.

(Von einem kleinen 8—10jährigen Mädchen zu sprechen.)

Wie freut es dieses gastlich frohe Haus
Euch liebe Freund' versammelt hier zu seh'n.
Genieß't, was Euch der Abend bieten wird,
Vergess't, was Trauriges im Jahr gescheh'n.
Die Weihnacht ist das schönste Freudenfest
Das christliche Familien begeh'n,
Das keinen Menschen ungerühret läßt,
Das Jung' und Alte inniglich versteh'n.
D'rum drängt sich alles heim an diesem Tag,
Den Niemand gern allein verbringen mag.
Seid mir daher gegrüßt, die Ihr gekommen,
Beklaget, wer verhindert ferne blieb.
Behaltet, was Ihr in dem Spiel vernommen
So Euch der deutsche Dichter niederschrieb.

— — — — — — — — — — — — —

Ich bin, es sei nur gleich herausgesagt,
Ein holdes Fräuvelein — recht hoch betagt.
Doch ewig jung und schön und viel umworben
Voll Zucht und Sitte und doch auch verdorben.
Ihr staunet über diese Widersprüche
Und denket: mein Verstand geht in die Brüche,
Doch glaubt es mir, ich bin bei vollen Sinnen
Und werde Euch recht bald für mich gewinnen.
Die Vindobona bin ich — ja — Frau Wien
Und wenn Euch dünk't, dass ich zu winzig bin
Für diese Riesenstadt mit Thor und Thürmen
Den Kaiser und die Bürger zu beschirmen,
So laßt Euch sagen, dass mich's höchlich wundert,
Wie Ihr nur glauben könnt, dass vor sechshundert
Und mehr als achtzig Jahren Euer Wien
So groß gewesen wie es heute ist.
Man schrieb zwölfhunderteilf post Christum natum
Das ganze Jahr war fast schon consumatum,
Als die Geschichte sich da zugetragen,
Die Ihr nun hören sollt in uns'ren Tagen.
Um jene Zeit war Wien noch herzlich klein,
Man sprach nicht viel von dieser Stadtgemein',

Der Stefansthurm, die Burg stand außer ihr
Der Bürger Treu' war ihre größte Zier,
Der Schottenfriedhof hieß der Voglsang
Und wo das Rathhaus heute sich erhebt
Des Hirten fröhliche Schalmei erklang.

Vom Bürgermeister, welcher da gelebt
Ist uns der Name nicht einmal bekannt
Und wird in alten Akten nur genannt,
Herr Dieterich als vielgestrenger Richter.
Der aber war an Geld unmaßen reich.
Und herrschte Leopold in Oesterreich,
Ein Fürst voll Pflichtgefühl und Heldenmuth,
Den Künsten und den Wissenschaften gut,
Mit Leib und Seel ein echter deutscher Mann,
Daß schwer man einen Bessern finden kann.
Auch war den Wienern er in Treue hold
Verlieh an sie von seinem Gut und Gold
Und ging bei seinen Bürgern aus und ein
Wie's heute — — — — — — — —
— — — — — — doch nun laßt mich schweigen fein
Ihr werdet's ja gleich hören was geschah
Vor so viel hundert Jahren hier zu Land,
Als mich noch Niemand für zu winzig fand.

(Ab.)

1. Scene.

Im Hause des Stadtrichters Dietrich.

Walter von der Vogelweide und Brigitta treten ein.

Brigitta.

Ihr also seid der Minnesänger Walter?
Wie freut es mich, leibhaftig Euch zu seh'n —
Nicht sitzend bloß, auch wacker geh'n und steh'n
Vielleicht mit Eu'rer Fiedel auch zu Roß,
Wenn Ihr die Straße zieht in Herzog's Troß.
Man macht von jedem großen Manne sich
So gern ein Bild und hält es inniglich
Recht warm im Herzen und wir fragen nicht,
Ob es der Wirklichkeit alsdann entspricht.
So sah ich immer sitzend Euch — Ihr wißt

Wie Ihr gesungen:
„Ich saß auf einem Steine
„Mit überschlag'nem Beine
„Und aufgestütztem Kinn
„Und dachte her und hin
„In sorgenvollem Sinn,
„Wie um das Leben dieser Welt
„Es sei am würdigsten bestellt."

Walter (faßt Brigitta an beiden Händen).

Ihr seid ein prächtig Mädchen und es freut
Aus ganzer Seele mich, dass Ihr den Sänger
Noch früher kanntet als den schlichten Mann.
Will hoffen, dass der Dichter „auf dem Steine"
Wie Ihr ihn denkt „mit überschlag'nem Beine"
Nicht mehr und besser, Jungfrau, Euch gefällt
Als jener Mann, der heute Einzug hält
Voll Sitt' in Euer väterliches Haus.

Brigitta.

Was Ihr da hofft, das kann ein' züchtig' Maid
Wohl nimmer in verräth'risch Worte kleiden,
Doch braucht man eines Denkers Fragen nicht
Nach ganz gemeiner Weise zu bescheiden.
Ein Dichter fühlt und ahnt mehr als er weiß
Und Mädchenaugen sprechen mehr als klug
In erster Jugendliebe treu und heiß.
Gar oft hab' Eu're Lieder ich gehört,
Daß im Gedächtnis sie mir ganz geblieben,
Als lägen sie in arbeitsrauher Hand
Vor mir, fein säuberlich von Euch geschrieben.
Und wollt ein Bürgermädchen Ihr beglücken
Das deutscher Treue voll, die Dichter ehrt,
Dann schreibt einmal das ganze Lied vom Steine
Mir auf ein Blatt zum ewigen Gedächtnis.

Walter.

Recht gerne will ich's thun.

Brigitta.

Und wißt den Satz:
„Da konnt ich nicht ersinnen
„Und nimmer Rath gewinnen,

„Wie man drei Ding erwürbe,
„Dass kein's davon verdürbe.“

Walter.

Ja wohl, wie Gut und Ehr und Gottessegen,
Nicht stets in einem Herz und Schrein gelegen.

Brigitta.

Ganz recht und werd' ich die geschrieb'nen Worte
Wie einen Schatz vertrauen sich'rem Orte,
Dem Stammbuch gleich der adeligen Herr'n
In das der Fürst den Ritterschlag bescheinigt.

Walter.

Zu viel der Ehre schenkt dem Dichter Ihr
Und schätzet mich wohl über die Gebühr.
Ich wünsche nur, dass Euer Vater mich
Gleich gütig möcht empfangen, meine Red'
Mißdeuten nicht zum Nachtheil meiner Sache.

Brigitta.

Was wollt Ihr eigentlich, vertraut Euch mir?

Walter.

Um Mergard handelt sich's — um Eure Schwester.

Brigitta (gedehnt).

Um Mergard handelt sich's, um meine Schwester

Walter.

Ihr sagt es, — und Ihr sollt mir hilfreich sein.

Brigitta.

Mein Vater ist ein ehrenfester Herr,
„Gestreng“ nennt ihn die Wiener Bürgerschaft,
Und Niemand kann sich rühmen jemals ihm
Was eingeredet, oder gar ihn umgestimmt zu haben.

Walter.

Wollte Gott, es wären
Der Städte Richter alle solcher Art
Und wollte Gott, daß Wien in aller Zeit
Durch so getreuen Mann's Unbeugsamkeit
Regieret werd' zu hohem Glanz und Ehr!

Brigitta (horcht).

Ich hör' ihn kommen und Mergardis mit.

2. Scene.

Stadtrichter Ulrich Dietrich. Die Vorigen und Mergardis. Er tritt mit Mergardis im Gespräche ein.

Dietrich (zu Mergardis).

Was will Herr Walter von der Vogelweide
Gab seine Wünsche er Dir nicht bekannt?

Mergardis.

Ich sprach ihn kaum und eilte fort, Dich schnell
Zu holen, während meine Schwester ihn
Herauf in uns're gute Stube brachte.
Doch ist er hier

Walter.

und grüßet guten Muth's!
O, nehmt's dem Sänger nicht für übel auf,
Wenn er den Schritt gehemmt vor Eu'rem Haus
Und Fürsprech wird in einer eig'nen Sach',
So doch nicht seine eig'ne Sache ist.
Galt mir das Wagnis — ach — ich könnt' es nicht,
Denn schwer erbittet Gnaden man für sich.
Dieweilen And'rer Noth und Pein uns leicht
Den Mund zu flehentlicher Rede öffnet.

Dietrich.

Willkommen heiß' ich Euch in meinem Haus,
Gar hoch geschätzt ist mir ein solcher Gast,

Und wär't Ihr selber kommen nicht zu mir
So hätte Dietrich Euch geladen, denn
Der hohen Künste gottbegnadet Männer
Die ehren stets das Haus, das sie betreten.

(zu den Töchtern)

Die beste Stube richtet uns'rem Gaste
Und sehet, daß an nichts es ihm gebreche.

(zu Walter)

Ihr kommt gewiß des weiten Weg's daher?

(zu den Töchtern)

Bereitet ihm ein Bad und was an Linnen
Von nöthen, laßt an Nichts es mangeln, wie
Auch Tinte, Feder und Papier schafft bei,
Daß auch der Dichter recht versorget sei.

Mergardis.

Mit Freuden (will mit Brigitta abgeh'n).

Walter.

Doch mit nichten, edle Fräuleins.

(zu Dietrich)

Ich habe Herberg' schon; so gut und traut
Zwar nicht, wie hier im Hause, kaum geschaut,
Allein in meines Herzogs neuer Burg.

Dietrich.

Das thut mir leid — ich hätt' es gern gehabt,
Wenn Ihr mein lieber Gast geblieben wär't
Und neid' dem Herzog sein erworb'nes Vorrecht.

(ernster, fast etwas beleidigt)

So laßt uns denn zur Sache kommen und
Tragt vor, was Ihr an Wünschen für mich habt.

(zu den Töchtern)

Ihr aber geht und macht im Hause Euch
Zu schaffen — Weihnacht ist und mancher Gast
Sitzt heute Abends uns zu Tisch und Ihr

(zu Walter)

Nicht minder, wenn Ihr deß' zufrieden seid.

(Brigitta und Mergardis gehen ab.)

3. Scene.

Walter und Dietrich.

Dietrich.

Wir setzen uns, denn besser spricht man sitzend,
Der Leidenschaften bester Zähmer ist
Der Stuhl — denn immer springt der Heftige
Empor von seinem Platz und bleibt erregt,
Bis Sitzen ihn zur Mäßigung gebracht.
Drum sitzen wir — denn nichts Geringes ist's
Um das Herr Walter einen Fürsprech macht.

(Sie setzen sich.)

Walter.

Ihr nehmt die Sache ernster, als sie ist
Und macht mein Amt mir ganz verzweifelt schwer.
„Da konnt ich nicht ersinnen,
„Und nimmer Rath gewinnen,
„Wie man drei Ding erwürbe,
„Daß kein's davon verdürbe.
„Zwei ihrer sind: Reich, Gut und Ehr,
„Die oft einander schaden schwer,
„Das dritte Gottes Segen,
„Weit jenen überlegen."

Dietrich.

Das Lied von Euch — das kenn ich wohl und gut,
Brigitta singt's gar oft und wohlgemuth,
Doch hoffe ich, die Kunst recht hoch verehrt,
Ihr seid bei mir zu dem nicht eingekehrt,
Gedichte vorzutragen, oder mir
Vielleicht beweisen wollen, daſs es schier
Mein Schade wär', daſs reichlich Gut und Ehr'
Mit Gottes großer Hilf' ich mir erworben,
Und daſs darob ich an der Seel' verdorben.
Auch hoff' ich nicht, daſs Ihr im Dienst der Kirche,
Des Papstes gar, mir bange machen wollt,

Und für ein Kloster oder Gotteshaus
Mein „schnödes“ Geld und Gut erwerben sollt.
Das lasset sein, Herr von der Vogelweide,
Da thäts um Eu'ren Namen mir recht leide.
Ich bin in Wien ein wohlbegütert Mann,
Doch nicht so reich, als Ihr mich vielleicht schätzt
Und eine neid'sche Fama von mir schwätzt.
Es siehet der gemeine Mann, nur was
Er greifen kann und alles And're nicht.
Die Arbeit liebt er nimmer und den Schweiß,
Der auf der Stirne quillt, und Brust so heiß —
Bis sich der Arm zur richt'gen Arbeit lenkt.
Und hat die Vesper nur mit dem Genuß
Im Aug und nicht den Tag mit seinem „Muß“,
Der schweren Müh' und Plag' und der Entbehrung,
Bis man's gebracht zur besseren Ernährung.
Was auf den Straßen lauert — Gott zuwider
Und alles Gute, Edle drücket nieder,
Das sind die Dummheit und die Faulheit baß,
So an der Menschheit zehren ohne Unterlaß,
Die Dummheit sucht durch Frummheit sich zu decken
Die Faulheit wartet auf das Glückserwecken,
Und geht's dann nicht, dann hat es Gott nicht wollen,
Daß ihm das süße „Glück“ hat helfen sollen.

Walter.

Ihr irrt und irrt Euch wieder nicht,
Ihr habt's errathen und doch nicht,
Voll Grimm ist Euer Herz und Mund
Und seht, der Grimm ist ungesund.
„Behütet Eu're Zungen,
„Das ziemet schon den Jungen.
„Schieb' den Riegel vor die Thür',
„Laß kein böses Wort herfür. —
„Laß kein böses Wort herfür,
„Schieb' den Riegel vor die Thür',
„Das ziemet schon den Jungen,
„Behütet Eu're Zungen.“

Dietrich.

Wahrhaft — Ihr seid wie das Juristenpack,
Das stets das Corpus juris trägt im Sack,

Und einem allenfalls und allerorts
Mit ganzen leges dient statt eines Worts.
Auf Alles wißt Ihr ein Gedicht von Euch
Und daß es trifft, das ärgert mich zugleich.
Bin fromm, mehr als ich's nöthig je gehabt —
Hab' Kirch' und Klöster reichlich schon begabt,
Und kürzlich erst St. Ulerich zu Ehren
In Zeismannsbrunn*) ein Kirchlein auferbaut.
Habt Ihr noch mehr zu wissen ein Begehren,
So geht vor's Stadtthor und dann selber schaut.
Was meine Zunge aber anbetrifft,
So weiß ich selber sie gar wohl zu hüten.
Doch kommt zur Sach' und sprecht was Euer Wunsch.

Walter.

Ein sonderbarer Mann seid Ihr fürwahr,
Herr Dieterich, gestrenger Richter Wien's,
Ihr laßt mich nicht zu Worte kommen und
Macht mir zum Vorwurf, was Ihr selber thut.
„Hütet Eure Ohren,
„Oder Ihr seid Thoren,
„Laßt Ihr böse Wort' hinein,
„Dann wird's Euch zu Schaden sein.
„Dann wird's Euch zu Schaden sein,
„Laßt Ihr böse Wort' hinein,
„Oder Ihr seid Thoren,
„Hütet Eure Ohren."
Nehmt's ja dem jungen Sänger nicht für übel,
Wenn er mit einem Verslein wieder kam,
Es ficht ein Jedes nur mit jenen Waffen,
Die ihm Natur zur Wehr hat anerschaffen.
Mit ihrem Stachel sticht die fleißig' Biene,
Es straft die lieblich' Frau mit böser Miene —
Es beißt der Hund, es kratzt die Katze und
Voll gift'ger Zähne ist der Schlange Mund.
Der Mann gebraucht das scharfgeschliff'ne Eisen,
Sein gutes Recht den And'ren zu beweisen
Und auch das klug bedachte Wort
Am rechten Ort.
So wehret eigenes und fremdes Recht
Mit seinen leges der Jurist,
Mit Sprüchen und Gedichten aber
Wer ein rechter Dichter ist.

*) Zeismannsbrunn = Die ehemalige Wiener Vorstadt St. Ulrich, VII. Bezirk.

Dietrich (will entgegnen).

Walter (macht eine abwehrende Handbewegung und fährt fort).

Seit ich am Hofe Leopoldens bin,
Und theils vom Schlosse auf dem Kahlenberge
Auf diese Stadt und dieses reiche Land
Herniederblicke — theils am Hof gemach
Ein Stüblein in des Herzogs Burg bewohne,
Ist mir ein lieber, guter Freund geworden.
Die Freundschaft, Herr, die steht mir höher fast
Als süße Lieb, im Leben ohne Rast.
Wenn Männer sich in Treu zusamm'gefunden
Für Dienst in guten und in bösen Stunden,
Und halten diese Treu' nach Mannesehr',
Dann habe ich nach Freundschaft mehr Begehr,
Als nach der lieblich Frauen holder Minne,
Die nur der Jugend gilt und nicht dem Alter.
Mein Freund ist Marquard, Rüdiger genannt,
Des Bogners Marquard Sohn, Euch wohl bekannt,
Ein schmucker und gar arbeitsamer Mann,
Der's in der Stadt noch vorwärts bringen kann.

Dietrich.

Ich kenn' ihn schon den feinen, jungen Lecker,
Der greifen wollt mit frecher Hand — mit kecker,
Nach meiner Mergard — heißt: nach mir —

(mit den Gesten des Geldzählens)

Und dem ich kurz gewiesen meine Thür'.
Des Vaters Handwerk mocht er nicht betreiben,
Zu Wien mocht er nicht in der Stadt verbleiben,
Ihn trieb's hinaus in alle weite Welt,
Um mühelos zu finden Gut und Geld.
Die Bognerei war schmutzig und gemein,
Von Zunft und Handwerk wollte frei er sein,
Ein Kaufmann werden und sich an die Spitze
Der jungen Bürger stellen, Neuerungen
In Stadt und Land nach Auslands Muster einzuführen.
Nun, sein Wunsch ist ja erfüllt.
Er ist das wilde Thier, das er gebrüllt,
Ein Kaufherr ist er ja, — ein rechter Borgherr,
Im Säckel winzig klein, nur groß im Maul.

Walter.

Dies Urtheil ist ein hartes und, was schlimmer,
Ein ungerechtes obendrein.

Dietrich.

Das wagt
Ihr mir zu bieten, — mir, der Stadt gestrengem —

Walter (steht auf — feurig).

Ja wohl, das biet' ich Euch — und steh' dafür
Wie man für seine eig'ne Sache steht.
Herr Marquard ist mein Freund und keines Schlechten
Untreue Hand lag mir in dieser Rechten.
Was wollt Ihr Euch in rein geschäftlich Dingen
Als halsnothpeinlich Richter mir aufdringen!
Nicht handelt' sich's um ein Verbrechen — nicht
Sitzt, Dietrich Ihr im Rathhaus zu Gericht.
Ihr seid zu Haus — hießt mich willkommen und
Der frohe Willekomm gilt noch zur Stund'.
Herr Herzog Leopold, gebenedeit
In Schrift und Wort für alle Ewigkeit,
Gab Wien und seiner treuen Bürgerschaft
Ein Recht mit gnädig Händen, solcher Kraft,
Daß Jeglicher zu Anseh'n kommen mag,
Für seine und der Seinen fernste Tag'.
Kein Fremder hält hier eig'ne Waaren feil,
Er muß dem Wiener Bürger sie verkaufen.
Und hat der am Gewinne seinen Theil,
Dann mag der Fremde wieder weiter laufen.
Glaubt Ihr die Niederlagsgerechtigkeit
Sei nur für Euch und noch ein Paar gewährt,
Das Ihr mit Marquard also rauh verfährt,
Glaubt Ihr' der Herzog hat den Straßenzwang
Ausschließlich Euretwillen eingeführt,
Daß weit aus Holland und aus Deutschland her
Die Kaufherrn ihre Wagen, voll und schwer,
Nur über Wien nach Byzanz und Venedig
Verfrachten dürfen, und den ganzen Handel
Und all Geschäft und bürgerlichen Wandel
Hin nach dem Orient, nach Wien verlegt,
Daß Ihr allein Gewinn und Nutzen pflegt?
Herr Marquard ist ein Bürger just nicht minder
Wie Ihr — verlaubt's mit Gunst — und Eure Kinder.

Dietrich (versucht neuerlich zu unterbrechen).

Walter.

Laßt mich vollenden, denn noch immer nicht
Ist meines Kommens Zweck Euch klar geworden.

(warm)

Ich kenne Marquard's Treu' und Redlichkeit,
Sah tief in seines Herzens Innigkeit,
Und weiß an ihm den Mann und noch vielmehr
Die Arbeit schätzen, die sein höchst' Begehr!
Ich, Walter von der Vogelweide, dessen
Besuch Euch anfangs Glück und Ehre dünkte,
Werb' um Mergardis Hand für meinen Freund.

(faßt Dietrich bei beiden Händen — sehr warm)

Nicht ich bin's, Meister Dieterich, der frei't,
Nicht ich der arme Sänger, ohne Lehen,
Der heute da und morgen dort mag gehen,
Der Lieder nur und eine Fiedel trägt
Und keinen Schaffner um die Ernte frägt:
Der Bürger Marquard ist's, so ehrenfest
Als alle Ihr im Rathe je gewest,
Ein Mann, der nicht vom Fürstenlohne lebt,
Den eigener Erwerb zum Stolz erhebt,
Dem seiner Tage Gegenwart gehört.
Und Mergard liebt den Dichter Walter nicht,
Sie sah zu tief dem Rüd'ger in's Gesicht,
Deß treues Herz und edeles Gemüth
In einem blauen Augenpaar erblüht.
Was sich so jugendschön und glücklich fand,
Das segne Gott mit seiner heil'gen Hand.

Dietrich.

Ihr spracht so schön, dass meinen Zorn ihr zwangt,
Ob dess', was Unerhörtes Ihr verlangt.
Und Gastrecht ist's und Euer hehrer Nam',
Der wider Euch den Mannesmuth mir nahm.

(streng)

Es freie Marquard nur an and'rem Orte
Bei mir sind wohl vergeblich Eu're Worte.

(Macht eine Wendung zum Fortgehen.)

4. Scene.

Es stürzen zur Thüre herein Mergardis und Brigitta.

Walter, Dietrich, Mergardis, Brigitta.

Brigitta.

Mein Vater hört — die ganze Stadt ist auf
Und alles Volk strömt athemlos im Lauf
Durch Gass' und Straßen hin, der Burg entgegen
Des Herzogs Majestät auf ihren Wegen
Baß anzujubeln, die nach Wien gekommen
Das Weihnachtsfest zu feiern, uns zu frommen.

Mergardis.

Er sprach's beim Thore schon zur Burgwach,
Wie er von Ort zu Ort nur allgemach
Gezogen, daß er just am Christtag selber
In seinem lieben Wien eintreffen möcht.

Walter.

Der ist ein Fürst nach Gottes rechtem Sinn,
Wo er den Fuß hinsetzt, erwächst Gewinn,
Was seine Hand berührt, es wird zu Gold,
Und wen sein Auge trifft, so mild und hold,
Der blüht empor, gleich wie der Blume Pracht
Nach warmem Regen in der Frühlingsnacht.

Brigitta.

Mit seinen lieben Wienern will er beten,
Dass sie verschonet bleiben aller Nöthen.
Mit ihnen will das Christfest er begeh'n
Geliebt und liebend treu in ihrer Mitten steh'n.
Und seine Stadt, wie ein lieb' Töchterlein
Beschenken reich mit Gütern, groß und klein.

Dietrich.

Woher habt Kundschaft Ihr von alledem?

Mergardis.

In hellen Haufen zog das Volk hinaus
Vor's Thor, als uns're Thürmer Meldung machten,
Daß Herzog Leopold im Anzug sei.

Brigitta.

Man kannte seinen Zug, weil ihm voran
Zwei Herold' Wappen sein und Fahnen trugen.

Mergardis.

Es eilte, was gesunde Füße hatte
Zum Bayrer Thor und allen stets voran
Herr Marquard, ein dem Herzog treu ergeb'ner Mann.

Dietrich (ärgerlich).

Natürlich — Marquard ist ein treuer Mann,
Wohl auch ein lieber und ein guter Herr?

(streng)

Woher habt Kundschaft Ihr von alledem
So frag' zum zweiten Mal' ich beide Euch.

Mergardis.

Die Leut' erzählten's, wie vorüber sie
Am Hause kamen, waren Lobes voll
Des Herzogs Freundlichkeit und freudentoll,
Daß er die Weihnacht feiert mit den Bürgern.

Brigitta.

Auch Walter von der Vogelweide hat
Es mir gesagt und unser Kellerknecht
War g'rad beim Thor, als Herzog Leopold
Des Volkes Gruß gar liebereich erwiderte.

Dietrich (zu Walter).

Ihr habt mir nicht's vom Herzog mitgetheilt,
Spracht nur von Marquard und was sonst langweilt
Und treibet wie mir's scheint mit meinen Töchtern
Im Hinterhalte ein verboten Spiel.

Walier.

Gemach, Herr Dietrich! Zähmet Eure Zunge — !
Ich sah und sprach zum ersten Male heut,
Die Ihr gleich mich mit gröblichem Verdacht,
Trotz aller guten Sitten schlecht gemacht. —

(besonders betont)

„Hütet Eu're Augen
„Sollen sie Euch taugen,
„Laßt sie gute Art erspäh'n,
„Böse Sitten überseh'n.
„Böse Sitten überseh'n,
„Laßi sie gute Art erspäh'n.
„Sollen sie Euch taugen
„Hütet Eu're Augen."

Dietrich (will heftig entgegnen).

Brigitta (fällt ihrem Vater um den Hals, einschmeichelnd).

„Hütet wohl die Drei
„Sie sind all' zu frei,
„Zunge, Augen, Ohren sind
„Bösgewillt, für Ehre blind."

Walter, Mergard und Brigitta (zugleich).

„Bösgewillt, für Ehre blind,
„Zunge, Augen, Ohren sind.
„Sie sind all' zu frei,
„Hütet wohl die Drei."

5. Scene.

Page tritt ein. Die Vorigen.

Page.

Wo ist Herr Dieterich — Stadtrichter hier?

Dietrich.

Ich bin's, den Du genannt und steh' zu Diensten.

Page.

Ich melde Dir, daß Herzog Leopold
Dein Haus betritt und Dich zu sprechen heischt. —

Dietrich.

Dann laßt dem vielgeliebten Fürsten mich
Entgegen eilen, bis an's off'ne Thor.

Page.

Ist schon zu spät — hier ist mein gnäd'ger Herr.

(tritt zurück.)

6. Scene.

Herzog Leopold tritt ein. Die Vorigen.

(Alle verbeugen sich.)

Herzog Leopold.

Seid mir gegrüßt, Herr Dieterich von Wien,
Gegrüßt mit Weib und Kindern allesammt —
Und theilt mit mir des Wiederseh'ns Freude.
Auch Walter hier, — des Minnesanges Meister?
Das lob' ich mir, wenn meine Wiener Bürger
Sich selber durch der Künstler Achtung ehren.
Es zog der rauhe Winter in das Land
Belegt' die Wässer mit des Eisesband
Und was uns sonst in schöner Grüne freut,
Liegt unwegsam vor uns, gar tief verschneit.
Die Kälte, durch der Winde Macht verstärkt,
Wirkt doppelt ein auf jede warme Brust.
Man fürchtet Gott und sucht ein schützend Dach,
Und thauet auf an seiner Lieben Brust.
Nicht taugt es uns, um solche Zeit allein
Und abgeschlossen ganz und einsam sein.
Es drängt das Herz zum Herzen sich und wer
Ein menschliches Gefühl im Busen trägt,
Dem regt der Winter kräftiges Begehr
Nach Umgang und nach eig'nen Hauses Glück.
Und kommen endlich jene frohen Tage,
In denen sich um heil'ge Mitternacht

Der Kirchen dunkle Räume hell erleuchten,
Des Heiland's lieblich Wiegenfest zu feiern,
Da fühlt ein Jeglicher, was ihm das Haus,
Was ihm ein treues Weib, was Kinder sind,
Und wer's nicht hat, den drängt's zu Jenem hin,
Dem Gott bescheert so reichlichen Gewinn.
Ich bin allein, noch traf ich keine Wahl,
Es fehlet mir das liebliche Gemahl.
Kein Kindesmund jauchzt froh entgegen mir
In uns'ren Burgen all einsamen wir.
Und d'rum bin ich nach Wien hereingeritten,
Zu meinen Bürgern treu und wohl gelitten,
Die Weihnachtszeit mit ihnen zu verbringen
Und ihre Herzen mir am eignen Herzen
Für immer warm zu halten.

Alle.

Hoch der Herzog!

Leopold.

Ich zog des Weg's an mancher Burg vorüber,
Erbaut zum Trutz auf starrem Felsenriff,
Empfing gar manches sichere Geleit
Von Grafen, Rittern und von Städten auch,
Und viele Edle waren gern bereit,
Die Ehre meines Bleibens zu genießen.
Doch seht — ich konnte nimmer mich entschließen,
Wo anders, als nach Wien den Schritt zu lenken,
Deß' Bürger meiner stets in Liebe denken.

Dietrich.

Das habt Ihr wohlgethan vielgnäd'ger Herr
Und danket's Euch die treue Bürgerschaft
In allen Zeiten Eueres glorreichen Lebens.

Walter.

Ich hör's im dichterischen Sehergeiste,
Wie „glorreich“ die Geschichte Euch benennt.
Und ewiges Gedächtniß dankbar lohnt,
Was Eu'rem Land und Volke Ihr gethan,

Nicht Werth besitzt, was ekelhafte Schmeichler
Zur Lebenszeit der Fürsten lobposaunen,
Es gilt nur, was die Enkelkinder preisen
In des Verstorb'nen unbekannten Kreisen,
Und was Bedenkliches sich in die Ohren raunen
Die Zeitgenossen der Gewaltigen.

„Mir ist versperrt des Glückes Thor,
„Und wie verwaist steh' ich davor,
„Nichts hilft mir all' mein Klopfen.
„Ereignen größ're Wunder sich?
„Es regnet ringsumher um mich —
„Zu mir fällt nicht ein Tropfen,
„Des Fürsten Mild' aus Oesterreich
„Erquickt, dem süßen Regen gleich,
„Macht beide, Land und Leute reich."

(zu Leopold)

„Du gleichst der Haide, wohl geschmückt,
„Wo man zahllose Blumen pflückt,
„Und bräch' mir Deine reiche Hand
„Ein Blatt aus diesem Blumenland,
„Wie sänge ich aus froher Brust
„Von dieser süßen Augenlust."

Leopold (zu Walter).

Mich freut dein lieblich' Spruch, — doch schreib' ihn nieder,
Denn nimmermehr vergißt man Deine Lieder,
Mit ihnen nicht den Herzog Leopold.

(zu Dietrich)

Doch komm ich Theu'rer nicht mit leeren Händen,
Laß' nicht bei Worten es allein bewenden.
Vielmehr: wie Herz und Hand es mir gerathen,
Dem Fürstengruße folgen auch die Thaten.
Es ist so leicht ein guter Mensch zu sein,
Und doppelt, dreifach leicht: ein guter Fürst,
Weil Anseh'n ihm und Macht zur Seite steh'n.
Er braucht nur aus sich selbst herauszugeh'n,
Zu fragen nicht, was ihm allein bequem.
Zu schauen nur, was Anderen genehm.
Was seinem Volk zu Nutz' und Frommen ist,
Dem er von Gott zu oberst hingesetzt.
Er sei die Seele seiner Unterthanen,

Die ohne ihn nichts wirken und nichts planen,
Er sei die Seele, jener Gottestheil
In jedem Menschen, ohne den kein Heil
Und der einst rückkehrt, Rechenschaft zu geben
Wie er sein Pfund verwaltet hat im Leben.
Ich bin der Stadt mit deutscher Treue hold
Und auch der Bürgerschaft sehr wohl gesinnt,
Und will, daß sie mit meinem Gut und Gold
Gar reichlich Zinsen sich und mir gewinnt.
Schuf ich das Recht der Niederläger Euch,
Den Straßenzwang und daß nur Wiener Bürger
Mit Auslands Waare Handel treiben dürfen: —
So will ich dreißigtausend Mark Euch leihen,
Daß Kauf und Handel mögen baß gedeihen,
Ein jeder Bürger unbescholt'nen Rufs
Dem's nur an Mitteln fehlt zur Niederlage,
Dem sei'n gezählt die bösen Kummertage,
Sein Herzog bietet ihm die helfend Hand.

Dietrich.

O, großer Fürst, wie danken wir die Gnade?

Leopold.

Durch Lieb' und Treu für Eu'res Herren Haus!

Walter (zu Dietrich).

Nun werdet Marquard Ihr wohl nimmer schelten,
Er muß als Herzogs reicher Borgherr gelten
Und ist Mergardis ein gar würd'ger Mann.

Mergard (zu Leopold).

Gott ähnlich wahrhaft ist der Fürsten Macht,
Wenn segenvoll die Völker sie beschützt.

(Sie kniet vor ihm nieder).

(Es öffnet sich die Thüre des Nebenzimmers und man sieht die Krippe und hört die Vesperglocke der Nachbarkirche. *)

Gestattet einem armen Bürgermädchen
In seiner Herzensangst Euch anzufleh'n,

(zu Dietrich)

Und lasset Vater mich, ob meiner Liebe
In Schmerz nicht und in Traurigkeit vergeh'n.

*) Maria am Gestade.

Walter (zum Herzog).

Sie liebt den Marquard, jenen jungen Kaufherrn,
Der Euch am Bayrer Thor gar treu begrüßt,
Mein Freund, gar ehrenfest sein Lebetag,
Den nur Herr Dieterich nicht leiden mag.

Mergard.

Weil ohne Wissen meines Vaters ich,
Mit ihm geschlossen einen Minnebund.

Leopold.

Steh' auf vielmuth'ges Mädchen Du, man beugt
Vor Menschen nicht das Knie, vor Gott allein.

(Mergard steht auf.)

(Zu Dietrich)

Könnt Uebles Ihr von Mergards Freier sagen,
Sind seine Sitten, ist sein Leumund schlecht,
Weiß er nicht unterscheiden gutes Recht
Von Unrecht, oder steht er fern dem Glauben,
Sein Seelenheil für ewig sich zu rauben?

Dietrich.

Von alle dem — o Fürst — ist nichts zu klagen.

Leopold (nimmt Mergard bei der Hand).

Dann lasset uns, Herrn Herzog Leopold,
Brautwerber für den Bürger Marquard sein,
Und Euch, Stadtrichter Wien's, um Mergards Hand
In männiglicher Zucht und Ehre bitten.

(Brigitta und Mergard fallen dem Dietrich um den Hals.)

Dietrich.

So hoher Werbung hat sich niemals wohl
Ein Wiener Bürger noch erfreut und stolz
Werd' mit des Herzogs Segen ich den meinen
Vor Gottes heiligem Altar vereinen.

Walter.

Nun konnt' ich's doch ersinnen
Und rechten Rath gewinnen,
Wie man drei Ding erwürbe
Daß kein's davon verdürbe.
Zwei ihrer: Gut und Ehr,
Sie schaden sich nicht mehr,
Wenn Gottes rechter Segen
Bei ihnen aufgelegen.
Der Herzog ist der Schrein
In dem sie drinnen sein,
Wo reicher Hab' und Ehr' der Welt
Sich uns'res Herrgotts Huld gesellt.

Ende.



Dem Helden der Zukunft

von

Karl W. Gawalowski.

Dir jauchzt entgegen mein Lied,
Du noch ungeborener,
Doch längst von den Besten ersehnter,
Gewaltiger Held,
Der Du da kommen sollst,
Ein neuer Messias,
Zu befreien die Menschheit
Vom Fluche der Raubthiernatur.

Mein ahnendes Auge
Sieht dich, o Herrlicher,
Leuchtenden Angesichts schreiten
Ueber den Erdball,
Allüberall zerbrechend
Die letzten Schwerter
Und in den Herzen
Tilgend den Haß.
In der Rechten schwingend den Palmzweig
Des ewigen Friedens,
So führst Du, Erlauchter, die Völker
Zur Menschheit geeint
Entgegen dem Ziel der Vollendung.

Doch nur Wenige sind's,
Die schon heute glauben
An dich, Du mein Held —

Zu tief, ach, wurzelt die Kainsaat
In den Herzen der Menge —
Und jene Wenigen selbst,
Deine Jünger, foltert gar oft
In finsteren Nächten
Nagender Zweifel,
Ob Du auch wirklich erscheinst
Und nicht deine strahlende Lichtgestalt
Nur ein Traumbild, ein schönes,
Entsprossen dem Haupte des Dichters?

Doch nein, nein —
Du wirst uns kommen,
Weil Du uns kommen mußt,
Soll nicht enden die Menschheit
Dereinst in Verzweiflung und Wahnsinn.
Freilich mag, bis Du erscheinst,
Noch so manches Geschlecht vergehen
Im alten Jammer des Daseins.
Wer aber gläubigen Sinnes
Im Busen trägt
Dein leuchtendes Bildnis,
Dem erhellst Du schon heute,
Barmherziger,
Mit mildem Widerschein
Deines künftigen Glanzes
Die tagverlangende Seele.



Der Weihnachtsabend des einsamen Dichters.

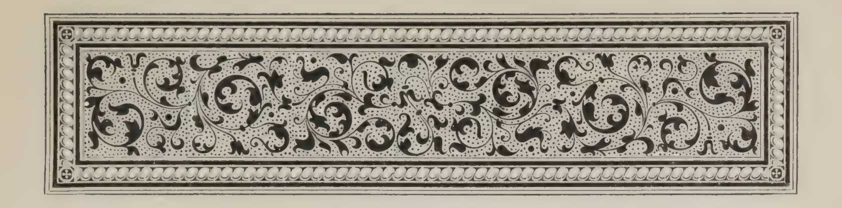
Von

Friedrich Hasselwander.

Es sitzt bei seiner Lampe trübem Schein
Ein Dichter einsam in dem Kämmerlein,
Sein Angesicht ist traurig, matt sein Blick,
Denn unhold immer blieb ihm das Geschick.
Wohl hegt er der Erleuchtung hehren Strahl,
Wohl glüht er innig für das Ideal;
Was schön und edel ist, was groß und gut,
Für das nur tritt er ein, voll Kraft und Muth.
Doch, ach! gering war seines Strebens Lohn,
Die Zeit des Realismus bot ihm Hohn;
Er wirkte stets auf wenig Edle nur,
Die Massen folgten niemals seiner Spur.
Nicht viel erwarb er Ruhm, noch wen'ger Geld —
Dafür den Undank dieser schnöden Welt.
Auch lebte dem Verlaß'nen treu gesinnt
Zur Seit' kein holdes Weib, kein lieblich Kind;
D'rum ist am Weihnachtsabend er allein,
Da Alle sich erfreuen, Groß und Klein.
Und wie der Dichter denkt an Freud und Leid,
So er erlebte in vergang'ner Zeit,
Und wie er träumet dann und wie er sinnt,
Daß manche Thräne seinem Aug' entrinnt,
Ist's ihm, als würden leis' sich Schritte nah'n,
Als würden linde Arme ihn umfah'n —

Da fühlt auf seiner Stirn er einen Kuß,
Da fühlt er seiner Göttin Segensgruß!
Da wird es um ihn plötzlich schön und licht,
Wie wenn die Sonn' durch dunkle Wolken bricht;
Er spüret einen Hauch, wie Frühlingsweh'n,
Und holde Blumen sieht er rings ersteh'n;
Sein Herz erbebt, er fühlt sich stark und weich,
Bei aller Armuth doch so überreich!
Dem Dichter ist so wohl, ihm ist so weh,
Die Göttin weilt bei ihm, in trauter Näh'!
Begeistert nimmt die Feder er zur Stund'
Und gibt, was er jetzt fühlt, in Versen kund;
Denn wenn auch Niemand ein Geschenk gebracht,
So hat die Muse doch an ihn gedacht,
Die treu'ste Freundin, sie vergaß ihn nicht
Und vor ihm liegt — ein herrliches Gedicht!





Die Zaubersaite.

Aus dem Künstlerleben

von

Hermine Proschko.

I.

Am Meeresstrand! Goldig war der Abend und ruhig das Meer. Ruhig? Nimmer völlig ruhig, gleich dem pochenden, von Sehnen, Hoffen und Bangen erfüllten Herzen. Ja, auch in scheinbarer Ruhe weiß das Meer mit seinem sanften Wellenschlage dem einsamen Wanderer am Strande Vieles zu erzählen; wer nur sein Rauschen versteht, der wird nicht müde, ihm zu lauschen.

Seltsame Musik! Wenn die Wogen, vom Sturme gepeitscht, an Schiff und Klippe schlagen, dann gleicht die Musik den dumpfen Tönen der Orgel, wenn aber milde Abendluft die sanft wiegenden Wellen küßt, dann ist es dem stillen Lauscher, als vernähme er die Klänge, doch nein, nicht Klänge, vielmehr die leisen Klagetöne einer Aeolsharfe.

So auch jetzt. Und horch! Zur Harfe erklingt die Geige.

Geigentöne waren es, süße, wunderbar süße Geigentöne, die sich jetzt — es war am lieblichsten Frühlingstage des Jahres 1805 — zu dem Klingen der „Aeolsharfe" mischten, welche wohl von dem Wasserpalaste der Meeresgöttin Amphytrite zu einer einsamen Pinie hier am Strande empordrangen.

Unter der einsamen Pinie saß ein einsamer Wanderer — weltentrückt, ein Pilger dieses Strandes. Wenn die schlanke Pinie hätte reden können, sie hätte auch erzählen können, daß dieser Mann mit der Geige fast allabendlich von der nahen alten Fürstenstadt Lucca hieher-

wandelte, um in ihrem Schatten zu ruhen und am Strande den Wassernixen ihre Lieder, dem Meere seine Musik abzulauschen. Er hatte die wundersame Sprache der Wellen verstehen gelernt und es waren auch wundersame Töne, die er seinem Instrumente, einer prächtigen Cremoneser Geige, entlockte.

Die Geige war alt, ein Vorzug der Geigen, der Spieler war jung, kaum mehr als zwanzig Jahre, wohl auch ein Vorzug des Spielers.

Geige und Spieler waren eins; wenn die erstere Klagetöne von sich gab, dann prägte sich auch tiefer Schmerz in der lebhaften Miene des Künstlers aus; schmetterte aber Jubel aus ihren Saiten, dann umspielte ein Lächeln das blasse Antlitz des jungen Mannes, ein Lächeln, welches süß, aber auch, wenn die Geige das Gaukelspiel der Sirene nachahmte, dämonisch sein konnte — dann flatterten auch mit den Tönen die dunklen Locken des Spielers hin und her und nur die Pinie blieb ruhig und blickte wie ein ernster Wächter auf ihren Freund zu ihren Füßen.

Die Pinie — die ernste Pinie! Sie war die einzige Freundin des Wanderers aus Lucca. Er flüchtete unter ihren Schatten, wenn ihm das Herz voll war von Freud' und Weh: wenn man ihm, dem Künstler, Weihrauch streute, wenn ihn hin und wieder ein Mißgeschick traf, unter der Pinie beruhigte sich sein Herz wieder — immer wieder!

„O, theuere Pinie! wärest du ein Weib!“ hatte er oft ausgerufen, ihren Stamm mit glühender Sehnsucht umschlingend, „ich könnte dich lieben!“ Und er weihte ihr die Klänge seiner Violine.

Auch an diesem goldschimmernden Abende that er es. Eine musikalische Ode an die Pinie!

Vertieft in dem Lauschen des Wellenrauschens, versunken in den Anblick der Freundin, der Pinie, die ihre Arme wie zärtlich nach ihm ausstreckte, gewahrte der junge Künstler nicht, daß vier schöne Augen mit Verwunderung und was noch weit mehr war, mit Bewunderung auf ihn gerichtet waren! Vier schöne Augen! Zwei so blau wie der Himmel über ihm, zwei so dunkel wie die Cypresse dort drüben am Strande, die gar traurig herüberzuwinken schien.

Cypressen sind Todtenschmuck. Wem galt dieses Winken? Wem kündete sie den Tod? . . . .

Manchesmal hatte der junge Künstler auch gerne unter ihrem Blätterdache geruht, aber süßer ruhte es sich im Schatten der Pinie.

Seltsames Rauschen drang zu seinem Ohre. Das war nicht das Rauschen der Wellen, das war das Rauschen seidener Kleider und wenn die Phantasie zuweilen beim Rauschen der Wellen dem Künstler die wunderholde Gestalt der dem Meeresschaume entsteigenden Aphrodite vormalte, so waren es auch jetzt zwei reizvolle Frauenbilder, die sich zwischen den Wolken feiner Spitzengewänder dem Spieler lächelnd näherten.

Er blickte empor. Eine volltönende Frauenstimme klang zu seinem Ohre, eine Dame in einem schimmernden Gewande von hellblauer Seide, das von einem Spitzenüberwurfe halb verhüllt war, neigte sich leicht herab; ihr Antlitz war jenes, welches von den tiefdunklen Augen belebt war; aber sie waren nicht traurig, gleich der Cypresse. Diese großen ausdrucksvollen Augen, sie waren feurig und klar und leuchteten jetzt dem Geigenkünstler freundlich entgegen.

„Signor“, schallte es von den Lippen der schönen Schwarzäugigen, „Sie sind der Künstler, der gestern im Theatersaale tausende von Herzen zur Begeisterung hinriß. Sie sind Maestro Nicolao mit der Zaubergeige, wie die Leute Sie nennen?“

Der Angeredete erhob sich lächelnd. Das Lob schöner Frauen ist süß, selbst wenn man bis dahin für Frauenschönheit unempfänglich geblieben war und nur eine Pinie zur Freundin gehabt hatte. Aber siehe — jetzt lächelte er nicht mehr, er blickte zur Seite, wo die Begleiterin der freundlichen Sprecherin — nein, nicht die Begleiterin — kein irdisch Wesen, sondern — ein Engel stand.

„So, nur so können Engel aussehen!“ Maestro Nicolao flüsterte es. In eine weiße Spitzenwolke gehüllt, stand ein Wesen da, ein Mädchen, kaum achtzehnjährig, aber nein, nein, kein Mädchen, ein Engel, mit Zügen — ach, wer beschreibt sie! — wunderhold, sanft, edel, mit Augen, in denen sich Italiens Himmel in seiner reinsten Pracht widerspiegelte.

In dem grünen Kleide der Pinie rauschte es seltsam. Die Pinie hatte urplötzlich eine Rivalin erhalten. Heftige Stürme kommen meistens plötzlich. Ja, es war nicht sanfte Liebe, welche das Herz des Meisters bewegte, stürmisch war das Gefühl, welches bis dahin geschlummert hatte und nun plötzlich geweckt wurde durch einen Engel!

Und so wie früher die schöne Dame in Blau den Künstler den Maestro mit der Zaubergeige genannt hatte, so hätte sie auch ihre

Begleiterin, das Mädchen mit dem Zauberauge nennen können, denn mit diesem Augenpaar konnte dieselbe in der That die Herzen bezaubern.

Die volltönende Stimme der Dame in Blau weckte den fast in Verzückung Dastehenden aus seiner Betrachtung: „Wollen Sie, Maestro, morgen im Residenzpalaste bei dem Fürsten Bacciochi Ihre Zaubergeige ertönen lassen?“

Der junge Meister blickte die Sprecherin an. Irrte er nicht, so war es die Fürstin von Lucca selber, die jetzt vor ihm stand: Elise Bonaparte, die Schwester des Kaisers der Franzosen Napoleons I.

Sie war es.

Und wer war ihre Begleiterin? Ihr reizendstes Hoffräulein war es, die wunderholde Lätitia Gualtieri, der Stern, die Perle, die Rose von Lucca und wie ihre Beinamen alle lauteten.

Der Maestro sagte zu; dann schieden die Damen, die Fürstin mit einem lächelnden: „A rivederci!“ Sie war sehr leutselig, die Advokatenstochter aus Ajaccio.

Das Rauschen der seidenen Kleider war nicht mehr zu vernehmen, ein Wagen rollte mit den beiden Damen der Stadt zu. Aber die Wellen rauschten noch; der Abendwind erhob sich, sie begannen immer lauter zu rauschen und auch im grünen Kleide der Pinie rauschte es. Wollte sie sich ihrem Freunde, der sie heute gänzlich zu vergessen schien, bemerkbar machen oder wollte sie ihn warnen, den schönen Augen Lätitias nicht allzusehr zu vertrauen?

Und wer winkte wie warnend herüber? Die ernste Cypresse. Sie war langweilig mit ihrem ernsten Warnen, diese Cypresse.

Der junge Mann wandte ihr den Rücken und kehrte diesmal früher als sonst nach der Stadt zurück, wohin auch der Wagen der Damen kurz vorher seinen Weg genommen hatte.

Pinie und Cypresse neigten sich einander zu, als wollten sie mit diesem stummen Neigen sagen, daß sie sich verstünden, die verlassenen Freundinnen am Strande.

II.

Es war eine glänzende Soiree, welche am folgenden Abende im Residenzpalaste zu Lucca abgehalten wurde.

Fürst Felice Pasquale machte in liebenswürdigster Weise die Honneurs; seine Gemahlin aber, die eigentliche Seele des Hauses, in

deren zarter Hand bekanntlich auch das Scepter des Landes ruhte, obwohl sich Felice Fürst von Lucca, Piombino, Massa, Carrara und Garsagnana nannte, war der Stern des Abends.

Aber am Himmel leuchtet nicht ein Gestirn allein. Wenn die Fürstin Elise ein Stern war, dann war Lätitia im Vergleiche zu ihr die Königin der Gestirne, die Sonne, die alles überstrahlt. Nicht nur ihre seltene Anmuth trug dazu bei, sondern auch ihr reizender Feststaat; sie glich in ihrem silberdurchwirkten Kleide mit den Schilfgräsern und der Muschelkrone auf dem Haupte der schaumgeborenen Aphrodite selber. Lätitia wußte stets Neues zu bieten in der Wahl ihrer Toilette, sie verstand immer zu überraschen, sie liebte es auf diese Weise zu glänzen, sowie sie bezüglich des Bizarren, des vorher Niegesehenen einen wahren Cultus trieb.

Königin des Abends war also Lätitia Gualtieri. Und auch ein König war zugegen. „Geigerkönig!“ flüsterte man sich hin und wieder zu, als Maestro Nicolao spielte. In der That, er spielte wunderbar, entzückend, hinreißend! Auch in den Zügen Lätitias drückte sich unverkennbare Bewunderung aus, während sie dem Spiele des Meisters mit der Zaubergeige lauschte.

Als er den Saal betreten hatte, der schlichte Kaufmannssohn aus Genua, da war er fast linkisch gewesen in der Mitte dieser schimmernden, flimmernden Gesellschaft; er hatte sich in eine Ecke gedrückt und nur von Ferne die Perle von Lucca bewundert, ohne von ihr beachtet zu werden — seit er aber das lorbeerbekränzte Scepter, den Bogen seiner Zaubergeige handhabte, stand er wie ein König, stolz und erhaben in der Mitte der Ersten des Landes, alle, alle, beherrschend. Gelang dies Lätitia mit ihren Augen, so war er seines Erfolges sicher mit seiner Geige. Da stand er mit flatternden Locken und kühn zurückgeworfenem Haupte, seine Blicke sprühten Feuer, dann wieder schienen sie in Thränen zu schwimmen, er rührte die Herzen bis zur tiefsten Wehmuth, im Nu aber, wie mit einem Zauberschlage konnte er die Menge zum Jubel begeistern; er hatte sie alle in seiner Gewalt, die da im Kreise saßen, aber nur auf *eine* war sein feuriges Augenpaar gerichtet, auf Lätitia Gualtieri und er spielte und spielte und entlockte seiner Geige solch flehende Klänge, bis Lätitia eine Rose aus ihrem Haar löste und ihm dieselbe zuwarf. Jetzt erklang sein Spiel gleichsam wie eine Siegeshymne, er hob die Rose auf, drückte sie, ohne daß jemand gesehen hätte,

wer sie ihm gespendet, an die Lippen und wenige Minuten später, als das Zeichen zum Beginne des Tanzes gegeben wurde, drückte er auch die Hand der Spenderin an seine Lippen, was noch weit süßer war, als die Rose, die bereits an seinem Herzen lag.

„Lätitia!“ flüsterte er ihr zu, „ich liebe Dich!“

Der Stolz, nein der Hochmuth des Mädchens erwachte. „Ich bin Hoffräulein der Fürstin von Lucca, Lätitia di Gualtieri“, tönte es jetzt mit schnell wechselnder Laune kalt von ihren Lippen.

„Und ich bin seit wenigen Minuten Hofvirtuose“, entgegnete der Künstler mit einem feinen, leicht triumphirenden Lächeln, „die Fürstin hat mich soeben dazu ernannt.“

Das Mädchen senkte einen Augenblick die Lider. Die liebeglühenden Blicke des jungen Künstlers schienen sie nicht unbewegt zu lassen — der Lorbeer bekränzte seine Stirn gar schön, auch der Druck seiner Meisterhand führte einen leisen elektrischen Strom zu ihrem Herzen.

Er war ein König der Töne, werth an ihrer Seite zu gehen, gleich den Nobili, die sich da an sie herandrängten. Sie lächelte ihm zu — die Gefühle in ihrem Herzen wechselten wie Sonnenschein und Regen im launischen Aprilmond — sie machte ihn durch dieses süße Lächeln glücklich, er verlebte eine selige Stunde in ihrer Nähe, er durfte sie wieder sehen, und da der Meister kühn war in allen seinen Unternehmungen und rasch im Handeln, wenn es galt, Großes zu wagen, so gestand er ihr wenige Tage später — es war im Garten der Fürstin Elise, wo er erschien, um sich dieser als ihr neuer Kammervirtuose vorzustellen — seine Liebe und warb um ihre Hand.

Es waren nur wenige kurze Augenblicke, in welchen das junge Paar sich ungestört sprechen konnte; es war dem Maestro daher für seine Werbung Allegro zu rathen — Allegro, agitato, presto!

Nicolao ergriff die Hand der Reizenden. „Ich liebe Dich, Unvergleichliche!“ tönte es von seinen Lippen, „ich liebe Dich mit der Glut der ersten Liebe, ich weihe Dir die volle Flamme meines Herzens, Du hast sie entfacht, mit meinem letzten Seufzer erst wird sie verlöschen, diese meine heilige, einzige Liebe!“

Das Mädchen lächelte. Diese Sprache gefiel der Reizenden, sie glich lieblicher Musik. Es war die schönste Musik, welche der Künstler hervorzubringen im Stande war. „So schön, so süß einschmeichelnd fast

wie Ihre Phantasie von ehegestern klingen Ihre Worte," warf Lätitia schelmisch hin.

Er wollte nicht, daß sie lächelte. „O, diese Stunde ist ernst," flehte er, „ein „Ja" Holde, nur ein inniges, sanftes Ja!"

Lätitia schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Das Mädchenherz gleicht einer Aeolsharfe, welche vom Hauche der Liebe berührt, zu tönen beginnt. Aber nur jenem, welchem es gelingt, die rechte Saite zu berühren, der ist der Sieger; denn nur eine der Saiten birgt den Zauber wahrer Liebe; es ist dies, wie soll ich anders sagen — die Zaubersaite des Herzens."

„Habe ich nicht die rechten Worte gefunden? War meine Sprache nicht nach Ihrem Wunsche?" fragte der junge Liebende, „o, so sag' an Holde, wie ich sprechen soll, um Dir zu gefallen und diese Zaubersaite zu treffen?"

„Solche Worte habe ich schon öfters gehört", bemerkte sie leichthin.

„Dann aber waren sie nicht so tief empfunden", fiel der junge Mann aufglühend ein.

Lätitia zuckte leicht die Achseln: „Deß versichert mich ein jeder meiner Bewunderer."

„Sie mögen mich als Geigenkünstler in die Reihen der anderen stellen, es gibt gar manchen, der den Bogen gut zu führen versteht, aber nicht in diesem Punkte, wenn das Herz im Spiele ist, wollen Sie mich mit den anderen Männern vergleichen", flehte der junge Meister.

„Je nun", sagte das kokette Mädchen, „Sie haben hier einen Punkt berührt, der mich seit wenigen Tagen nachdenklich macht. Sie haben recht, auch andere Künstler vermögen der Geige so süße Töne zu entlocken, gleich Ihnen. Italien ist ein verwöhntes Kind im Punkte der Kunst. Aber ich möchte einmal bisher Niegehörtem lauschen — nicht nur Edelschönem, sondern Seltsamem, Neuem in der Kunst, Neuem auf der höchsten Stufe derselben. Man hat mir bereits vor längerem erzählt", fuhr sie eifrig fort, „daß Sie mit Ihrem Instrumente Wunder zu wirken vermögen."

„Nun", fiel Nicolao wieder mit einem feinen Lächeln ein, „ist es mir nicht gelungen, eine Rose von der Brust der stolzen Lätitia di Gualtieri zu erhalten?"

Er hatte ganz leise gesprochen, nur geflüstert, er konnte nicht erkennen, ob sie dieses Geflüster verstanden hatte; sie warf jetzt den

blonden Kopf zurück und sprach: „Ich war nicht das erstemal so hingerissen. Auch als ich Viotti spielen hörte, gieng es mir so wie bei Ihnen, aber ich möchte noch Selteneres hören, ich dachte, Sie können mit ihrer Geige wirklich Zauberspuk treiben“ — hier lachte das Mädchen übermüthig, „wenn Sie etwas können, was man bisher noch nie in Lucca gehört hat, würden Sie die Zaubersaite meines Herzens berühren, dann, ja dann würde ich das „Ja“ aussprechen. Man sagt, daß Ihnen auf Ihrer Cremoneser Geige ja alles möglich sei“.

Der junge Mann kniete jetzt vor dem Mädchen nieder. „Das Ja willst Du aussprechen, Holde, Herrliche“, rief er, „o Tag und Nacht will ich auf meiner Geige spielen, um immer Größeres zu leisten und diesen kostbaren Preis zu erringen. Aber nur lasse mir Hoffnung, Dich, Du Perle des Landes zu gewinnen“.

Lätitia ließ es geschehen, daß er ihre Hände küßte, sie lächelte bei dem Gedanken, wieder eine Größe zu ihren Füßen zu sehen, einmal einen Hohen des Reiches, ein andermal einen Helden des Vaterlandes, jetzt einen Heros der Kunst, sie lächelte süß, süß wie ein Engel, aber in ihrem Herzen war kein Gefühl von Liebe, nur Selbstsucht und maßlose Eitelkeit, und eine Viertelstunde später hörte sie mit dem gleichen Lächeln die Liebesbetheuerungen des Vicomte de Bris an, während der heißliebende Künstler zwischen Myrthen wandelte und sich so reich, so überaus reich dünkte! . . .

III.

Wieder eine glänzende Soiree im Palaste des Fürsten von Lucca. Wieder Maestro Nicolao König des Abends und Lätitia Gualtieri Königin.

Beifallsdonner durchhallte den Saal. Der junge Meister schien den Ehrenabend seines Künstlerwallens zu halten, die Bravorufe nahmen kein Ende, die Begeisterung für seine Kunst hatte alle Schranken der Etiquette durchbrochen, zuerst hatte es niemand gewagt einen Beifallslaut kundzugeben, als aber Fürstin Elise selbst ihre kleinen zierlichen Hände vor Bewunderung ineinanderlegte und ein helles „Bravo Maestro!“ rief — sie vermeinte wohl am Hafen von Ajaccio zu stehen und ihren Brüdern bei deren Knabenspielen, wie sie es vor Jahren so gerne gethan hatte, kindlichen Beifall zuzurufen — da brach die Schranke und des Beifalls war an jenem Abende kein Ende.

Aber warum blickte der Meister so finster, warum war sein Blick plötzlich so wild, warum flammte sein Auge so seltsam? Er schien das Tosen des Beifalls kaum zu hören, die Blicke der Bewunderung, die von allen Seiten auf ihn gerichtet waren, gar nicht zu sehen, er starrte nur auf die Königin des Abends, die zugleich die Königin seines Herzens war, und die an jenem Abende kaum Zeit zu haben schien, seinen Geigentönen zu lauschen, denn an ihrer Seite saß ein neuer Bewunderer ihrer Schönheit, ein junger, reicher Florentiner Edelmann, Riccardo Berlotty, welchem es auch Lätitia mit ihrem Zauberblicke angethan hatte und der rasch auf sein Ziel loszusteuern schien.

Das Stück, welches Nicolao eben auf seinem Instrumente gespielt hatte, war ein Tongemälde, welches einen Meeressturm, eine Gewitternacht, das Toben der Elemente ausdrückte; keine Tondichtung wäre mit seiner Gemüthsstimmung mehr im Einklange gestanden, als eben diese und nie hätte er sie vollendeter wiederzugeben vermocht als eben in dieser Stunde, in der das quälende Gespenst der Eifersucht sein Herz erfaßt hatte, welches die Flamme seiner Liebe nur noch mehr entfachte.

Er benützte den ersten Augenblick, sich während der Concertpause aus dem Gewühle der Gäste zu stehlen, welche die kurze Pause zur Einnahme von Erfrischungen in den Nebensälen benützten und sich in denselben zertheilten.

Nicolao hatte noch immer seine Geige in der Hand. Mit diesem Scepter fühlte er sich muthiger der schönen Ungetreuen entgegenzutreten. Seine Blicke spähten nach allen Richtungen, sie zu entdecken. Er hatte sie kurz vorher an der Seite des Edelmannes den Musiksaal verlassen gesehen, dann sah er diesen allein den Saal durchschreiten mit einem triumphirenden Lächeln auf dessen Antlitze, welches von dem Siege zu sprechen schien, den Riccardo Berlotty über das Herz der schönen Lätitia errungen hatte.

Wo aber weilte sie? Doch siehe, zwischen den Blumengewinden, die sich von einem der Säle zu einer kleinen Galerie hinzogen, dieselbe in eine förmliche Blumengrotte verwandelnd, war ein weißes Kleid sichtbar, welches reich mit schneeigen Schwanenfedern geputzt war. Lätitia hatte sich diesmal, um in ihrem Feststaate nach ihrer Gewohnheit wieder etwas Neues, Bizarres zu bieten, in einen Schwan verwandelt. Sie mochte nie lieblicher ausgesehen haben als in ihrem

Schwanenkleide mit dem rothen Bande um den schlanken Hals, und: „Schwanenjungfrau! schöne Schwanenjungfrau!“ tönte es ihr in jenen Stunden nicht nur einmal mit Bewunderung zum Ohre.

Nicolao trat mit hochklopfendem Herzen der in der Blumengrotte Ruhenden näher. Ja, es war Lätitia und sie war — allein; er konnte sie ungestört sprechen, das Glück war ihm wieder hold, ein gutes Zeichen, daß sich alles, alles wieder zum Guten wenden würde.

„Lätitia!“ schallte es von den Lippen des Künstlers.

Lätitia blickte empor. „Riccardo!“ tönte es leise zurück, denn sie meinte, der Forentiner Edelmann sei es, der sie gerufen, aber enttäuscht wandte sie ihr Haupt zur Seite.

Nicolao hatte alles gewahrt. Er trat auf die Geliebte zu, er ergriff ihre Hand, er beschwor sie, mit seinem Herzen kein grausam Spiel zu treiben, aber Lätitia hatte kein Wort der Ermunterung, des Trostes für ihn, ihre Eitelkeit schien durch die Huldigungen des reichen Florentiner Edelmannes nicht wenig geschmeichelt zu sein, und sie schien auch das, was sie dem jungen Künstler versprochen hatte, bereits wieder vergessen zu haben.

Aber dieser säumte nicht, sie daran zu erinnern. „Man hat mir heute zugerufen, ich hätte das Seltenste auf dem Gebiete meiner Kunst geleistet — ist es des Preises noch nicht werth?“ rief er mit fliegendem Athem.

„Ich habe Ihrem Spiele zu wenig gelauscht“, entgegnete das Mädchen mit einem koketten Lächeln.

„Ich weiß es“, fiel Nicolao bitter ein, „Sie waren zu sehr in den Anblick, in das Gespräch mit Signor Riccardo Berlotty vertieft, o, ich weiß, sein Reichthum, seine männliche Schönheit, seine gewandte Redeweise, alles, alles entzückt Sie, aber“ — hier sprühten die Augen des jungen Künstlers Funken, „Sie vergessen, daß Signor Riccardo zu Ihnen allein nicht von Liebe sprach, Sie vergessen, daß es viel bekannt ist, wie sehr er sich kurz vorher um die Gunst der schönen Miß Nelson bewarb; seine Liebe ist auf keinem festen Grund gebaut . . . .“

Ein zorniger Blick aus Lätitia's Augen machte Nicolao verstummen. Dieser Blick schien zu sagen: Was ist Miß Nelson gegen Mich, die Königin der Schönheit, wie man mich nennt, und in ihrem Zorne drängte sie den sich ihr flehend Nahenden unsanft bei Seite und verursachte durch eine rasche Wendung mit dem Arme, daß ihm seine Geige entfiel.

Wie ein gellender Wehruf tönte es zugleich zu ihrem Ohre. Drei der Saiten waren gerissen und wie ein leises Gewimmer hallte es in dem Instrumente noch eine Weile nach.

Bestürzt raffte der Künstler seine Geige vom Boden auf. An ihr hing sein Herz, mit ihr zugleich ward sein Herz getroffen. Ja, Geige und Herz waren in der That in dieser Stunde arg zerrissen worden. Aber noch einmal trat Nicolao an das Mädchen heran. „Lätitia," stöhnte er, „so habe ich also alle Hoffnung verloren?"

War es Mitleid, welches jetzt beim Anblicke des verstörten Antlitzes Nicolao's ihr Herz ergriff oder Reue über das eben Geschehene, das Mädchen zwang sich zu einem freundlichen Lächeln: „Ich will Ihrem Spiele jetzt aufmerksamer lauschen," entgegnete Lätitia, „hören Sie, das Concert nimmt eben seinen Fortgang." Aber sogleich erwachte der alte Trotz in ihrem Innern und fast spottend klang es von ihren Lippen, denn sie sah Riccardo heranschreiten, der sie bereits suchte, „eilen Sie, Maestro, damit Sie Ihre Geige in Stand setzen, sonst müßten Sie das große Concertstück, welches nun folgt, auf der einen Saite spielen, die noch übrig ist" — sie lachte jetzt — „und da wäre die Schlacht wohl im vorhinein verloren."

Dann schritt sie rasch an ihm vorüber und wenige Secunden später kehrte sie am Arme des Florentiners in den Saal zurück, während Nicolao mit zerrissenen Saiten und zerrissenem Herzen auf der Galerie zurückblieb und erst aus seinem düsteren Sinnen erwachte, als ihn der Concertdiener eilends mahnte, in den Saal hinabzukommen, da man seinen Vortrag bereits angekündigt habe und nur mehr auf sein Erscheinen warte.

Betroffen blickte Nicolao empor. Ach! wie sollte er spielen mit seinem zerrissenen Herzen und ach! mit den zerrissenen Saiten.

Die Saiten mußten frisch aufgezogen werden, doch dazu war es zu spät, es fehlte die Zeit. Ohne weiter zu überlegen, wie betäubt, folgte er dem ihn mit sich ziehenden Diener, der ihn bereits in allen Enden und Winkeln gesucht hatte, und stand nun auf dem Podium mit dem zerrissenen Herzen und den zerrissenen Saiten seiner Cremoneser Geige.

Lätitia sah beides; die düsteren Blicke Nicolao's spiegelten das tief verwundete Herz des Künstlers ab und sie sah auch die zerrissenen Saiten seiner Geige, aber auch andere sahen sie . . . . Doch horch!

schon begann der Pianist die Begleitung des schönen Concertstückes, welches Nicolao auf der Violine zum Vortrage bringen sollte, und dieser begann, ohne vorher die anderen drei Saiten des Instrumentes aufzuziehen, zu spielen und spielte alles, was er hätte auf den vier Saiten wiedergeben sollen, auf der einen Saite, und es klang so überirdisch schön, so voll und rein, die Töne dieser einen Saite vermochten die Herzen der Lauscher mit Jubel zu erfüllen, in Schmerz zu versenken, diese eine Saite war eine Zaubersaite, so klang es erst im leisen Geflüster, dann wie im Gebrause, wie aus einem Munde, und als der letzte Ton auf dieser Zaubersaite verklungen war, da brach ein Sturm des Beifalls los, wie Italien vorher noch keinen gehört hatte. Die Fürstin von Lucca drückte dem Künstler einen Lorbeerkranz in die Hand, der Fürst zog den kostbarsten Ring, den er trug, von seinem Finger und schmückte damit Nicolao's Meisterhand, die Herzogin von Castelmare reichte ihm eine Brillantrose, die sie von ihrem Haare gelöst hatte, alles drängte sich an den jungen Meister heran ihm Ehrenbezeugungen zu erweisen; aber dieses Zauberspiel hatte auch noch ein anderes Wunder bewirkt, es hatte die Zaubersaite des Herzens der schönen Lätitia berührt. Und so wie früher Nicolao nach ihr ausgespäht hatte, so flogen jetzt ihre Blicke nach allen Richtungen, ihn zu erspähen, denn der Künstler hatte sich aus der ihn umdrängenden Menge in die Einsamkeit geflüchtet in einen entlegenen Winkel dieser Festräume. Lätitia hatte keinen Blick für Riccardo, diesen gewöhnlichen Sterblichen, sie fühlte, daß Nicolao, obwohl sein Name von keinem Wappen überragt war, weit erhaben sei über Riccardo; ihre Eitelkeit fühlte sich durch die Liebe des jungen Künstlers plötzlich nicht wenig geschmeichelt und sie war entschlossen, ihm, dem Gefeierten, dem Unsterblichen in der Welt der Kunst, das Jawort zuzuflüstern. Er hatte ja etwas Neues, bisher nicht Gehörtes geleistet, er hatte mit dieser Leistung ins Centrum dieses launenhaften Mädchenherzens getroffen, und war somit, wie sie sich sagte, des Preises werth.

Jetzt stand sie ihm gegenüber. Ungestört sah sie ihn in der Galerie, wo sie sich vor Kurzem gesprochen hatten, wo die Cremoneser Geige zu Boden gefallen war.

Lächelnd, wie eine der krystallenen Wasserfluth entstiegene Sirene stand sie vor ihm mit strahlendem Auge, schön zum Entzücken, mit dem beglückenden Jaworte auf den purpurnen Lippen und sie wartete nur

daß Nicolao ihr entgegenstürzen und ihr zu Füßen fallen oder sie in seine Arme schließen würde.

Aber regungslos stand er da, kein Aufleuchten in seinen Augen kündete mehr jenes Gefühl, welches sein Herz noch vor einer Stunde so mächtig bewegt hatte, seine Hand regte sich nicht, die ihre zu erfassen.

„Nicolao", tönte es jetzt süß von ihren Lippen und die wachsende Leidenschaft ließ sie ihren Stolz vergessen; sie löste eine Rose aus ihrem Busensträußchen und drückte sie ihm in die Hand.

Aber während ihr Stolz besiegt war, erhob sich der Stolz im Künstlerherzen mit aller Macht und schon lag statt des Künstlers — die Rose zu den Füßen der herzlosen Kokette. „Mein Ziel ist erreicht", tönte es zugleich von den Lippen des jungen Mannes, „durch die Zaubersaite meiner Geige, wie man sie heute nannte, fand ich den Weg zur Zaubersaite Ihres Herzens, doch" setzte er bitter hinzu, „ich habe als Musiker erkannt, daß dieser Zaubersaite keine Harmonie zu entlocken ist, — möge ein anderer es versuchen, sie glücklicher zu berühren. . . ."

Ja, der Stolz hatte die Liebe besiegt. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ Nicolao die schöne Lätitia für immer. . . .

Tiefbeschämt kehrte das kokette Mädchen an die Seite des eitlen Gecken zurück, wo sie aber keinen Ersatz für den so treu Liebenden fand, denn in Kurzem hatte Riccardo mit seinem unbeständigen Herzen bereits eine neue Flamme und die schöne Lätitia hatte ihre erste öffentliche Demüthigung erfahren — sie war vergessen worden.

Der Künstler aber eilte zu seiner alten Freundin, der Pinie, zurück, und er verstand nun auch die Grüße der ernsten Cypresse, sie bedeuteten den Tod seiner ersten Liebe, die erste Liebe Nicolao Paganini's, des Meisters mit der Zaubersaite.*

* Nicolao Paganini's Name in der Künstlerwelt ist als der eines der ausgezeichnetsten Violinspieler der neueren Zeit unsterblich. Bekanntlich leistete Paganini mit dem Spiele ganzer Sätze auf der G-Saite wahrhaft Bewundernswerthes. Wenn dieses Kunststück auch schon vor ihm von manchem Anderen versucht wurde, so ist es doch hauptsächlich ihm zuzuschreiben, sowie er auch durch sein Flageoletspiel, seine außerordentliche Fertigkeit und durch das Zauberische seines Vortrages Alles zur Bewunderung hinriß. Im Jahre 1828 feierte er in Wien große Triumphe und wurde von Kaiser Franz zu dessen Kammervirtuosen ernannt.



Gedichte

von

Curt v. Zelau.

Im Mai.

Wie wird die alte Erde doch
So jung in jedem Mai,
Nach tausenden von Jahren noch
Erblüht sie immer neu!

Auch uns verjüngt von Maienlust
Ein Lenzhauch das Gemüth;
Selbst dann noch, wenn in uns'rer Brust
Die Lebenskraft verglüht.

Und ruh'n wir in der Erde dann
In lauer Frühlingsnacht,
Er pocht an uns're Thüren an
Der Mai, und ruft: Erwacht!

Plus être Que paraître.*

Das was Du scheinst, es mag die Menge blenden,
Doch täuschest Du Dich selbst damit.
Bei dem d'rum, was Du bist, laß es bewenden,
Weich' von der Wahrheit keinen Schritt.
Was gut an Dir — die Edlen werden's schätzen;
Der Spott der Schlechten darf Dich nicht verletzen.

* Marmorinschrift auf dem Felsen bei der Mariannenruhe in Karlsbad.

Augensprache.

Aus Deiner Augen Klarheit
Spricht Wahrheit.
Aus Deiner Augen Güte
Spricht's Gemüthe.
Aus Deiner Augen Sinnen
Spricht Minnen.
Aus Deiner Augen Senken —
Bedenken.
Aus Deiner Augen Thränen
Spricht Sehnen.
Aus Deiner Augen Bläue
Spricht Treue.
Aus Deiner Augen Licht
Vergißmeinnicht!

Des Mondes Spiegelbild.

Als der Mond am Himmelszelt
Glänzt' zum ersten Male,
Faßt' ihn Stolz, daß er die Welt
Weithin überstrahle.

Wünscht' in seiner Eitelkeit,
Daß sein Bild er sähe;
Doch der neuen Herrlichkeit
Fehlt' des Spiegels Nähe.

Denn wohin er auch den Blick
Mocht' am Himmel kehren,
Nirgends strahlt sein Bild zurück
Aus der Welt der Sphären.

Blickt' enttäuscht d'rum tief herab
Auf die Erde nieder,
Wo ein stiller See ihm gab
Treu sein Abbild wieder.

Und dann spiegelt's hell und klar
In den Wassern allen,
Kugelrund, geschmeichelt gar,
That ihm wohlgefallen.

In der Ströme stiller Fluth,
Wie in Teich und Seen,
Auch im Meere macht sich's gut,
Wenn nicht Stürme wehen.

Doch im mächt'gen Wogentanz,
In des Sturzbachs Wellen,
Wie verzerrt sich da der Glanz
Von dem Bild, dem hellen.

Seufzt' der Mond: Ich wollte traun
Weit'res Spiegeln missen,
Denn nicht schön ist es zu schau'n
Die Contour zerrissen.

Sah' nun recht verdrießlich d'rein,
Als er dann tief d'runten
In der Pfützen Wiederschein
Gar sein Bild gefunden,

Schmäht' er Stolz und Eitelkeit,
Und die Reu' erwachte,
Da sein Zerrbild weit und breit
Ihm entgegenlachte.

Dies sollt' Gottes Strafe sein,
D'rob der Mond sich grämet;
Hüllt er sich in Wolken ein,
Ist's, weil er sich schämet.





Gedichte

von

Konrad Bayer.

Erinnerung.

Ein Blümchen ist Erinnerung,
Ein Röslein voller Dornen,
Duftselig huldigt alt und jung
Der spitz'gen Auserkor'nen.

Dornröslein sticht uns bis auf's Blut,
Wir lächeln zu den Wunden,
Uns däucht in tiefer Farbenglut
Rosig noch's Herz umwunden.

Dornröslein's Blätter fallen ab,
Die spitzen Dornen bleiben;
Vielleicht der Traum, daß über'm Grab
Die Wunden Blüthen treiben.

Abschiedswunsch.

Was ist die Welt? Unendlich ist die Frage;
Doch löse sie, wer sie zuerst erhob,
Ich strebe nicht nach Philosophenlob,
Ein Wunsch nur ist's, den ich im Herzen trage.

Könnt' er verschönern Deines Lebens Tage!
Die Welt sei für Dich ein Kaleidoskop,
Darein das Glück viel tausend Scherben schob
Zu Bildern schön und rein in jeder Lage.

Und in den Wunsch hat meine müde Seele
Ein tiefes Sehnen zart hineingewebt,
Ein Sehnen, welches ich nicht mehr verhehle:

Zu sein ein Theilchen von den tausend Scherben
Und, wenn Dein Auge leicht darüber schwebt,
In seinem Strahl mich doppelt schön zu färben.

Zweifel.

Es ist die Frage: Was kann mehr verdrießen
Auf Erden, ob Entsagen, ob Genießen?

Wer da genießt, hat fast nichts mehr zu sagen;
Und wer entsagt, hat viel zu viel zu fragen.

Wer da genießt, hat leicht sich selbst verzehret
Und wer entsagt, hat viel zu matt begehret.

Wer da genießt, verwirft oft Lebensfunken,
Und wer entsagt, bei dem sind sie versunken.

Wer da genießt, wird oft gedrängt zum Andern;
Und wer entsagt, verlor die Lust zu wandern.

Wer da genießt, beklagt entschwund'ne Wonne;
Und wer entsagt, friert in der Julisonne.

Wer da genießt, lebt ohne mehr zu haben!
Und wer entsagt, läßt lebend sich begraben.

Wer da genießt, hat Hoffnungsglanz vernichtet;
Und wer entsagt, auf Hoffnungsfrucht verzichtet.

Wer da genießt, muß aus dem Himmel weichen;
Und wer entsagt, kann ihn nicht mehr erreichen.

Wie man die Frage deute oder wende,
Man kommt damit auf Erden nicht zu Ende.

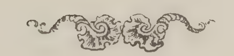
Leid und Freud.

Am frühen Morgen goß der Regen sich
Aus düstern Wolken mit Gewalt herunter.
Die Blumen weinten, wie die Sonne wich,
Kein Morgenlied ertönt, sonst hell und munter.

Die Schwalben flohen ängstlich hin und her,
Und schweigend wie verzagte Trauerboten;
Die Tropfen fielen von der Linde schwer,
Gleich Thränen groß und voll um einen Todten.

Geduld, Geduld! Die Sonne bricht sich Bahn,
Die Schwalben werden wieder zwitschernd fliegen,
Waldvöglein heben süß zu singen an,
Viel Edelsteine rings im Grase liegen.

Viel Edelsteine liegen rings im Gras,
Das sind die Thränen, die die Linde weinte;
Wer je im Buch des Lebens herzlich las,
Weiß, wie sich Leid und Lust oft eng vereinte.





Der Erste allgemeine Beamten-Verein

der österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1891.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.



Das Jahr 1891 — das siebenundzwanzigste Jahr der Wirksamkeit des Beamten-Vereines — war ein Jahr ruhiger Fortentwickelung. Der Gebahrungsüberschuß war größer als im Jahre 1890 und der Nettozuwachs an Versicherungen, obwohl von geringerem Umfange als in mehreren früheren Jahren, übersteigt jenen der meisten heimischen Anstalten.

Uebergehend auf die Besprechung der einzelnen Vereins-Abtheilungen folgen wir der den geehrten Lesern des Jahrbuches bekannten Methode.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1890 waren 99.563
Mitglieder ausgewiesen.

Im Jahre 1891 kamen 3.372
neue Mitglieder hinzu,

so daß die Gesammtzahl jener Standesgenossen, welche bis zum Schlusse des Jahres 1891 dem Vereine beitraten, sich auf 102.935 beläuft.

Die Zahl der Local- und Consortial-Ausschüsse hat sich im Jahre 1891 um 2 vermindert und betrug 85 Ende 1891 gegen 87 Ende

1890. Es löste sich nämlich im Laufe des Berichtsjahres der Local-Ausschuß in Karlsbad auf und das Wiener Vororte-Lehrerconsortium trat in Liquidation.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten stieg von den Ende 1890 ausgewiesenen 1.484
Ende 1891 auf 1.505
und die Zahl der Vereinsärzte von den Ende 1890 fungirenden 1.549
Ende 1891 auf 1.560

In Bezug auf die humanitäre Thätigkeit des Vereines kommen zunächst wieder der allgemeine Fond und der Unterrichts-Fond in Betracht.

Der allgemeine Fond des Vereines ist am 31. December 1891 mit	749.255 fl. 16 kr.
ausgewiesen, während er am Schlusse des Jahres 1890 nur	703.100 „ 01 „
betrug, ist daher im Jahre 1891 um	46.155 fl. 15 kr.

gestiegen.

Sein Vermögen bestand Ende 1891 aus:

a) Der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung per	208.832 fl. 07 kr.
b) dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per .	161.914 „ 10 „
c) dem Pensionsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per	214.595 „ 80 „
d) dem Kaiser Franz Josef-Jubiläums-Stipendienfonde (sammt Zinsen) per	10.377 „ 88 „
e) dem Vereins-Jubiläums-Stipendienfonde (sammt Zinsen) per	25.754 „ 28 „
f) dem C. F. Fellmann von Norwill-Fonde (sammt Zinsen) per	67.430 „ 55 „
g) dem Garantiefonde für belehnte Antheils-Einlagen per	1.304 „ 74 „
h) der Cursgewinn-Reserve per	28.643 „ 25 „
i) und seinem nach Abzug der vorangeführten Posten verbleibenden eigentlichen Specialvermögen per .	30.402 „ 49 „
welche Ziffern den obigen Betrag per	749.255 fl. 16 kr.

ergeben.

Der Specialfond für Witwen- und Waisenhäuser betrug Ende 1891	161.914 „ 10 „
gegen	158.250 „ 09 „

im Vorjahre.

Von dem Mehrbetrage per	3.664 fl. 01 kr.
wurde der Rest jener Schuld per 22.514 fl. 83 kr., welche der Fond seinerzeit für die Erbauung des Witwen- und Waisenhauses in Graz bei dem allgemeinen Fond contrahirte, per	957 „ 25 „
getilgt, so daß Ende 1891 ein Barfond von	2.706 fl. 76 kr.

verblieb. Die Kosten der bisher erbauten drei Witwen- und Waisenhäuser in Wien (Währing), Budapest und Graz betragen 159.207 fl. 34 kr.

Im Jahre 1891 wurden aus dem allgemeinen Fonde	8.431 fl. 43 kr.
in 551 Einzelposten für Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige ausbezahlt, in welcher Summe 400 fl. für den Freiplatz im Töchterheim des „Schulvereines für Beamtentöchter“ enthalten sind.	
Für Curstipendien an mittellose kranke Vereinsmitglieder wurden von der Vereinsleitung 5.810 fl. bewilligt, wovon effectiv	5.400 „ — „
in Anspruch genommen wurden, so daß im Jahre 1891	
aus dem allgemeinen Fonde im Ganzen	13.831 fl. 43 kr.

an bedürftige Vereinsmitglieder und Standesgenossen zur Vertheilung gelangten. Es wurden im Jahre 1891 zur Erlangung von Curstipendien 191 Gesuche eingebracht, wovon 89 Gesuche (66 für Curstipendien, 23 für Reise- und Krankenkostenbeiträge und für Freiplätze) günstig erledigt wurden.

Die Verwaltungen nachstehender Badeanstalten und Curorte, nämlich in: Aistersheim (Kneipp'sche Kaltwasser-Heilanstalt), Aussee (Dr. Schreiber's Alpenheim), Baden, Bartfeld, Bilin, Buziás, Darkau, Daruvár, Eichwald (bei Teplitz), Ernsdorf-Jaworze, Franzensbad (Bürgermeisteramt der Stadt Franzensbad, Kaiserbad, Badhaus der Stadt Eger und Dr. Cartellieri's Badeverwaltung), Gainfahrn, Gießhübl-Puchstein, Gleichenberg, Gmunden, Görz, Grado, Gräfenberg (Freiwaldau), Hall (in Oberösterreich), Herkulesbad, Ischl (Gemeindevorstehung und Ritter von Wirer'sche Badestiftung), Iwonicz, Johannisbrunn (in Schlesien), Karlsbad, Königswart, Krapina-Töplitz, Krynica, Liebwerda, Lipik, Lubien, Luhatschowitz, Marienbad, Meran, Pistyan, Pyrawarth, Römerbad (in Steiermark), Roncegno, Sutinsko, Swoszowice, Szliács, Tatra-Füred, Teplitz (in Böhmen), Topusko, Trencsin, Tüffer, Groß-Ullersdorf, Ustron, Zegiestów — gewährten im Jahre 1891 unserem Vereine für mittellose Mitglieder beachtenswerthe Begünstigungen und haben hievon 164 Vereinsmitglieder Gebrauch gemacht.

Außerdem standen auch im Jahre 1891 dem Vereine einige Freiplätze in mehreren Curorten zur Verfügung, wie insbesondere ein werthvoller Freiplatz in der Kaltwasser-Heilanstalt des Herrn Dr. Gustav Nový in St. Radegund, drei Stiftungsplätze an der Wasserheilanstalt des kaiserlichen Rathes und Universitäts-Professors Herrn Dr. Wilhelm Winternitz in Kaltenleutgeben, zwei Freiplätze von Seite des steiermärkischen Landesausschusses für das Bad Neuhaus, drei Freiplätze für Rohitsch-Sauerbrunn und fünf Freiplätze von der Curanstalt in Radein.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug 138.992 fl. 01 kr. Ende 1890 und ist im Jahre 1891 durch die von der 26. ordentlichen Generalversammlung erfolgte Zuweisung von 5000 fl. aus dem Gebahrungsüberschusse der Lebensversicherungs-Abtheilung und anderweitige Zuflüsse auf 148.415 fl. 34 kr. gestiegen.

Zu den letzterwähnten Zuflüssen wurden auch Beiträge von dem Localausschusse in Fiume (5 fl.) und von sechs Spar- und Vorschußconsortien des Vereines, nämlich „Alsergrund“ in Wien (100 fl.), „Erstes Wiener“ (77 fl. 34 kr.), „Graz“ (50 fl.), „Innsbruck“ (20 fl.), „Pancsova“ (20 fl.) und „Wieden“ in Wien (150 fl.), zusammen 422 fl. 34 kr.

gegen	520 fl.	— kr.	im Jahre	1890
„	649 „	31 „	„ „	1889
„	650 „	94 „	„ „	1888
„	927 „	80 „	„ „	1887
„	722 „	99 „	„ „	1886
„	829 „	09 „	„ „	1885

gespendet, welche Ziffern leider seit dem Jahre 1887 ein constantes Zurückgehen in diesen einem so wichtigen humanitären Zwecke gewidmeten Beiträgen darthun.

Im Jahre 1891 wurden für das Schuljahr 1891/92 an Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen 11.130 fl. bewilligt. Es langten 415 Gesuche ein, wovon 294 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 121 auf die Länder der ungarischen Krone entfielen. Günstig erledigt wurden 318 Gesuche, und zwar 302 für Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge (10.910 fl.), 11 einmalige Unterstützungen (220 fl.) und 5 Freiplätze.

Im Jahre 1891 gelangten für das II. Semester 1890/91 und I. Semester 1891/92 . . . . . . 10.299 fl. — kr. zur Verwendung.

Außerdem wurden im Jahre 1891 ausbezahlt:

a) für die aus dem Kaiser Franz Josef-Jubiläumsfonde (per 10.000 fl.) bewilligten zwei Stipendien . . . . 562 „ 50 „

Fürtrag . 10.861 fl 50 kr.

Uebertrag . 10.861 fl. 50 kr.

b) für die aus dem Vereins-Jubiläums-Stipendienfonde (per 25.000 fl.) bewilligten Stipendien . . . . 1.250 „ — „

c) aus dem Fellmann von Norwill-Fonde und zwar:
  aa) für vier Stipendien . 1.187 fl. 50 kr.
  bb) für Unterstützungen . 2.050 „ — „

zusammen . 3.237 „ 50 „

Rechnet man hiezu die aus dem allgemeinen Fonde für humanitäre Zwecke gewidmeten, oben angeführten 13.831 „ 43 „
ferner den aus der Anna Tandler'schen Stiftung bezahlten Betrag per . . . . 100 „ — „
hinzu, so ergibt sich, daß vom Vereine im Jahre 1891 auf dem Gebiete humanitären Wirkens der gewiß beachtenswerthe Betrag von . . . . 29.280 fl. 43 kr.
verausgabt wurde.

Drei Freiplätze an den Schulen des Frauenerwerbvereines in Wien werden vom Beamten-Vereine im Namen der ersten österreichischen Sparcasse besetzt; dem Vereine standen ferner in Wien folgende Freiplätze zur Verfügung: zwei halbe Freiplätze an der Privat-Handelslehranstalt des k. k. Professors Herrn Franz Glasser; zwei halbe Freiplätze an der Privat-Handelsschule des Herrn Professors Alois Weiß, vier Freiplätze an der Mädchen- Volks- und Bürgerschule der Frau Marie Hanausek, zwei ganze und zwei halbe Freiplätze an der Privat-Handelslehranstalt des Herrn Max Allina und drei Freiplätze an der Schönberger'schen Kunststickereischule.

Die Leistungen des Beamten-Vereines auf dem Gebiete humanitären Wirkens werden leider noch immer nicht nach ihrer Gebühr gewürdigt, was wohl auch darin begründet sein mag, daß diese Leistungen in den weitesten Kreisen nicht so bekannt sind, wie andere Vorkommnisse im öffentlichen Leben. Insbesondere wurden verschiedene Ansichten über diese Leistungen des Beamten-Vereines gegenüber den zweiprocentigen Beiträgen, welche seine Spar- und Vorschuß-Consortien von ihrem Gebahrungsüberschusse statutenmäßig an den allgemeinen Fond des Vereines abzuführen haben, im Laufe der Zeiten, und zwar nicht nur von ganz unberufenen Seiten, sondern auch in der Mitte der Consortien selbst ausgesprochen.

Wir begrüßen es daher, daß die Vereinsleitung, um in dieser Frage eine klare, den factischen Thatsachen entsprechende Ansicht zu ermöglichen, auf Grund der Bücher und der Verwaltungsberichte des Vereines einen hierauf bezüglichen ziffermäßig genauen Ausweis zusammenstellen ließ.

Obwohl die Publication desselben dem laufenden Jahre angehört, so glauben wir, da seine ziffermäßigen Angaben mit Ende 1891 sich ab-

schließen, hievon schon in unserem vorliegenden Berichte Kenntniß nehmen zu sollen.

Wir bringen die erwähnte Zusammenstellung in der Tabelle III des Anhanges und entnehmen aus den dazu gehörigen Bemerkungen der Geschäftsleitung Folgendes.

Der Beamten-Verein selbst hat bis Ende 1891 zusammen

a) an Unterstützungen . . .	118.877 fl. 88 kr.	
b) an Curstipendien	40.380 „ — „	
c) an Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen	79.923 „ 95 „	
d) an anderen Stipendien (aus dem Kaiser-Jubiläumsfonde, dem Vereins-Jubiläumsfonde, dem Fellmann von Norwillfonde), sowie für andere humanitäre Leistungen (Unterstützung von dienstlosen Bankbeamten, Betrieb der Stellenvermittlungs-Anstalt)	16.965 „ 41 „	
e) an 25%igen Beiträgen von den Zinsen des allgemeinen Fondes zum Unterrichtsfonde	36.684 „ 18 „	
f) an Überweisungen aus den Gebahrungsüberschüssen der Lebensversicherungs-Abtheilung an den Unterrichtsfond und	85.000 „ — „	
g) für die Erbauung von Witwen- und Waisenhäusern .	161.914 „ 10 „	
somit zusammen . . . . . . verausgabt.		539.745 fl. 52 kr.
Die Spar- und Vorschuß-Consortien haben bis Ende 1891 an 2%igen statutenmäßigen Beiträgen an den allgemeinen Fond	124.715 fl. 17 kr.	
und an freiwilligen Spenden zum Unterrichtsfond des Vereines .	15.789 „ 93 „	
somit insgesammt . . . . . abgeführt, woraus sich ergibt, daß		140.505 „ 10 „
der Beamten-Verein selbst bis Ende 1891 um		399.240 fl. 42 kr.

also um nahezu 400.000 fl. mehr für humanitäre Zwecke verausgabte, als die Leistungen aller Vereins-Consortien zusammengenommen an den Verein ausmachen.

Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass in der Summe von 539.745 fl. andere bedeutende im Interesse des Beamtenstandes gemachte Auslagen (wie die Kosten für die zahlreichen Petitionen, der denselben zu Grunde liegenden statistischen Erhebungen u. s. w.) nicht enthalten sind.

Die Beiträge und Spenden der Consortien sind denselben wieder und zwar in nahezu dreifachem Betrage zurückgeflossen, da es ja doch größtentheils Mitglieder der Vereinsconsortien sind, welchen die Beneficien des Vereines zukommen. Wenn auch, wie es sich von selbst versteht, auf jene Vereinsmitglieder, die keinem Consortium angehören, Bedacht genommen werden muß und auch factisch wird, so ist doch die Zahl solcher Bewerber um Unterstützungen und Stipendien eine sehr geringe gegenüber den Mitgliedern von Consortien. Daher wurde auch, und zwar mit vollem Recht, von dem am 11. Mai 1888 abgehaltenen XVI. Consortialtage der Antrag, dem Verwaltungsrathe die Herabsetzung des 2%igen Beitrages auf einen 1%igen Beitrag zu empfehlen, abgelehnt und glauben wir, durch vorstehende Ausführungen unsere Leser in die Lage gesetzt zu haben, sich ein richtiges Urtheil über die ganze Frage zu bilden.

Von dem obangeführten Fellmann von Norwill-Fonde constatiren wir insbesondere, daß er aus Nordbahnactien im Nominalbetrage von 17.900 fl. C.-M. und aus Pfandbriefen der österreichisch-ungarischen Bank im Nominalbetrage von 20.000 fl. besteht (welche Effecten zusammen Ende 1890 einen Curswerth von 70.129 fl. 50 kr. auswiesen), und daß aus seinem Erträgnisse in den Jahren 1890 und 1891 außer den nach dem Testamente zu bestreitenden Fruchtgenußbeträgen und sonstigen Ausgaben für Stipendiumsraten 1250 fl. und für Unterstützungen 2050 fl. verwendet wurden. Im letzteren Betrage sind 6 Unterstützungen je zu 100 fl. enthalten, welche von dem damit betheilten Vereinsmitgliede durch drei Jahre bezogen werden.

Bezüglich des von uns in jedem Berichte erwähnten Schulvereines für Beamtentöchter ist anzuführen, daß sein Vermögen Ende 1891 sich auf 17.784 fl. 75 kr. bezifferte, und daß die im Schuljahre 1891/92 ausbezahlten Stipendien 1850 fl. betrugen. Der Verein verfügt außerdem über eine große Anzahl von ganzen und halben Freiplätzen an Erziehungsinstituten, Musik-, Gesang-, Sprach-, Industrie- und speciellen Fachschulen, sowie an Instituten für Schnittzeichnen, Maßnehmen und Kleidermachen, im Ganzen an 79 Anstalten. Die sehr rührige Leitung des Vereines beschäftigt sich in neuester Zeit mit der Ausführung der längst gehegten Idee, ein eigenes Haus für die Zwecke des Vereines zu erbauen und werden wir schon in unserem nächsten Berichte in der Lage

sein, hierüber nähere Details mitzutheilen. Der sehr verdienstvolle Präsident des Central-Ausschusses, Herr Hofsecretär Dr. Konrad Ritter v. Zdeckauer, ist in dieser Beziehung unermüdlich thätig und wird hiebei von dem illustren Kreise der Damen-Patronessen des Vereines, insbesondere von der auf dem Gebiete humanitären Wirkens allbekannten Gemahlin des niederösterreichischen Statthalters, Ihrer Excellenz der Frau Anastasia Gräfin Kielmansegg, kräftigst unterstützt. An Spenden für den Baufond des Vereinshauses wurden bis Mai 1892 im Ganzen 10.037 fl. 26 kr. ausgewiesen.

Der Vermögensstand des vom Schulverein geschaffenen „Beamten-Töchterheims“ beträgt am Ende des Berichtsjahres 29.554 fl. 61 kr. und haben in demselben bisher nach dem letzten Rechenschaftsberichte 119 Zöglinge Aufnahme gefunden, wovon 48 als Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen und Buchhalterinnen wirken und 23 verheiratet sind, während die übrigen zu ihren Eltern zurückgekehrt sind. Endlich ist noch zu constatiren, daß die von dem Vereine im October 1890 in Wien eröffnete öffentliche höhere Töchterschule sich unausgesetzt des lebhaftesten Zuspruches erfreut und mußte zu Beginn des Schuljahres infolge großen Andranges von Schülerinnen eine Parallelclasse für den ersten Jahrgang errichtet werden.

An dieser Stelle dürfen wir auch nicht unerwähnt lassen, daß das am 1. September 1891 verstorbene Ehrenmitglied unseres Vereines und langjähriger Mitarbeiter seines Jahrbuches, der k. k. Ministerialrath Herr Josef Ritter Tandler v. Tanningen (dessen Name den Lesern der „Dioskuren“ ja aus deren erstem Jahrgange durch seine hochherzige Widmung eines Capitales von 2500 fl. Notenrente zu Unterstützungszwecken im Vereine bekannt ist) in seinem Testamente seinen edlen Gesinnungen neuerlich Ausdruck gab. Er legirte nämlich ein Capital von 14.000 fl. 5%ige Rente zu dem Zwecke, daß dessen Ertrag von dem Ableben der Universalerbin an zu drei jährlichen Stipendien, jedes zu 200 fl., an mindestens vaterlose Töchter nach österreichischen Staatsbeamten, und zu einem Stipendium von 100 fl. für verwaiste Töchter von Amtsdienern des k. k. Unterrichtsministeriums verwendet werde. Der testamentarischen Verfügung gemäß hat der Erblasser die Ausübung des Präsentationsrechtes gegenüber der Stiftungsbehörde bei der seinerzeitigen Verleihung der Stipendien dem Beamten-Vereine übertragen und hat der Verwaltungsrath dieses Ehrenamt auch angenommen.

Auf dem Gebiete der Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen haben wir vor Allem jene Action hervorzuheben, welche der Verwaltungsrath unseres Vereines in Gemeinschaft mit dem Vereine der k. k. Staatsbeamten in Wien und zwar speciell im Interesse der k. k. österreichischen Staatsbeamten im Jahre 1891 unternahm. Es wurde nämlich im April 1891 eine Petition mit der Bitte um Verbesserung der materiellen Lage der k. k. Staats-

beamten an Seine Majestät den Kaiser, an die beiden Häuser des Reichsrathes, an Seine Excellenz den Herrn Ministerpräsidenten Grafen Taaffe und an Seine Excellenz den Herrn Finanzminister Dr. Steinbach gerichtet, in welcher folgende dringende Wünsche der Beamten ausgesprochen wurden:

1. Erhöhung der Gehalte der unteren sechs Rangsclassen, namentlich der XI. bis VIII. Rangsclasse;

2. Regelung der Activitätszulagen unter Berücksichtigung der verschiedenartigen Localverhältnisse;

3. Abkürzung des für jede Vorrückung in eine Gehaltsstufe derselben Rangsclasse von dem Gesetze geforderten Zeitraumes je fünf zurückgelegter Dienstjahre;

4. Bewilligung von Theuerungsbeiträgen in entsprechender Höhe für die Zeit bis zur definitiven Regelung der Activitätszulage der Beamten der XI. bis einschließlich VI. Rangsclasse;

5. Regelung der derzeit geltenden Bestimmungen über die Versorgungsgenüsse der Staatsbeamten und deren Angehörigen, namentlich in Bezug auf den Beginn der Pensionsfähigkeit, auf das Ausmaß der Versorgungsgenüsse, die Anrechenbarkeit eines jeden vollendeten Dienstjahres, die Abkürzung der für den vollen Gehaltsbezug erforderlichen 40jährigen Dienstzeit und die Erhöhung der Witwen- und Waisen-Versorgungsgenüsse;

6. Einführung einer für alle Staatsbeamten giltigen Dienstpragmatik.

Die Deputation der beiden Vereine fand an den Stufen des Allerhöchsten Thrones die huldvollste Aufnahme, sowie auch bei den anderen Persönlichkeiten wohlwollendes Entgegenkommen. Dem Herrenhause wurde die Petition durch Herrn Dr. Ritter v. Haslmayr, dem Abgeordnetenhause durch Herrn Dr. v. Plener überreicht. — Der Verwaltungsbericht der Vereinsleitung bemerkt bei Besprechung der Petition: „Wenn die Erfüllung der Bitten und Wünsche der österreichischen Staatsbeamten bis jetzt nicht eingetreten ist, so darf dies wohl nur Rücksichten außergewöhnlicher Natur zugeschrieben werden. Wir hegen aber die feste Zuversicht, daß bei dem notorischen Wohlwollen aller gesetzgebenden Faktoren für die Lage der Staatsbeamten die Zeit nicht mehr ferne ist, in der die Realisirung jener Wünsche allmälig erfolgen wird und dies umsomehr, als die Staatsfinanzen sich von Jahr zu Jahr günstiger gestalten.“

An dieser Stelle kann nicht unerwähnt die auch in Angelegenheit der Verbesserung der Lage der österreichischen Staatsbeamten von der „Österreichischen Staatsbeamten-Zeitung“ angeregte Action bleiben. Es war die Abhaltung eines allgemeinen Staatsbeamtentages in Österreich projectirt, für welchen der 7. Mai 1891 bestimmt wurde und sollten die auf demselben gestellten Anträge ohne jede Debatte angenommen werden. Allein es sprachen sich viele Stimmen aus den Provinzen dagegen aus und so fand der Staatsbeamtentag nicht statt. Es

ist jedoch zu constatiren, daß in Durchführung der Action 87 Petitionen (worunter 35 aus Galizien) durch die Herren Sectionschef Ritter v. Gniewosz und Hofrath Dr. Exner dem Abgeordnetenhause überreicht und aus gleichem Anlasse der Herr Ministerpräsident, sowie der Herr Finanzminister begrüßt wurden. Diese Petitionen gingen in ihren Bitten weiter als die vorbesprochene Petition der zwei oberwähnten Vereine und enthielten zum Theile Wünsche, die wohl von vorneherein als unerfüllbar erkannt werden mußten. Daher wurde auch das Vorgehen des Verwaltungsrathes unseres Vereines, in dessen Petition die dringendsten, erreichbaren Wünsche der Staatsbeamten vertreten wurden, von so vielen Seiten gebilligt.

Am 15. und 16. August 1891 hielten die königlich ungarischen Justiz-Manipulations-Beamten in Budapest eine Landesconferenz ab in Angelegenheit der Verbesserung ihrer Lage und beschlossen die Überreichung eines Memorandums an den Justizminister.

Der Verein der k. k. Staatsbeamten hielt am 3. November 1891 eine Versammlung ab, welche die Abhaltung eines Festabends zur Gründung eines Pensionsfondes beschloß.

Endlich mag noch die am 18. April 1891 in Wien abgehaltene Wanderversammlung der Privatbeamten-Localgruppe unseres Vereines erwähnt werden, in welcher der Wiener Magistratsrath Herr Dr. Kronawetter (ehemaliges Mitglied des Abgeordnetenhauses) einen sehr interessanten Vortrag über: „Die Stellung der Privatbeamten und die österreichische Gesetzgebung“ hielt.

Der Vollständigkeit halber theilen wir hier mit, daß am 22. October 1891 die constituirende Versammlung des Staatsbeamten-Casinovereines in Wien stattfand, von welcher mit Einhelligkeit die Gründung dieses Vereines beschlossen wurde. Als Zweck des letzteren wird in den von der Versammlung angenommenen Statuten bezeichnet: Belebung des Standesbewußtseins und der Zusammengehörigkeit der Mitglieder, Förderung des Geistes, Pflege der Standesinteressen, des geistigen Verkehrs und der Geselligkeit, ferner die Pflege der materiellen, wirthschaftlichen und Familien-Interessen der Mitglieder und Schaffung humanitärer Institutionen. Wirkliche Mitglieder können nur Staats- und Hofbeamte des Activ- und Ruhestandes werden. Der Verein wird von einem Ausschusse — bestehend aus einem Präsidenten, drei Vicepräsidenten und 60 Ausschußmitgliedern (mit 20 Ersatzmännern) — geleitet. Die Eintrittsgebühr beträgt 1 fl., der Jahresbetrag 6 fl. bis 18 fl., je nach der Rangsclasse des Mitgliedes. Auswärtige Mitglieder zahlen die Hälfte dieser Beträge. Eröffnet wurde das Casino im Beginne des laufenden Jahres.

Ferner wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß (wie die Beamtenzeitung berichtet) die Assecuranzbeamten in Budapest gesonnen sind, unter sich einen besonderen Verein zu gründen, welcher den Namen: „Hilfs- und Geselligkeitsverein der Assecuranzbeamten“ führen soll.

Auch scheint es uns passend, hier zweier in der Beamtenzeitung mitgetheilter Beamten-Stiftungen zu erwähnen.

Eine im Jahre 1890 in Wien verstorbene Beamtenswitwe Frau Betty Schwarzinger hat zur Erinnerung an ihren früher schon aus dem Leben geschiedenen Sohn (welcher Beamter der Depositenbank in Wien war) einen Betrag von 10.000 fl. testirt, aus dessen Zinsen kranke Beamte dieser, eventuell auch einer anderen Bank, welche eine Badecur nöthig haben, unterstützt werden sollen. — Eine zweite Stiftung ist die „Forckenbeck-Stiftung", welche anläßlich der Beglückwünschung des jüngst verstorbenen Berliner Oberbürgermeisters Forckenbeck zu seinem 70. Geburtstage (im October 1891) durch die städtischen Behörden im Betrage von 200.000 Mark für die Communalbeamten Berlins und deren Hinterbliebene errichtet wurde.

Was den finanziellen Verkehr des Beamten-Vereines im Jahre 1891 betrifft, so entnehmen wir dem Verwaltungsberichte, daß an der Hauptcasse des Vereines

a) 5276 Posten per . . . . eingezahlt und	4,982.199 fl. 91 kr.
b) 3613 Posten per	4,938.792 „ 60 „
ausbezahlt wurden, daher das Revirement . . . betrug.	9,920.992 fl. 51 kr.
Berücksichtigt man hiezu auch den Verkehr mit dem k. k. österreichischen und dem k. ungarischen Postsparcassenamte, welcher sich mit Hinzurechnung des Saldos vom 1. Jänner 1891 auf	3,752.309 „ 06 „
bezifferte, so ergibt sich für das Jahr 1891 im Ganzen ein Geldverkehr von	13,673.301 fl. 57 kr.
gegen . . . . im Jahre 1890.	11,085.060 „ 24 „

Vor 10 Jahren, d. i. Ende 1882, betrug das gesammte Cassa-Revirement des Vereines nur 5,800.000 fl.

Außer der Centrale standen im Jahre 1891 auch die unseren Lesern bereits aus dem Berichte pro 1889 bekannten zwölf Mitgliedergruppen im Clearingverkehre mit der Postsparcasse.

Durch die besondere Prämiencasse am Sitze der Centralleitung gelangte im Jahre 1891 mittelst 43.310 Stück Quittungen (Polizzen) und 234 Mitgliedskarten ein Betrag von 287.098 fl. 80 kr. zur Einhebung und wurden von dem Prämienbureau im abgelaufenen Jahre 480.498 Quittungen (gegen 469.949 im Jahre 1890) ausgefertigt. — Badekarten zu ermäßigten Preisen wurden 11.485 Stücke (gegen 11.100 im Vorjahre) und Anweisungen auf ermäßigte Billette in das deutsche Volkstheater, Carltheater und Orpheum 1640 Stücke im Jahre 1891 an der Casse des Vereines verkauft.

Der Personalstand der Centralleitung, wie er sich mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1892, beziehungsweise auf die nach dieser Versammlung erfolgte Constituirung des Verwaltungsrathes darstellt, ist aus der Tabelle IV des Anhanges zu entnehmen.

Die wegen Ablauf ihres Mandates im Jahre 1891 (beziehungsweise zur Zeit der im Jahre 1892 stattgefundenen Generalversammlung) zum Austreten statutenmäßig berufenen zehn Mitglieder des Verwaltungsrathes, das sind die Herren: Carl Bringmann, Dr. Vincenz Ritter von Haslmayr zu Grassegg, Carl Huber, Alois Maresch, Dr. Franz Migerka, Benjamin Freiherr Possanner von Ehrenthal, Franz Richter, Rudolf Schiller, Carl Werner und Dr. Mathias Ritter von Wretschko wurden bis auf Herrn Alois Maresch wieder- und an die Stelle des Letzteren Herr Mathias Pigerle, Rechnungs-Revident der k. k. statistischen Central-Commission, neugewählt.

Aus dem Ueberwachungsausschusse mußte der vorerwähnte Herr Mathias Pigerle ausscheiden und wurde an dessen Stelle Herr Carl Wopalensky, Magistratsrath in Wien, gewählt.

Auf dem Gebiete der Personalien von Mitgliedern des Verwaltungsrathes ist mitzutheilen, daß im Jahre 1891 Herr Alexander Schramm zum wirklichen Rechnungsrathe im k. k. Ackerbauministerium ernannt und Herr Senatspräsident Vincenz Ritter von Haslmayr zu Grassegg in das Herrenhaus berufen wurde; daß dem Herrn Sectionschef Benjamin Edler Possanner von Ehrenthal der Freiherrenstand, dem Herrn Ministerialrath Dr. Adalbert Hofmann das Ritterkreuz des kaiserlich österreichischen Leopold-Ordens, dem Herrn Regierungsrathe Hanns Kargl der Titel eines Ministerialrathes und dem Herrn Professor Rudolf Schiller das Officierskreuz des königlich serbischen St. Sava-Ordens verliehen und endlich der Herr Ministerialrath Julius Kaan zum Mitgliede des permanenten Comité des internationalen Congresses für Unfall-Versicherung ernannt wurde.

In dem im letzten Jahrgange des Vereins-Jahrbuches enthaltenen Verzeichnisse der Ehrenmitglieder (Tabelle IV des Anhanges) sind aus Versehen drei Namen ausgelassen worden und zwar: Seine Excellenz Herr Adalbert Freiherr von Wenkheim, gewesener königlich ungarischer Minister des Innern (ernannt am 29. December 1868), Herr Gustav Winterholler, k. k. Statthaltereirath und Bürgermeister von Brünn, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses (ernannt am 1. April 1874) und Herr Franz Zeidler, k. k. Hofrath i. P., Präsident des steiermärkischen Beamten-Vereines und Obmann des Consortiums in Graz (ernannt am 8. Mai 1883) — was wir hiemit constatiren.

Nun sei, wie alljährlich, in unserem Berichte der im Jahre 1891 Verstorbenen, welche im Leben für unseren Verein verdienstvoll wirkten, gedacht. Es starben im abgelaufenen Jahre: Herr Josef Tandler Ritter von

Tanningen, k. k. Ministerialrath i. P. und Ehrenmitglied des Beamten-Vereines, dessen Name den Lesern des Jahrbuches bereits aus den Mittheilungen früherer Berichte bekannt ist (1. September); Herr Josef Edler von Schroll, Fabriksbesitzer und Förderer des Beamten-Vereines (4. October); Herr Dr. August Schmidt, Controlor der k. k. Staatshauptcasse i. P., Mitglied des verstärkten Gründungscomité unseres Vereines, der allbekannte Begründer des Wiener Männergesangvereines (15. October); Herr Franz Bobies, Bürgerschuldirector in Wien und Mitglied des Verwaltungsrathes in den Jahren 1867 bis 1873 (13. November); endlich Herr Johann E. Gumplmayer, k. k. Postcontrolor i. P., seit 1. September 1865 ununterbrochen als Vertreter des Beamtenvereines in Steyr thätig.

Zur Tabelle IV, das heißt zum Personalstatus der Centralleitung müssen wir an dieser Stelle noch mittheilen, daß auch der seit Jänner 1891 fungirende landesfürstliche Commissär, Herr Rechnungsdirector Franz Wolf, zum großen Bedauern der Centralleitung am 18. März 1892 aus dem Leben schied.

Bezüglich der Mittheilungen über die Personalien von Consortialfunctionären, sowie über die aus ihrem Kreise im Jahre 1891 Verstorbenen wird auf die III. Abtheilung des vorliegenden Berichtes verwiesen.

Am Schlusse der Besprechung der allgemeinen Angelegenheiten des Beamten-Vereines drängt es den Chronisten desselben, den Lesern des Jahrbuches die für unseren Verein und seine Bestrebungen sehr ehrenvollen Worte mitzutheilen, welche in zwei ausländischen Schriften im abgelaufenen Jahre enthalten waren.

Diese zwei Schriften sind die unseren Lesern aus Berichten früherer Jahre bereits bekannte „Monatsschrift für deutsche Beamte“ (Organ des preußischen Beamten-Vereines) — und die „Monatsschrift des Bayerischen Verkehrsbeamten-Vereines“. Erstere bespricht in ihrem 2. und 3. Hefte des Jahrganges 1891 den 20. Band unseres Jahrbuches, insbesondere die am Schlusse desselben gebrachte Vereinschronik und bemerkt hiezu: „Die betreffenden Mittheilungen lassen die Bedeutung des österreichisch-ungarischen Beamten-Vereines klar erkennen, sie zeigen, was gemeinsames Wirken zu leisten vermag, denn nicht in der Zersplitterung oder in unthätigem Beiseitestehen, sondern in kräftiger Vereinigung liegt unser Heil!“ Und an einer anderen Stelle: „So wirken gemeinnützige Thaten und treue Kameradschaft unentwegt weiter. Jede gute Sache trägt ihren Lohn und einen unversiegbaren Quell weiteren fröhlichen Gedeihens in sich. Wir wünschen unserem berühmten wackeren Brudervereine in Oesterreich-Ungarn ein solches weiteres Gedeihen in reichstem Maße für die kommenden Jahre, auf daß die Wahrheit des Patriarchenwortes sich immer mehr an ihm erfüllen möge: „Ich will Dich segnen und Du sollst ein Segen sein!“

Die „Monatsschrift des Bayerischen Verkehrsbeamten-Vereines“ brachte mit dem Motto: „Verba docent — Exempla

trahunt“ an der Spitze ihres Blattes vom 15. Juli 1891 einen längeren äußerst lebendig geschriebenen und von wärmster Sympathie für unseren Verein durchströmten Aufsatz, worin unter Hinweisung auf die Erfolge unseres Unternehmens den bayerischen Verkehrsbeamten die Anstrebung einer ähnlichen Entwickelung ihrer Vereinigung empfohlen wird. Der Verfasser des uns so freundlich gesinnten Aufsatzes, Herr Arthur von Guttenberg, schließt denselben mit folgenden Sätzen: „Lieber bayerischer Verkehrsbeamter! Anastasius Grün hat einmal vor Jahren, als er zum Frankfurter Parlament zog, ein herrliches Lied von seinen steyrischen Bergen hinausgesungen in das junge Deutschland. Weißt Du, wie es heißt:

„Schmett're Du Lerche aus Oesterreich,
Zieh' von der Donau zum Rhein!
Morgenroth, kommst Du geflogen,
Morgenroth, ziehst Du hinein!“

Das ist kein politisch Lied, kein garstig Lied. Unsere Lerche soll die in Oesterreich so herrlich bekundete Zusammengehörigkeit mit ihren reichen Früchten sein. D'rum sing' ich mit Anastasius:

„Schmett're Du Lerche aus Oesterreich,
Ziehe ein bei uns, ziehe ein!“

II. Versicherungsabtheilung.

Wir beginnen unsere Besprechung dieser Abtheilung wieder mit allgemeinen Betrachtungen über die Lebensversicherung.

Es kann gewiß nicht geläugnet werden, daß in Bezug auf die Verbreitung und Popularisirung der Lebensversicherung, auf die Darlegung ihrer hohen Bedeutung und unläugbaren Vortheile von allen Seiten, insbesondere von den Versicherungsanstalten selbst, das Möglichste geschieht. So wurde, was nur die Propagirung des Beamten-Vereines, beziehungsweise seiner Versicherungsabtheilung betrifft — in welcher Beziehung der verdienstvolle Generalsecretär des Vereines, Herr Carl Mazal, unermüdlich eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt — im Jahre 1891 (abgesehen von besonderen durch den Verein selbst herausgegebenen Flugschriften und Prospecten) über Veranlassung der Vereinsleitung in 2,955.000 Exemplaren von diversen, nicht vom Vereine publicirten Druckschriften auf den Beamten-Verein und seine Versicherungsabtheilung aufmerksam gemacht.

Trotz alledem schreitet die Propagirung der Lebensversicherung nicht in dem erwünschten Maße fort, wird von dieser so segensreichen Institution nicht der erwünschte Gebrauch gemacht. Und wir müssen speciell in unserer Monarchie diese bedauernswerthe Thatsache constatiren. Lassen wir hierüber Zahlen sprechen.

Die in Berlin-Charlottenburg erscheinende „Wirthschaftliche Provinzial-Correspondenz" gibt in ihrer Nummer vom 31. December 1890 eine Zusammenstellung, welche die Vertheilung des Versicherungsbestandes der einzelnen Länder nach Versicherungssummen enthält. Nach derselben entfielen von den im Jahre 1889 abgeschlossenen neuen Versicherungen im Durchschnitte auf eine Versicherung:

In Amerika	13.000 Mark,
„ Frankreich	8.726 „
„ England	6.113 „
„ der Schweiz	4.012 „
„ Deutschland	3.652 „
„ Skandinavien	3.289 „
„ Oesterreich-Ungarn	3.042 „

Für den Ende 1889 verbliebenen Versicherungsbestand betrug die Durchschnittssumme für eine Versicherung:

In Amerika	11.725 Mark,	in Skandinavien	4.687 Mark,
„ England	9.385 „	„ der Schweiz	3.895 „
„ Frankreich	8.036 „	„ Deutschland	3.428 „

in Oesterreich-Ungarn 2.757 Mark.

Im Ganzen wurden im Jahre 1890 neue Versicherungen abgeschlossen von:

Gesellschaften		Verträge		
30	in Amerika	213.471	über	2.775,037.470 Mark.
83	„ England	129.016	„	788,677.020 „
38	„ Deutschland	94.890	„	346,563.425 „
17	„ Frankreich	36.016	„	314,273.086 „
16	„ Oesterreich-Ungarn	47.366	„	144,103.783 „
12	„ Skandinavien	16.869	„	55,478.115 „
6	„ der Schweiz	4.720	„	18,934.467 „

Zu Ende des Jahres 1890 waren nach einer in der Beamten-Zeitung enthaltenen Zusammenstellung auf der ganzen Erde nahezu 40 Milliarden Mark (gegen 4·8 Milliarden im Jahre 1860) versichert, wozu aber noch die bei den amerikanischen „Cooperative Companies" (welche keine normalen Lebensversicherungs-Geschäfte auf Grundlage des Umlagesystems betreiben) abgeschlossenen Versicherungen im Betrage von circa einer Milliarde Dollars kommen. Bei Beurtheilung der vorstehenden Zusammenstellungen darf nicht außer Acht gelassen werden, daß in Amerika, England und Frankreich, besonders aber in den zwei erstgenannten Ländern, die Benützung der Lebensversicherung in den besser situirten Volkskreisen weit populärer und in größerer Ausdehnung bereits zur Gewohnheit geworden ist, als in den anderen Ländern, und daß auch der allgemeine Volkswohlstand in jenen Staaten ein größerer ist.

Wir können nicht umhin, in dieser Beziehung unsere Leser mit dem Inhalte eines Artikels bekannt zu machen, welchen die so trefflich redigirten und zur Belehrung des Volkes so viel beitragenden „Niederösterreichischen Volksbildungs-Blätter“ (Organ des Niederösterreichischen Volsbildungs-Vereines“), in ihrem gewerblichen Beiblatt zur Nummer 89 vom 1. März 1890 enthalten. Der Artikel (welcher seinerzeit in der „Revue“ von Löwenberg erschien, von unserem Vereine in seinem „Schatzkästlein fürsorglicher Frauen“ gebracht wurde und dann in viele Zeitungen überging) führt den Titel: „Wie andere Nationen über Lebensversicherungen denken“ und lautet:

„Bekanntlich hat das Lebensversicherungswesen in Amerika und England im Volke in einer geradezu staunenswerthen Weise Verbreitung gefunden. Der praktische Blick, den Engländer und Amerikaner jederzeit in den Fragen bethätigt haben, bei denen es sich um Durchführung einer großen Idee von weittragender, volkswirthschaftlicher Bedeutung handelte, ist bei den genannten Nationen ganz besonders auf dem Gebiete des Versicherungswesens überhaupt zur Geltung gekommen. Ja, die Einrichtung der Lebensversicherung hat sich bei den Engländern und Amerikanern so segensreich erwiesen und ist bei ihnen so Fleisch und Blut geworden, daß derjenige zur Verwunderung Anlaß gibt, der von dieser Einrichtung keinen Gebrauch macht. Junge Leute aus allen Ständen, Gelehrte wie Künstler, Kaufleute und Gewerbetreibende beeilen sich, schon in dem jüngsten Alter, kaum, dass sie der Schule den Rücken gekehrt haben, also zu einer Zeit, wo bei ihnen von einer Selbstständigkeit noch gar keine Rede sein kann, einer Lebensversicherungsgesellschaft beizutreten, und selbst Arbeiter, Lehrlinge und Gesellen der verschiedenartigsten Gewerbe opfern ihre kleinen Ersparnisse zur Erwerbung einer Lebensversicherungspolizze. Sobald sich ihr Einkommen verbessert, so versichern sie ein zweites, ein drittes Mal, und da sie dies bei Zeiten in einem niedrigen Alter thun, so sind die auf die Versicherung zu verwendenden Prämien überaus gering, und viele junge Leute in verhältnißmäßig einfachen Verhältnissen haben Summen von 300, 400, 600 Pfund Sterling, oder 5-, 6- bis 10.000 Dollars versichert, ohne daß sie durch die hiefür zu zahlenden Prämien besonders stark belästigt würden. Sie haben sich eben frühzeitig ans Sparen gewöhnt, und da sie die vortheilhafteste Art des Sparens wählten, indem sie sich der Lebensversicherung zuwendeten, so macht ihnen dies Freude und spornt sie mehr und mehr zu weiterem Sparen an. Dieses Sparen verhindert sie anderseits, eine Lebensweise zu führen, welche sie dem Sparen abwendig machen könnte. Sie vermeiden überflüssige Vergnügungen, Gelage, kostspielige Gewohnheiten 2c., und so wirkt die Lebensversicherung veredelnd auf die Menschen, namentlich der mittleren und niederen Stände, sie wirkt veredelnd auf das Gemüth, auf das Seelenleben. Sollten wir anderen Nationen uns nicht bewogen fühlen, gerade diesen Zug, diesen Hang zum Sparen nachzuahmen?

Von dem praktischen Werthe der Lebensversicherung durchdrungen, legen die Eltern heiratsfähiger Töchter in England dem sich einstellenden Freier in erster Linie die Frage vor, ob er bereits sein Leben versichert habe. Je früher er dies gethan, und je höher er sein Leben versichert, desto günstiger wird seine Bewerbung aufgenommen, desto mehr wird der Vater seiner Erwählten seinen Sparsamkeitssinn anerkennen, und in letzerem die Gewähr für einen gediegenen Charakter finden.

In der vorgenommenen Versicherung finden die Eltern außerdem die Bürgschaft dafür, daß der Brautwerber in guten, geordneten Verhältnissen lebt, daß er in der Lage ist, die Prämie für eine größere Versicherungssumme

zahlen zu können, und schließlich liefert ihnen die erfolgte Lebensversicherung die Beruhigung darüber, daß sie das Glück ihrer Tochter einem gesunden Manne anvertrauen! Ganz abgesehen von dem gar nicht hoch genug zu schätzenden Vortheile, der in dem Umstande liegt, daß die Zukunft der verheirateten Tochter durch eine versicherte Summe in gewissem Maße sichergestellt ist. Wie manche junge Witwe würde dann mit ihren unmündigen verwaisten Kindern mit weit geringerem Bangen in die Zukunft zu blicken nöthig haben, wenn sie nicht gar dem bittersten Mangel, dem Elende preisgegeben ist, vor welchem eine Versicherungssumme sie geschützt haben würde. Darum lernen wir von Engländern und Amerikanern, sie haben den Werth der Lebensversicherung längst erkannt und richtig gewürdigt."

Es findet übrigens in neuester Zeit die Lebensversicherung auch in den Allerhöchsten Kreisen immer mehr Freunde. So hat, wie die „Beamten-Zeitung" im November 1891 erzählt, die Königin-Regentin Emma ihr Leben zu Gunsten ihrer Tochter, der Königin Wilhelmine der Niederlande, für die Summe von 3 Millionen holländischen Gulden versichert. Ebenso hat nach Mittheilung der „Beamten-Zeitung" Seine kaiserliche Hoheit, Herr Erzherzog Josef, sein Leben beim „Gresham" auf einen ansehnlichen Betrag versichert. Mögen solche, in jeder Beziehung bedeutungsvolle und lehrreiche Beispiele von Jedem, welchem das Schicksal die Sorge für andere Menschen an's Herz legte, beherzigt und von ihm nach seinen Kräften nachgeahmt werden!

Die „Beamten-Zeitung" erzählt uns ferner im abgelaufenen Jahre, daß der Bund der britischen Rhederföderation im Jahre 1891 beschloß, die in seinen Diensten stehenden Seeleute und Heizer gegen Todesfall zu versichern. Gegen Zahlung von 1 Shilling (= 50 Kreuzer) Einschreibegebühr ist jeder Seemann oder Heizer ohne alle weitere Zahlung auf 25 Pfund Sterling für den Fall seines Todes auf der See am Bord eines Föderationsschiffes versichert. Er kann sich übrigens gegen Entrichtung einer geringen Gebühr auch auf einen höheren Betrag versichern lassen.

Auf was für Unternehmungen übrigens das Princip der Versicherung praktisch angewandt wird, ist daraus zu entnehmen, daß die „Mercantile Accident and Guarantee Company" in Glasgow seit 1890 „gegen Einbruch" versichert und im Laufe eines Jahres schon 7000 Polizzen über „Diebsversicherung" ausfertigte, daß ferner die „Unfallversicherungs-Actiengesellschaft zu Köln am Rhein" im Jahre 1891 auch die tägliche Vergütung für vorübergehende Erwerbsunfähigkeit (entstanden durch Unfälle bei jedem Beförderungsmittel, wie insbesondere beim Reiten, bei Wagen- und Wasserfahrten) bis zum Höchstbetrage von 50 Mark pro Tag eingeführt hat.

Im Jahre 1891 wurde die wechselseitige Lebensversicherungs-Gesellschaft „La Popolare" (die Volksfreundliche) zu Mailand, welche im Jahre 1888 unter dem Patronate von 121 garantirenden Instituten (Volksbanken und Sparkassen Italiens) gegründet wurde, auf der Gewerbeausstellung zu Turin durch die Verleihung der gol-

denen Medaille ausgezeichnet. Die überwiegende Mehrheit ihrer Mitglieder gehört dem Beamtenstande an und ist der ehemalige italienische Finanzminister, Cavaliere Luzatti, Ehrenpräsident der Gesellschaft. Am Ende des ersten Betriebsjahres waren 2,778.914 Lire Capital versichert.

Wir besprechen nun den Stand der österreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Gesellschaften zu Ende des Jahres 1890 und entnehmen die nachfolgenden Mittheilungen dem in der Beamtenzeitung vom Jahre 1891 enthaltenen Berichte des den Lesern des Jahrbuches als bewährten Fachmann bereits bekannten Referenten unserer Versicherungs-Abtheilung, Herrn Dr. Friedrich Hönig.

Im Jahre 1890 hat sich eine neue Actiengesellschaft in Wien, die Allianz, gebildet, welche auch die sogenannte Arbeiterversicherung (Versicherung von kleinen Beträgen gegen Wochenprämie) in ihr Programm aufgenommen hat. Demnach bestanden Ende 1890 19 Versicherungs-Gesellschaften, und zwar 10 Actien- und 9 wechselseitige Gesellschaften (von welch' letzteren eine sich nur mit der Versicherung von Aussteuercapitalien beschäftigt). Von den 19 Anstalten sind 9 reine Lebensversicherungs-Gesellschaften, während die übrigen 10 auch verschiedene Elementar-Versicherungen betreiben. Die „Allianz" ist in den nachstehenden ziffermäßigen Mittheilungen nicht berücksichtigt.

Die Hauptversicherung, das ist die Capitalsversicherung auf den Tod (ohne Bedachtnahme auf die Rückversicherungen), weiset seit dem Jahre 1880 folgende Ziffern auf.

Es standen in Kraft:

Ende 1880 . . .	242.690	Versicherungen	über	283,210.612 fl.
1881 . . .	253.632	„	„	290,766.164 „
1882 . . .	257.040	„	„	306,703.415 „
1883 . . .	257.728	„	„	322,708.680 „
1884 . . .	244.436	„	„	336,584.657 „
1885 . . .	243.636	„	„	353,034.446 „
1886 . . .	253.863	„	„	377,837.298 „
1887 . . .	266.789	„	„	403,841.444 „
1888 . . .	281.750	„	„	428,763.291 „
1889 . . .	289.408	„	„	445,384.482 „
1890 . . .	297.251	„	„	467,336.467 „

Die Todesfallversicherungen haben sich im Jahre 1890 um 22,277.387 fl. (gegen 16,621.191 fl. im Jahre 1889) vermehrt.

Die durchschnittliche Versicherungssumme betrug 1572 fl. gegen 1538 fl. im Jahre 1889.

Im Stande der wechselseitigen Ueberlebens-Associationen ist abermals eine Verminderung eingetreten, indem die Summe

sich Ende 1890 auf 33,666.000 fl. gegen 40,064.901 fl. Ende 1889 stellt.

Die Erlebens- (Aussteuer-) Versicherung weiset Ende 1890 123.301 Verträge aus mit . . . . 203,279.594 fl.
daher mit Hinzurechnung der obangeführten 297.251 Verträge über . . . . 467.336.467 „
Capital für den Ablebensfall Ende 1890 an Capitalsversicherungen überhaupt in 420.552 Verträgen . 670.616.061 fl.
versichert waren.

Der Stand der versicherten Jahresrenten bezifferte sich Ende 1890 in 6608 Polizzen auf 1,267.364 fl.

Die Prämien-Einnahme stellte sich im Jahre 1890 auf 23,826.140 fl. und zeigt sohin gegen das Vorjahr eine Vermehrung von 1,139.882 fl.

An Zahlungen für fällige Capitalien und Renten wurden . . . . 10,837.056 fl.
für rückgekaufte Polizzen . . . . 1,291.406 „
somit zusammen . . . . 12,128.462 fl.
gegen 11,526.219 fl. im Jahre 1889 verausgabt.

Für die Erfüllung der künftigen Verpflichtungen der Gesellschaften haftet außer der Jahresprämie ein Vermögen von 146¼ Millionen Gulden und dessen Zinsenertrag.

In Bezug auf den Sterblichkeitsverlauf ist zu bemerken, dass bei sechs Gesellschaften die wirkliche Sterblichkeitsziffer gegenüber der erwarteten um 142.201 fl. höher war, wogegen die Ziffer der Untersterblichkeit bei den übrigen zwölf Gesellschaften 699.678 fl. betrug.

Die Prämienreserven sind von 117,986.407 fl. Ende des Jahres 1889 auf 130,095.084 fl. Ende 1890 gestiegen.

Der Verwaltungsaufwand betrug im Berichtsjahre 4,731.191 fl., d. i. 18·41% der gesammten Prämieneinnahme.

An unvertheiltem (d. i. den Generalversammlungen zur Beschlußfassung vorbehaltenem) Gewinne verblieb im Jahre 1890 ein Betrag von 1,545.559 fl. gegen 1,441.313 fl. im Vorjahre.

Uebergehend auf die Besprechung der geschäftlichen Erfolge unserer Lebensversicherungs-Abtheilung im Jahre 1891 müssen wir zunächst mittheilen, daß der Verwaltungsrath, welcher im Jahre 1890 die Tarife für Versicherungen auf den Todesfall auf Grundlage eines 4%igen Zinsfußes und der speciell für den Beamten-Verein aufgestellten Sterblichkeitstafel neu berechnen und diese neuen Tarife vom 1. Jänner 1891 ab in Anwendung kommen ließ, im Jahre 1891 beschloß, auch die Reserven

der vor dem 1. Jänner 1891 abgeschlossenen Ablebensversicherungen auf Grundlage der neuen Tarife umzulegen. Die Durchführung dieser Maßregel soll successive nach bestimmten Altersgruppen im Laufe einiger Jahre erfolgen.

Ebenso wurde beschlossen, jene Begünstigung des neuen Tarifes, nach welcher die versicherten Capitalien bei Erreichung des 85. Lebensjahres an den Versicherten selbst zur Auszahlung gelangen, auch den vor dem 1. Jänner 1891 Versicherten zuzuwenden.

Der zur Umlegung der Prämien-Reserven und Zuwendung der vorerwähnten Begünstigung erforderliche Betrag wird der Reserve für Capitalsanlagen entnommen. Die Staatsverwaltung ertheilte diesen Beschlüssen der Vereinsverwaltung die Genehmigung und es wurden auch im abgelaufenen Jahre an 11 Personen, welche das 85. Lebensjahr erreicht haben, die versicherten Beträge in der Gesammtsumme von 4121 fl. ausbezahlt.

Was nun die ziffermäßigen Daten über die Thätigkeit der Lebensversicherungs-Abtheilung im Jahre 1891 betrifft, so ist hierüber Folgendes zu berichten.

Es lagen in diesem Jahre 6909 Versicherungsanträge über einen Betrag von . . . . 6.905.391 fl.
Capital und von . . . . 72.365 „
Jahresrenten zur Erledigung vor.

Hievon gelangten zum Abschlusse:

1. Auf den Ablebensfall:
4523 Verträge über . . . . 4,476.993 fl.
2. auf den Erlebensfall:
661 Verträge über . . . . 838.998 „
3. auf Jahresrenten:
399 Verträge über . . . . 61.546 „

Ende 1891 standen beim Vereine in Kraft:

61.352 Verträge über . . . . 62,859.114 „
Capital (in welchem Betrage auch die Haftung aus dem „Theilungsvereine“ mit 351.808 fl. berücksichtigt erscheint) und 2376 Verträge über . . . . 394.176 „
Jahresrente.

Der Abschluß an neuen Versicherungen ist im Jahre 1891 hinter jenem des Vorjahres wohl zurückgeblieben, allein er kann immerhin — insbesondere im Hinblicke darauf, daß manche ausnahmsweisen und zufälligen Ereignisse den überaus günstigen Abschluß des Jahres 1890 beeinflußten — als ein befriedigender erkannt werden.

Die im Jahre 1891 zum Ausscheiden gelangten Versicherungen (die Stornirungen) betrugen in der Capitalversicherung . . 3,141.786 fl.
und in der Rentenversicherung . . . . 42.363 „
gegen . . . . 3,104.894 „
respective . . . . 21.931 „
im Vorjahre.

Bei den Capitalversicherungen auf den Todesfall (Tarif I) speciell traten außer Kraft:
durch Ableben . . . . 850.807 fl.
„ Ablauf der Versicherungsdauer . . . . 54.517 „
„ Rückkauf und Reducirung . . . . 618.408 „
„ Versäumniß der Prämienzahlung oder freiwilliges Aufgeben . . . . 953.031 „
zusammen . 2,476.763 fl.
gegen 2,557.004 fl. im Vorjahre.

Der reine Zuwachs betrug in der Capitalversicherung 2,174.205 fl. und in den Renten 19.183 fl.

In Bezug auf die Kriegsversicherung ist zu constatiren, daß die Haftung des Beamten-Vereines für den Kriegsfall sich Ende 1891 auf 6136 Verträge über 6,089.000 fl. Capital und 8212 fl. Rente erstreckte, wobei eben zu berücksichtigen ist, dass alle auf Grund der neuen Tarife ab 1. Jänner 1891 abgeschlossenen Versicherungen auch für die Kriegsgefahr gelten.

Im Stande der in effectiver Valuta beim Beamten-Vereine abgeschlossenen Versicherungen ist seit Ende 1890 keine Veränderung eingetreten.

Am Ende des Berichtsjahres standen 252 Rückversicherungen
über . . . . 547.446 fl. Capital
und . . . . 5.463 „ Rente
beim Vereine in Kraft.

Hievon wurden 12 Verträge über 87.209 fl. Capital an den Theilungsverein abgegeben.

Zur Bestreitung der Verwaltungskosten des Vereines wurden im Jahre 1891 von der Lebensversicherungs-Abtheilung verwendet
brutto . . . . 376.789 fl. 72 kr.
wovon a) an Abschlußprovision . 65.359 fl. 36 kr.
b) an Incassoprovision . . 74.895 „ 97 „
c) an Honorar für die untersuchenden Aerzte . 16.978 „ 54 „
zusammen . 157.233 fl. 87 kr.
verausgabt wurden.

Fürtrag . 376.789 fl. 72 kr.

Uebertrag . 376.789 fl. 72 kr.
Nach Abzug der Rückempfänge für Regie per . 57.739 „ 73 „

stellt sich ein Netto-Verwaltungsaufwand per . . . 319.049 fl. 99 kr.
das ist 15·36% der Prämieneinnahme des Jahres 1891
gegen 15·86% im Jahre 1890,
„ 15·70% „ „ 1889,
„ 15·57% „ „ 1888,
„ 15·98% „ „ 1887,
„ 16·72% „ „ 1886 und
„ 17·04% „ „ 1885
heraus.

Von der Total-Einnahme an Prämien und Zinsen betragen die gesammten Verwaltungskosten
im Jahre 1891 12·11%
gegen 12·18% im Jahre 1890,
„ 14·32% „ „ 1889,
„ 14·25% „ „ 1888,
„ 14·71% „ „ 1887 und
„ 19·51% „ „ 1872,
so daß neuerdings eine stetige Verminderung in dieser Beziehung zu constatiren ist.

Die Prämieneinnahme betrug nach Abzug des an die rückdeckenden Gesellschaften abgegebenen Betrages im Jahre 1891 . . . . 2,077.148 fl. 01 kr.
gegen . . . . 1,951.548 „ 24 „
im Vorjahre, daher sich eine Steigerung von . . . 125.599 fl. 77 kr.
herausstellt

Bezüglich des Incasso muß auch heuer die in den Berichten der Vorjahre enthaltene Bemerkung, daß es sehr exact durchgeführt wurde, wiederholt werden. Es waren von obiger Gesammtsumme Ende 1891 nur 2·61% unverrechnet.

Die Prämienreserve betrug Ende 1891 nach Berücksichtigung der auf die rückversicherten Anträge entfallenden Reserve . . . . 11,587.237 fl.
gegen . . . . 10,724.125 „
im Vorjahre, ist daher um . . . . 863.112 fl.
gestiegen.

Die sogenannte mittlere Jahresreserve (einschließlich der Kriegsfallreserve) stellt sich auf den Betrag von 11,254.066 fl. 10 kr., welcher zu dem in den Rechnungen des Vereines ausgewiesenen Zinsenerträgnisse von 547.776 fl. 07 kr. in Verhältniß zu setzen ist, wonach sich pro 1891 eine Verzinsung von 4·87% herausstellt.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung für das Jahr 1891 beträgt:

a) aus dem Betriebe der Lebensversicherung . .	45.779 fl. 06 kr.
b) aus realisirtem Cursgewinn beim Verkaufe von Werthpapieren	19.505 „ 60 „
c) aus der Wertherhöhung der im Vereinsbesitze befindlichen Werthpapiere	9.559 „ 12 „
zusammen .	74.843 fl. 78 kr.

gegen 53.182 fl. 39 kr. im Vorjahre.

Hievon hat die Vereinsverwaltung einen Theilbetrag von	50.000 „ — „
der Reserve für Capitalsanlagen zur weiteren Erhöhung auf 650.000 fl. zugewiesen, so daß zur Verfügung der Generalversammlung	24.843 fl. 78 kr.

verblieben.

In Bezug auf die Anlage der Capitalien der Lebensversicherungs-Abtheilung weiset die von der letzten Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1891 aus, daß das Vermögen dieser Abtheilung vorzugsweise in folgenden Werthen seine Bedeckung fand, und zwar:

a) in Realitäten im Gesammtwerthe von . .		1,212.966 fl. 13 kr.
b) in Darlehen:		
aa) an die Spar- und Vorschußconsortien des Vereines per . . .	576.724 fl. 31 kr.	
bb) auf eigene Polizzen .	1,410.159 „ 37 „	
cc) zu Dienstescautionen	431.044 „ 76 „	
dd) auf Werthpapiere .	4.713 „ 19 „	
ee) auf Hypotheken . .	5,857.380 „ 34 „	
zusammen .		8,280.021 „ 97 „
c) in Effecten (und zwar Rente, Grundentlastungs-Obligationen, Prioritäten, Pfandbriefe, Schuldverschreibungen der k. k. Staatsbahnen), zum Curswerthe vom 31. December 1891 per		3,103.487 „ 92 „
welche Beträge zusammen		12,596.476 fl. 02 kr.

ergeben.

Der Werth der Realitäten hat sich im Jahre 1891 um den Betrag von 11.047 fl. 44 kr. (d. i. um jene Abzahlung, welche im Jahre 1891 auf die vom Vereine erbauten und im Grundbuche noch auf seinen Namen eingetragenen Familienhäuser geleistet wurden) vermindert. — Dagegen haben sich die Hypothekardarlehen gegen das Vorjahr um 2,215.687 fl. 04 kr. vermehrt. Die Ausdehnung des Geschäftes auf dem

Gebiete der Hypothekardarlehen und sein heutiger Umfang machte die Errichtung eines besonderen Bureau nothwendig, und wurde auch, um den mehrfach geäußerten Wünschen der Darlehenswerber entsprechen zu können, im Jahre 1891 vom Verwaltungsrathe die Ausdehnung der Amortisationsdauer von 40 auf 50 Jahre beschlossen. Die Anlage eines entsprechenden Theiles der Prämienreserve auf sichere Hypotheken erweist sich erfahrungsmäßig als die vortheilhafteste Fructificirung, weil dadurch — abgesehen von der gebotenen Deckung — einerseits für eine längere Reihe von Jahren die Sorge wegen Anlage des Geldes entfällt und anderseits das betreffende Capital durch eine längere Zeitdauer allfälligen Schwankungen des Zinsfußes und, wie bei Anlagen in Effecten, selbst allfälliger Verminderung seines Werthes entzogen wird. Mit der Vermehrung der Hypothekar-Darlehen steht die Verminderung der Werthpapiere (3,103.487 fl. 92 kr. Ende 1891 gegen 4,795.756 fl. 65 kr. Ende 1890) in unmittelbarem Zusammenhange.

Zu Dienstescautionen wurden bis Ende 1891 aus den Geldern der Lebensversicherungs-Abtheilung 1,404.318 fl. dargeliehen, wovon auf das Jahr 1891 allein 124.572 fl. 80 kr. entfallen. Mit Ende dieses Jahres haftete ein Darlehensbetrag von 431.044 fl. 76 kr. aus. Die Zinseneinnahme betrug im Berichtsjahre 25.132 fl. 41 kr. und der für eventuelle Verluste gebildete Gewährleistungsfond bezifferte sich Ende 1891 nach Abrechnung einer Schadendeckung von 730 fl. auf 42 860 fl.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1891 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine, und zwar:

a)	für Todfallscapitalien	823.329 fl. 14 kr.
b)	„ Jahresrenten	38.091 „ 45 „
c)	„ Aussteuercapitalien	331.785 „ — „
d)	„ Erlebensfälle nach Tarif I d (gemischte Versicherung)	31.900 „ — „
e)	für rückerstattete Prämien infolge Ablebens von auf Aussteuerbeträge versicherten Personen und	17.739 „ 12 „
f)	an 11 Personen mit 12 Polizzen infolge Erlebens des 85. Lebensjahres die bereits an einer früheren Stelle erwähnten	4.121 „ — „
	somit zusammen .	1,246.965 fl. 71 kr.
	und seit dem Beginne der Vereinsthätigkeit	11,525.702 „ 71 „

ausbezahlt.

Für die Erfüllung der dem Vereine aus dem Betriebe der Lebensversicherung obliegenden Verpflichtungen haften außer den künftig eingehenden Prämien nebst Zinsen:

a)	die rechnungsmäßige Prämienreserve per .	11,587.237 fl. — kr.
b)	„ specielle Kriegsversicherungs-Reserve per	104.909 „ — „
	Fürtrag .	11,692.146 fl. — kr.

	Uebertrag .	11,692.146 fl. — kr.
c)	die außerordentliche Reserve im allgemeinen Fonde per	208.832 „ — „
d)	die Reserve für Capitalsanlagen (650.000 fl.), der Realitätenamortisationsfond (151.403 fl. 85 kr.) und der Gewährleistungsfond für Cautionsdarlehen und Cautionsbürgschaften (43.010 fl. 53 kr.) im Gesammtbetrage per	844.414 „ — „
	zusammen .	12,745.392 fl. — kr.

deren Anlage in den bereits oben angeführten Werthen im Gesammtbetrage von . . . . . . 12,596.476 fl. 02 kr. erfolgt ist.

Der auf diesen Betrag fehlende Rest gegenüber der obigen Ziffer per 12,745.392 fl. besteht aus dem Antheile der Lebensversicherungs-Abtheilung an den gemeinsamen Vereinsactiven, aus den Ausständen bei den Eincassirungsorganen und aus kleineren Forderungen an diverse Debitoren.

Der Verlauf der Sterblichkeit war im Jahre 1891 ein ganz befriedigender und erreichte wieder die Schadenziffer nicht jenen Betrag, welcher nach den Rechnungsgrundlagen des Vereines zur Bestreitung der Todfallszahlungen zur Verfügung stand. Während nämlich die Auszahlung einer Summe von 963.453 fl. zu erwarten war, wurde wirklich nur der Betrag von 842.307 fl. fällig.

Ueber den Stand der Krankengeld-Versicherung ist zu berichten, daß am Ende des Berichtsjahres 218 Verträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld von 1.576 fl. mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 2.541 fl. 65 kr. in Kraft standen und im Jahre 1891 Krankengelder im Betrage von 1.497 fl. 64 kr. ausbezahlt wurden. Der Reservefond dieser Abtheilung beträgt 11.897 fl. 75 kr.

An Versicherungen von Invaliditätspensionen wurden im abgelaufenen Jahre 6 neue Verträge abgeschlossen, wogegen 2 Stornirungen zu verzeichnen sind, so daß mit Ende 1891 die Anzahl der Theilhaber 188 beträgt. Die Zahl der bereits zu einem Pensionsgenusse Berechtigten hat sich gegen das Vorjahr nicht geändert, es blieben die fünf mit einem Pensionsbezuge von zusammen 1.086 fl. 90 kr. Der Pensionsanspruch der übrigen 183 Theilhaber beziffert sich auf 27.928 fl. und die hiefür berechnete Reserve auf 71.970 fl. Das Vermögen dieser Abtheilung beziffert sich auf 77.807 fl.

Was den Versicherungsstand des Preußischen Beamten-Vereines betrifft, welchen wir auch alljährlich mittheilen, so war derselbe Ende 1891 folgender:

1. Lebensversicherungen . . .	15.940	Verträge über	67,182.750	Mark
2. Capitalversicherungen . . .	6.978	„ „	15,483.310	„
3. Sterbecasse	5.699	„ „	2,338.800	„
zusammen .	28.617	Verträge über	85,004.860	Mark
4. Leibrenten	385	„ „	139.600	„

jährliche Rente.

Der reine Zuwachs beträgt Ende 1891 gegen das Vorjahr 2.454 Versicherungen über 8,941.100 Mark Capital und 23.290 Mark jährliche Rente. Der Gewinn des Jahres 1891 ist mit 610.233 Mark 90 Pfennige angegeben. Die Darlehen zu Dienstescautionen betragen 836.398 Mark 22 Pfennige, die Darlehen auf Polizzen 771.443 Mark 70 Pfennige, während auf Hypotheken 16,391.311 Mark 93 Pfennige angelegt sind, durch welche letztere Ziffer unsere oben bei Besprechung der Anlage von Versicherungsgeldern gegen hypothekarische Sicherstellung gemachte Bemerkung bestätiget wird.

Der uns vorliegende Geschäftsbericht des unter dem hohen Protectorate Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. stehenden Preußischen Beamten-Vereines für 1891 (sein fünfzehntes Geschäftsjahr) führt unter den Mitgliedern des Verwaltungsrathes auch zwei Staatsminister, nämlich Seine Exellenz den Vicepräsidenten des Staatsministeriums und Staatssecretär im Reichsamt des Innern, Herrn Dr. von Boetticher, und Seine Excellenz, den Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Herrn Dr. Robert Bosse auf. Beide Excellenzen gehören dem Verwaltungsrathe seit der Gründung des Vereines (1876) an. Insbesondere war Herr Dr. Bosse als Director und Unterstaatssecretär im Reichsamt des Innern auch durch längere Zeit (vom 24. October 1882 bis März 1891) Redacteur des höchst interessanten, publicistischen Vereinsorganes, nämlich der „Monatsschrift für deutsche Beamte“ (deren 16. Jahrgang — unter der Redaction des Herrn Dr. L. Wilhelmi, kais. Regierungsrathes im Reichsamt des Innern — im laufenden Jahre erscheint), und Vorsitzender der Berliner Beamtenvereinigung, eines sich an den Preußischen Beamten-Verein anlehnenden Zweigvereines, welch' letzteres Ehrenamt er im Jahre 1891 aus Ueberbürdung mit seinen Amtsgeschäften niederzulegen sich veranlaßt sah. Es ist gewiß in hohem Grade auszeichnend und sehr ehrenvoll für den Preußischen Beamten-Verein, ja für den gesammten Beamtenstand, daß zwei sehr hohe Staatsfunctionäre, zwei Staatsminister, sich an der Leitung einer für den Beamtenstand gemeinnützigen Institution betheiligen, daß insbesondere Herr Dr. Bosse auch nach der Berufung zu seinem jetzigen hohen Staatsamte an der Verwaltung des vorgenannten Vereines noch weiter Theil nimmt und erlauben wir uns, Seiner Excellenz deßhalb unsere ehrerbietigste Huldigung an dieser Stelle darzubringen. Diese Huldigung ist um so aufrichtiger, als wir in Seiner Excellenz dem Herrn

Unterrichtsminister auch einen warmen Freund unseres Vereines zu besitzen die Freude haben, wovon die zahlreichen, während seiner Redaction in der „Monatschrift für deutsche Beamte“ erschienenen, für unseren Verein sehr schmeichelhaften Kundgebungen und mündliche, uns bekannt gewordene Aeußerungen Zeugniß gaben.

Der Vollständigkeit halber theilen wir noch mit, daß im Juni 1890 ein „allgemeiner Verband der Zweigvereine des preußischen Beamten-Vereines“ ins Leben gerufen wurde. Dieser Verband begann auch unter der bewährten Leitung des damaligen Staatssecretärs — des heutigen Unterrichtsministers — Herrn Dr. Bosse, seine Thätigkeit und zählte Ende 1890 bereits 65 Vereine mit 32.000 Mitgliedern. Der Zweck des Verbandes ist nebst der kräftigen Förderung der Tendenzen des Preußischen Beamten-Vereines das geistige und gesellige Leben der Beamten zu pflegen und den Mitgliedern die größtmöglichen wirtschaftlichen Vortheile zuzuwenden. Im Jahre 1891 sah sich leider Herr Dr. Bosse gezwungen, auch auf seine Function bei diesem Verbande zu resigniren. So interessant eine weitere Besprechung des Verbandes wäre, müssen wir davon aus bekannten Gründen absehen.

Hiemit schließen wir unseren geschäftlichen Bericht über die Thätigkeit der Versicherungs-Abtheilung unseres Beamten-Vereines für das Jahr 1891 und glauben, durch die Besprechung so mancher einschlägigen Frage, in Mitte der an und für sich sonst trockenen Ziffernmenge, das Interesse unserer Leser angeregt zu haben.

III. Spar- und Vorschuß-Consortien.

Wenn man die geschäftlichen Resultate der Vereins-Consortien im Jahre 1891 betrachtet, so weisen sie folgende Veränderungen gegenüber dem Vorjahre auf.

Es erhöhten sich im Jahre 1891:

1. Die Gesammtzahl der Consorten von 31.013 auf 31.337,
2. die Antheilseinlagen von 8,238.818 fl. auf 8,576.220 fl.,
3. die aushaftenden Vorschüsse von 9,939.981 fl. auf 10,468.177 fl.,
4. die aufgenommenen Darlehen von 494.814 fl. auf 771.269 fl.,
5. die Reservefonde von 535.507 fl. auf 580.394 fl., wogegen sich die nicht haftungspflichtigen Spareinlagen von 947.520 fl. auf 892.009 fl. verminderten.

Wenn man diese Ziffern mit der Gesammtzahl der Consorten vergleicht, so entfallen durchschnittlich auf ein Mitglied:

a) von den Antheilseinlagen . . . . 273 fl. 67 kr. (265 fl. 66 kr. im Jahre 1890),

b) von den Passivcapitalien . . . . 53 fl. 07 kr.
(46 fl. 57 kr. im Jahre 1890),

c) von den Vorschüssen . . . . 334 „ 05 „
(320 fl. 51 kr. im Jahre 1890),

d) von den Reservefonden . . . . 18 „ 52 „
(17 fl. 27 kr. im Jahre 1890),

e) von den Vorschußabschreibungen . . . . — „ 87 „
(— fl. 62 kr. im Jahre 1890),

f) von dem Reinerträgnisse . . . . 18 „ 52 „
(18 fl. 14 kr. im Jahre 1890).

Ueber die Höhe des Zinsfußes für gewährte Vorschüsse bringt der letzte Rechenschaftsbericht der Vereinsverwaltung eine Zusammenstellung der Jahre 1885 bis einschließlich 1891. Wir glauben, daß die Anführung der Daten aus den Jahren 1885, 1889, 1890 und 1891 im vorliegenden Berichte genügen dürften. Sollte ein Leser noch eine Vergleichung mit den Jahren 1886, 1887 und 1888 wünschen, so bitten wir ihn, die Berichte der letzten Jahre gefälligst zur Hand zu nehmen.

In den vorerwähnten vier Jahren bestanden nun folgende Procentsätze, und zwar:

1885:

bei	17 Consortien	6 %
„	4 „	6½ %
„	3 „	7½ %
„	31 „	8 %
„	1 Consortium	8½ %
„	7 Consortien	9 %
„	6 „	10 %
„	2 „	12 %

1889:

bei	1 Consortium	5 %
„	20 Consortien	6 %
„	6 „	6½ %
„	26 „	7 %
„	3 „	7½ %
„	25 „	8 %
„	1 Consortium	8½ %
„	5 Consortien	9 %
„	4 „	10 %

1890:

bei	1 Consortium	5 %
„	20 Consortien	6 %
„	5 „	6½ %
„	27 „	7 %
„	2 „	7½ %
„	26 „	8 %
„	1 Consortium	8½ %
„	3 Consortien	9 %
„	3 „	10 %

1891:

bei	1 Consortium	5 %
„	23 Consortien	6 %
„	7 „	6½ %
„	23 „	7 %
„	2 „	7½ %
„	24 „	8 %
„	3 „	9 %
„	3 „	10 %

Es ist daher auch im Jahre 1891 eine Reduction des Zinsfußes bei einigen Consortien zu constatiren und wiederholen wir hier auch die in früheren Berichten gemachte Bemerkung, daß bei einzelnen Consortien je nach der Deckungsmodalität der Vorschüsse ein verschiedener Zinsfuß eingeführt ist, woraus sich die Differenz in der Gesammtzahl der bei den Procentsätzen angeführten Consortien gegenüber der Zahl der factisch bestehenden Consortien erklärt.

Seit dem Bestehen der Spar- und Vorschußconsortien wurden bis Ende 1891 im Ganzen Vorschüsse im Betrage von 72,664.424 fl. gewährt, worauf Ende des Berichtsjahres 10,468.177 fl. aushafteten. Diese Ziffern sprechen wohl am besten für die Wohlthätigkeit der Institution der Consortien.

Was die von der Verwaltung des Beamten-Vereines aus den Geldern der Lebensversicherungs-Abtheilung an die Consortien ertheilten Darlehen betrifft, so betrug der Darlehensstand am 1. Jänner 1891 . . . . 318.828 fl. 47 kr.

Im Jahre 1891 wurden Darlehen per . . 640.525 „ 16 „

ertheilt, was die Summe von . . . . 959.353 fl. 63 kr.
ergibt.

Im Jahre 1891 wurden . . . . 382.629 „ 32 „

rückbezahlt, so daß sich am 31. December 1891 ein Darlehensstand von . . . . 576.724 fl. 31 kr.
herausstellte.

Im Ganzen wurden an die Consortien seit dem Beginne ihrer Thätigkeit bis Ende 1891 von der Versicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines Darlehen im Betrage von 7,126.906 fl. ertheilt.

Wir constatiren hier, daß zufolge eines Beschlusses des Verwaltungsrathes die Zinsen für solche Darlehen vom 1. Jänner 1891 an von 5% auf 4½% (ausschließlich der Einkommensteuer) reducirt wurden und hat dadurch die Vereinsleitung neuerlich ihr wohlwollendes Verhalten gegenüber den Consortien bethätigt. Eine weitere Reducirung dürfte mit Rücksicht auf die von dem Verwaltungsrathe pflichtgemäß zu wahrenden Interessen der Lebensversicherungs-Abtheilung wohl nicht leicht mehr möglich sein.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1891 in nur 41 Fällen mit dem Gesammtbetrage von 8.389 fl. 53 kr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 786 Fällen mit der Gesammtsumme von 149.871 fl. 78 kr. belehnt.

Der Consortial-Delegirtenausschuß hielt auch im Jahre 1891 nur eine Sitzung, und zwar am 8. März, unter dem Vorsitze seines Obmannes, des Herrn Ministerialrathes und Central-Gewerbeinspectors Dr. Franz Migerka, ab. Es waren 9 stimmberechtigte Consortien vertreten.

Am 15. Mai 1891 fand der neunzehnte Consortialtag unter dem Vorsitze des Obmannstellvertreters des Delegirten-Ausschusses, Herrn Dr. Dominik Kolbe, statt. Es waren hiezu 25 Delegirte in Vertretung von 15 Consortien (darunter von 7 auswärtigen) erschienen und wurden außer den in jedem Jahre wiederkehrenden Berichten und diversen schriftlich und telegraphisch gesendeten Begrüßungen folgende Angelegenheiten verhandelt und folgende Beschlüsse gefaßt:

1. die Frage, in welcher Weise die Consorten im Hinblicke auf den häufig vorkommenden Fall der Nichtbeibringung des Theilhaberbuches von dem jeweiligen Stande ihres Contos in Kenntniß zu setzen seien. (Referent Herr Ferdinand Edler von Rueber.)

Der Consortialtag faßte folgende zwei Beschlüsse:

a) „Es sei darauf hinzuwirken, daß die Zahlungen der Mitglieder möglichst laufend in ihre Theilhaberbüchel eingetragen werden."

b) „Wo dieß nicht möglich ist, mögen die Consorten mindestens einmal im Jahre, etwa bei der Zusendung des Rechenschaftsberichtes, zur Einsendung der Theilhaberbüchel zum Zwecke der Ergänzung aufgefordert und dieselben detaillirt, genau nach den Büchern des Consortiums current gestellt werden."

2. Vorgang bei Streitfällen der Vereinsconsortien unter einander (Referent Herr Dr. Ferdinand Pohl).

Dem gestellten Antrage gemäß wurde einstimmig beschlossen:

„Der XIX. Consortialtag spricht seine Ueberzeugung dahin aus, daß es bei Streitfällen der Vereinsconsortien unter einander, insbesondere bei Streitfällen bezüglich der Rangsordnung von Vormerkungen auf Dienstesbezüge oder Pensionen höchst wünschenswerth ist, die Streitfrage im Vergleichswege beizulegen, ohne es auf eine richterliche Entscheidung ankommen zu lassen."

Zu diesem Beschlusse stellte der Delegirte des Consortiums Alsergrund in Wien, Herr Edmund Stratzkaney, folgenden Zusatzantrag: Es sei an den Verwaltungsrath die Bitte zu stellen, diese Frage einem Studium zu unterziehen und dahin zu wirken, daß diese Angelegenheit im gesetzlichen Wege geregelt werde, — und wurde auch dieser Zusatzantrag einstimmig zum Beschlusse erhoben.

3. a) Die Aufbewahrung der Beitrittserklärungen und b) eine Frage des Genossenschaftsrechtes, betreffend das Rechtsverhältniß des Einzelngläubigers eines Genossenschafters, welcher einer

Genossenschaft mit beschränkter Haftung angehört, zu dem genossenschaftlichen Vermögen (Referent Herr Dr. Kolbe).

Der Consortialtag faßte folgende Beschlüsse:

Ad a) „Es werden die Consortien eingeladen, nicht nur beim Beitritte von Mitgliedern strenge darauf zu sehen, daß die Mitglieder die Beitrittserklärungen eigenhändig unterschreiben, sondern auch dafür Sorge zu tragen, daß diese Beitrittserklärungen vom Vorstande in einer bestimmten, sicheren Weise bis zum Austritte der betreffenden Mitglieder und bis zum Erlöschen der Haftung aufbewahrt werden."

Ad b) „Der Verwaltungsrath wird ersucht, sich mit dieser Frage zu beschäftigen und an die Gesetzgebung, beziehungsweise an die Regierung mit der Bitte heranzutreten, daß im Wege der Gesetzgebung oder doch einer Ministerialverordnung eine authentische Interpretation der bezüglichen Bestimmungen des Genossenschaftsgesetzes herbeigeführt werde."

4. Die Ertheilung von Vorschüssen mit hypothekarischer Sicherstellung. (Referent Herr Dr. Ferdinand Pohl.)

Der Beschluß des Consortialtages lautet:

„Der XIX. Consortialtag hält die Ertheilung von Vorschüssen mit hypothekarischer Sicherstellung für die gesammten Vereinsconsortien nicht für wünschenswerth, erblickt vielmehr darin einerseits eine Gefahr für die nöthige Raschheit in der Geschäftsgebahrung, anderseits eine Gefahr für die Sicherheit des Consortiums."

Ferner wurden nachstehende 21 Consortien als zur Beschickung des Consortial-Delegirten-Ausschusses berechtigt gewählt: Brünn, Graz, Innsbruck, Krems und Stein, Montan- und Forstbeamte (Budapest), Ofen, Pest, Prag, Preßburg, Proßnitz, Temesvár, Währing und von Wien: Alsergrund, Bankbeamte, Erstes Wiener, Gegenseitigkeit, Landstraße, Sechshaus-Neubau-Mariahilf, Staatsbeamte, Union, Wieden. Gegenüber dem Vorjahre erscheinen die Consortien in Oedenburg und Steinamanger nicht mehr, dagegen jenes der Montan- und Forstbeamten (in Budapest) und das Consortium in Ofen neugewählt.

Zum Obmanne des Delegirten-Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe wieder dessen Mitglied, der Herr Ministerialrath und Central-Gewerbe-Inspector Dr. Franz Migerka, zu dessen Stellvertreter Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Dominik Kolbe gewählt und ebenso wurden vom Delegirten-Ausschusse auch in das ständige Comité wieder

die Mitglieder des Vorjahres, nämlich die Herren Carl Bringmann, Alfred von Kanovics, Dr. Ferdinand Pohl, Franz Richter, Ferdinand Edler von Rueber und Alexander Schramm berufen.

Die Vortheile des schon im Jahre 1890 bei der Centralleitung angelegten Consortial-Index (eines Zettelkataloges der Consortial-Mitglieder) stellten sich im Berichtsjahre evident heraus. Dieser Index, beziehungsweise die gewissenhafte und unverzügliche Anzeige vom Beitritte eines Mitgliedes, sowie die jedesmalige Anfrage um Auskunft vor Bewilligung eines Vorschusses, ist das beste Mittel, um den Nachtheilen der gleichzeitigen Creditnahme einzelner Personen bei mehreren Consortien zu begegnen. Daher ist es auch begreiflich, daß im Jahre 1891 in sehr zahlreichen Fällen Auskünfte vom Genossenschaftsbureau verlangt wurden. Die genaue Führung des Index, die sofortige Beantwortung der Anfragen belastet die Centralleitung in hohem Grade, während die Vortheile des Kataloges nur auf Seite der Consortien liegen. Der Index umfaßt 68 Konsortien und es ist zu bedauern, daß nicht sämmtliche Consortien an dieser in ihrem Interesse gelegenen Institution theilnehmen, d. h. die bezüglichen Ausweise einsenden.

Nach den bis 31. December 1891 eingelangten Veränderungsausweisen waren im Jahre 1891 von 29.801 Consortial-Mitgliedern

1	Consorte	bei	11	Consortien	Mitglied,
1	"	"	8	"	"
3	Consorten	"	7	"	Mitglieder,
8	"	"	5	"	"
25	"	"	4	"	"
149	"	"	3	"	"
1.026	"	"	2	"	"

In der vorangeführten Zahl der Consorten sind die Mitglieder der Consortien in Bistritz, Kaschau, Lugos, Szegedin, Zara und des Wiener Vororte-Lehrer-Consortiums nicht enthalten.

Dem Rechenschaftsberichte entnehmen wir, daß mit dem Jahre 1891 die Consortien: Bielitz-Biala, Essegg, Leitmeritz, Montan- und Forstbeamte (in Budapest), Olmütz, Steinamanger, Szegedin, Währing und Gegenseitigkeit in Wien ihren 20jährigen, die Consortien: Bistritz, Klagenfurt, Kronstadt, Linz, Przemysl, Sechshaus-Neubau-Mariahilf und Wieden in Wien ihren 25jährigen Bestand abgeschlossen haben.

Hiezu constatiren wir, daß das Consortium Hermannstadt in seinem Rechenschaftsberichte pro 1891 eine Uebersicht über die 25jährige Thätigkeit der Gruppe gab (der Localausschuß besteht seit Februar 1865); daß das „Erste Wiener“ Consortium (besteht seit December 1865) am

14. März 1891 einen Rückblick auf seine 25jährige Entwicklung warf; daß die Mitgliedergruppe Prag in einer Festsitzung ihres Localausschusses vom 24. November 1891 ihr 25jähriges Bestehen (seit 25. November 1866) feierte; daß der Localausschuß in Brünn, welcher im Februar 1866 gegründet wurde, im Jahre 1891 seinen 25jährigen Bestand zu verzeichnen hatte, was auch von dem seit Februar 1866 thätigen Consortium in Czernowitz gilt; daß endlich die Localgruppe in Brüx seit März 1866 besteht, also 1891 ihr 25jähriges Jubiläum feierte.

Das Consortium der Wiener Vororte-Lehrer beschloß in seiner Jahresversammlung vom 21. März 1891 wegen zu geringer Betheiligung seine Liquidation.

Aus den Jahresversammlungen der Vereins-Consortien berichten wir noch, daß am 25. Jänner 1891 die Direction des Consortiums Karansebes ermächtigt wurde, jenen Consorten, die noch anderen Consortien angehören, ihre Activa zur Verfügung zu stellen und selbe im Sinne der Consortialstatuten als ausgetreten zu betrachten; daß nach Beschlüssen der Consortialversammlungen in Groß-Becskerek (am 25. Jänner 1891) und Pancsova (8. Februar 1891) keine Spareinlagen mehr angenommen werden dürfen; daß die böhmische Sparkasse dem Unterstützungsfonde des Consortiums Prag im Jahre 1891 wieder 400 fl. widmete; daß beim Consortium in Semlin die Anzahl der Antheilseinlagen für das einzelne Mitglied nicht beschränkt ist (22. März 1891); daß ein Elaborat über Errichtung eines Consumvereines und Casinos beim Consortium in Kronstadt der nächsten Jahresversammlung vorzulegen sei (10. Mai 1891).

Die Zahl der Consortien hat sich im Jahre 1891 gegen das Vorjahr durch die Liquidation des Wiener Vororte-Lehrer-Consortiums um eines verringert und beträgt daher Ende 1891 nur 73. Hievon entfallen 49 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 24 auf die Länder der ungarischen Krone.

Der Verwaltungsrath begleitet in seinem Rechenschaftsberichte die Mittheilungen über die ziffernmäßigen und geschäftlichen Daten der Gebahrung seiner Consortien mit interessanten allgemeinen Bemerkungen über die Entwickelung seiner Spar- und Vorschußconsortien, über einzelne genossenschaftliche Fragen und wir können nicht umhin, mit einigen Stellen hier unsere Leser bekannt zu machen. Die Centralleitung bemerkt in ihrem Berichte:

„Der wahre Grund, auf welchen die stetige Zunahme des Geschäftsumfanges bei unseren Consortien zurückzuführen ist, liegt viel näher. Der Ruf unserer Consortialthätigkeit dringt nämlich erst allmälig in die weitesten Kreise; wie der Beamten-Verein in seiner ganzen segensreichen Thätigkeit noch immer zu wenig gekannt ist, wie sich Tausende von Leuten, die den intelligenten Kreisen angehören, nur deßhalb bisher von ihm ferne hielten, weil sie von seiner Existenz keine Ahnung haben, so machen auch unsere Consortien täglich die Erfahrung, daß der Weg zu ihnen einzelnen Vorschußwerbern erst durch Agenten angewiesen werden muß —

trotz der Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern, trotz der vielfachen Belehrung der Beamtenkreise, daß die Consortien mit der unmittelbaren Kundschaft allein verkehren wollen!

Allmälig hat sich unsere Versicherungsabtheilung zu dem Range einer ganz hervorragenden Anstalt emporgehoben, und allmälig haben sich auch die Consortien in der öffentlichen Meinung Bahn gebrochen; in steigendem Maße findet bei ihnen der Bedarf der Beamten nach Vorschüssen seine Befriedigung, während andere Geldquellen dagegen vernachlässigt werden. Mit Vertrauen eröffnet der Creditbedürftige dem Consortium sein Anliegen, weil es mehr und mehr bekannt wird, daß bei dem Consortium die vollste Verschwiegenheit, die strengste Ordnung, und, möge wer immer das Gegentheil behaupten, doch auch diejenige Billigkeit herrscht, welche überhaupt möglich ist. Alle drei Anforderungen werden an Geldinstitute von der Art unserer Consortien naturgemäß gestellt, und wir können wohl mit Beruhigung behaupten, daß die Consortien des Beamten-Vereines diesen Anforderungen in fast allen uns bekannt gewordenen Fällen entsprechen.

Aus dem Zusammenhange der Consortien mit dem Gesammtvereine, welcher nach den von der Regierung genehmigten Satzungen alle Consortien in sich vereinigt hatte, welcher, nachdem sie sich in registrirte Genossenschaften umgewandelt hatten, zur Einleitung der hierzu nöthigen Formalitäten mit Rath und That an die Hand ging, Musterstatuten, Musterinstructionen u. s. w. kundmachte und in Umlauf setzte, ist die Gleichmäßigkeit der Hauptsätze, aber auch der meisten Detailbestimmungen in den Statuten und Geschäftsinstructionen bei den einzelnen Consortien entsprungen; in der That ist kaum bei einem anderen, sei es in- oder ausländischen Genossenschaftsverbande eine solche Gleichartigkeit einerseits in der Bildung und Standesangehörigkeit der Mitglieder und anderseits in den statutarischen und instructionsmäßigen Grundsätzen der Geschäftsgebahrung zu finden, wie in dem im Vereinscentrum beruhenden Consortialverbande.

Bei dem Bestande dieser Gleichartigkeit ist es eigentlich zu verwundern, daß, wiewohl bei der überaus großen Mehrzahl der Vereinsconsortien, doch nicht bei allen, eine solche Ordnung, welche allen Anforderungen entsprochen hätte, vorgefunden wurde. Während es der im Allgemeinen musterhaften Gebahrung der Consortien gelang, denselben Tausende von Freunden zuzuführen, sind die, wenngleich noch so wenigen Ausnahmen geeignet, den Feinden unseres Consortialwesens und jenen des Beamten-Vereines den Anlaß zu Angriffen zu bieten, welche, so sehr sie auf die einzelnen, schlecht geleitet gewesenen Consortien beschränkt werden sollten, dennoch mit Behagen auf die Gesammtheit der Consortien und auf den Gesammtverein ausgedehnt zu werden pflegen.

Wo nun immer bei einzelnen Consortien die unangenehmen Erscheinungen, deren wir oben erwähnten, zu Tage traten, da lag die Ursache ausschließlich in der Vernachlässigung der einen oder anderen der Obliegenheiten einer ordentlichen Geschäftsführung.

Die genaue Befolgung der Geschäftsinstruction hätte es verhindert, daß solche Mängel sich einschlichen, die zum Untergange der einzelnen Genossenschaften und zur Schädigung unseres Consortialwesens und im weiteren Verfolge auch des Beamten-Vereines in der öffentlichen Meinung, führten.

Da möchten wir denn eine Erfahrung feststellen, die sich in allen diesen Fällen ausnahmslos aufdrängte. Indolenz und falsche Empfindlichkeit waren der Krebsschaden, der zum Verderben führte. Die in der Mitsperre, in den Scontrirungen und in der ganzen Gestion des Aufsichtsrathes erscheinende Controle ist nicht ein Recht, sondern eine Pflicht der damit betrauten Organe; eine Pflicht, welcher das Recht der Consorten und das Recht des zu Controlirenden selbst gegenübersteht.

Alles, was die Sicherheit der Consortialgebahrung fördert, ohne derselben unnöthige, zeitraubende oder sonst nachtheilige Störungen zu bereiten, muß dem wahren Freunde unseres Consortialwesens nur als willkommen erscheinen."

Der Verwaltungsrath erörtert sodann in seinem Berichte auch die sehr wichtige, von uns in der chronologischen Skizze über die Entwicklung und Thätigkeit des Beamten-Vereines im Jahre 1888 ausführlich besprochene Frage der Revision der Geschäftsgebahrung bei den Genossenschaften, und bemerkt hierüber Folgendes:

„Als ein besonders wirksames Förderungsmittel der Sicherheit stellen sich die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Revisionen der Geschäftsgebahrung bei den Genossenschaften dar. Der eigentliche Vater des Genossenschaftswesens im Deutschen Reiche, Dr. Hermann Schulze-Delitzsch, hatte bekanntlich einen allgemeinen Verband der deutschen Genossenschaften begründet, und auf seine Anregung und lebhafte Befürwortung wurde in den letzten Achtziger-Jahren die Einrichtung der Verbandsrevision getroffen, vermöge welcher die zu den einzelnen Unterverbänden gehörigen Genossenschaften verpflichtet wurden, durch einen vom Unterverbande bestellten, mit dem Genossenschaftswesen vertrauten Revisor ihre gesammte geschäftliche Thätigkeit von 3 zu 3 Jahren prüfen zu lassen.

Das für Deutschland erlassene Reichsgesetz vom 1. Mai 1889 enthält die Vorschrift, daß die Einrichtungen und die Geschäftsführung der Genossenschaften in allen ihren Zweigen mindestens in jedem zweiten Jahre der Prüfung durch einen der Genossenschaft nicht angehörigen sachverständigen Revisor zu unterwerfen sind, daß diese Revision bei Genossenschaften, welche einem den besonders vorgeschriebenen Anforderungen genügenden Revisionsverbande angehören, von dem durch diesen Verband bestellten Revisor, — bei anderen Genossenschaften dagegen durch den vom Gerichte bestellten Revisor vorgenommen werden muß, und daß der Vorstand jeder Genossenschaft bei sonstiger Verhängung einer Ordnungsstrafe dem Revisor die Einsicht der Bücher und Schriften der Genossenschaft, die Untersuchung des Bestandes der Genossenschaftscasse, sowie der Bestände an Effecten, Handelspapieren 2c. unter Zuziehung des Aufsichtsrathes zu gestatten hat.

So wie im Deutschen Reiche der begeisterte und treue Fürsprecher der genossenschaftlichen Autonomie, Dr. Schulze-Delitzsch, die Revisionsfrage zuerst anregte, so ging auch in Oesterreich von der durch den verdienstvollen (leider im laufenden Jahre verstorbenen) Dr. Hermann Ziller vertretenen Anwaltschaft des Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften in Oesterreich der Antrag an den im Jahre 1884 abgehaltenen Verbandstag aus, auszusprechen:

1. Es ist im genossenschaftlichen Interesse gelegen, daß die Genossenschaften in regelmäßig wiederkehrenden Perioden durch außerhalb der Genossenschaft stehende Sachverständige, welche im Rechnungswesen erfahren und mit dem Genossenschaftswesen vertraut sind, eine Revision ihrer Geschäftsgebahrung vornehmen lassen.

2. Es wird den Genossenschaften empfohlen, eine hierauf bezügliche Bestimmung in das Statut aufzunehmen.

Der Verbandstag nahm diesen Antrag an. Und wieder ein bewährter Genossenschaftsmann, der Reichsrathsabgeordnete Carl Wrabetz, brachte in der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 11. Mai 1891 in Verbindung mit mehreren Genossen einen Gesetzentwurf in Antrag, welcher auf die Einführung der obligatorischen Revision nach deutschem Muster gerichtet ist.

So hervorragende Männer, welche gewiß die Selbstständigkeit der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften hochhalten, erhoben ihre Stimmen für die wiederkehrenden Revisionen. Kann wohl dem gegenüber die Befürchtung, daß durch die Entsendung von Revisoren zu den Genossenschaften die Autonomie der letzteren eine Gefahr laufe, als eine berechtigte erscheinen? Wir glauben, diese Frage muß verneint werden, insbesondere dann, wenn auch jene Erwägungen in Rücksicht gezogen werden, welche wir oben über die Stellung der genossenschaftlichen Functionäre zu den sie controlirenden Organen anzustellen uns erlaubten. Auch der Revisionseinrichtung gegenüber, welche in nicht ferner Zukunft durch das Erfließen einer gesetzlichen Bestimmung für die Consortien auf die Tagesordnung kommen wird, gelten diese Erwägungen im vollsten Maße; auch hier ist jeder Verdacht, als wollte sich insbesondere ein von dem Verwaltungsrathe bestellter Revisor in die freie Gebahrung der Consortien störend einmengen, von vorneher ausgeschlossen, vielmehr wird ein correct vorgehender Vorstand die Revision begrüßen, und auch hier wird man sagen müssen: „Ein Vorstand, welcher die Revision zu scheuen hat, steht bereits auf falscher Bahn.“

Es fanden auch im Jahre 1891 zahlreiche Bereisungen der Consortien von Seite Delegirter der Centralleitung statt. Die Generalversammlungen mehrerer auswärtiger Consortien wurden entweder von Mitgliedern des Verwaltungsrathes oder von einem der Oberbeamten des Vereines begrüßt; wo es sich um Einsicht oder Prüfung der Gebahrung handelte (und in den meisten der hieher gehörigen Fälle erfolgte dies über Ansuchen der betreffenden Consortien selbst), wurde ein erprobter sachverständiger Vereinsbeamter entsendet und der Verwaltungsrath spricht es mit Beruhigung aus, daß meistens keine Ausstellung an der Gebahrung zu machen war und daß in anderen Fällen auf dem Wege der Revision die Sanirung mancher erheblicher Schäden angebahnt und erreicht wurde. Wir theilen daher auch die von der Vereinsleitung ausgesprochene Ueberzeugung, daß die Revision nicht zur Entzweiung, sondern zur engeren Verknüpfung der Consortien mit dem Vereine führen werde.

Auf dem Gebiete der Personalien in der Consortialabtheilung berichten wir zunächst, daß der verdienstvolle mehrjährige Obmann unseres Localausschusses und Consortiums in Hermannstadt, Herr Gustav Thalmann, im Juni 1891 zum Comes-Obergespan des Hermannstädter Comitates ernannt wurde. Er ist, wie die Beamtenzeitung schreibt, einer der wenigen ungarischen Großwürdenträger, welche ihr hohes Amt nicht einflußreichen Familienverbindungen oder altadeligen Traditionen, sondern einzig und allein ihren außergewöhnlichen persönlichen Vorzügen, ihrer hohen Begabung, ihrer langjährigen ersprießlichen Amtsthätigkeit, sowie ihrer nach unten und nach oben erprobten Gesinnungstüchtigkeit und Charakterstärke zu danken haben.

Herr Moritz Trathnigg, Ober-Ingenieur der Südbahn und langjähriger Secretär des Spar- und Vorschußconsortiums Wieden in Wien, in welchen beiden Stellungen er sich beachtenswerthe Verdienste um die Beamtenschaft, insbesondere um die Hebung der materiellen Verhältnisse seiner Berufscollegen erworben, vollendete am 2. August 1891 das

35. Jahr seiner Thätigkeit im Beamtenstande der Südbahn, aus welchem Anlasse ihm zu Ehren am 1. August 1891 eine entsprechende Feier unter Ueberreichung eines sehr schön ausgestatteten Albums mit den Photographien der Vorstände der technischen Dienstzweige auf der gesammten Südbahnstrecke stattfand, welcher 60 Collegen und Freunde des Jubilars anwohnten.

Endlich ist noch eines Festes zu erwähnen, welches am 29. December 1891 in Graz abgehalten wurde. Am 22. December 1891 vollendete nämlich der unseren Lesern schon wohlbekannte, sehr verdienstvolle Obmann unseres Spar- und Vorschußconsortiums in Graz, der Herr Statthaltereirath Franz Zeidler, sein fünfzigstes Dienstjahr als k. k. Staatsbeamter — und aus diesem Anlasse fand, nachdem die officielle Gratulation der Beamten seines Departements und die Ueberreichung eines von ihnen gespendeten silbernen Pokals am 21. December 1891 vorangegangen war, am 29. December 1891 Vormittags die Begrüßung des Jubilars durch sehr viele Personen und Deputationen, wie des Localausschusses und Consortialvorstandes (dessen Sprecher auch die Adresse der Centralleitung des Beamten-Vereines überreichte), des steiermärkischen Beamten-Vereines, des steierischen Feriencolonien-Vereines, statt und Abends wurde eine sehr zahlreich besuchte gesellige Zusammenkunft der Grazer Beamten abgehalten, bei welcher ehrenvolle Ovationen dem Gefeierten, der sich mit 72 Jahren die Frische eines Jünglings zu bewahren wußte und nebenbei ganz stolz auf seine patriarchalische Würde als „Urgroßvater" ist, dargebracht wurden.

Wenn wir nun schließlich, wie in jedem Berichte, der im Jahre 1891 verstorbenen Consortialfunctionäre gedenken, so treten wir vor Allem im Geiste an den Sarg eines Mannes, dessen Hinscheiden wir tief betrauern, an den Sarg des so verdienstvollen Präses des Pester Consortiums, Herrn Alfred Kanovics von Pacsér, pens. Director-Stellvertreters der Ersten Siebenbürger Bahn, Ehrenmitgliedes des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der Verblichene widmete sich, wie die Beamtenzeitung in ihrem Nekrologe constatirt, mit unermüdlicher Hingebung bis zu seinem Ableben den Vereinsgeschäften, und das Pester Consortium, wie nicht minder die Centralleitung unseres Vereines erleiden durch den Tod dieses unserem großen Unternehmen so treuen Freundes einen schweren, schmerzlichen Verlust. Wir müssen hier insbesondere jener Zeit gedenken, in welcher Kanovics mit eiserner Ausdauer das Project der Umwandlung des seit 1865 in Budapest bestandenen Consortiums unseres Vereines in eine Actiengesellschaft (in das unseren Lesern aus den „Dioskuren" der Jahre 1873 und 1879 bekannte „Ungarische Beamten-, Credit- und Versicherungs-Institut") bekämpfte. Als die Opposition leider erfolglos blieb, gründete er im Jahre 1872 sofort ein neues, das jetzt zu den ersten Mitgliedergruppen unseres Vereines zählende Pester Spar- und Vorschußconsortium. Die zahlreiche Betheiligung von illustren Vertretern der Behörden, öffentlichen Anstalten und Vereine, sowie von Freunden und Bekannten

aus allen Gesellschaftskreisen an der Begräbnißfeier, bei welcher die Centralleitung durch das Mitglied des Verwaltungsrathes, Herrn Ministerialrath Carl Bertele von Grenadenberg und den Herrn Generalsecretär Carl Mazal vertreten war, die innigen, rührenden Worte, welche das Directionsmitglied Herr Josef Mátray Namens des Pester Consortiums, und Herr Ministerialrath von Bertele im Namen des Beamten-Vereines und seiner Verwaltung am offenen Grabe dem Verewigten widmeten, gaben Zeugniß von dem Werthe des Dahingeschiedenen.

Außer dem vorerwähnten Präses des Pester Consortiums schieden im Berichtsjahre nachbenannte drei verdienstvolle Consortial-Obmänner, nämlich vom Consortium in Innsbruck Herr Gottfried Posch, k. k. Forstrath i. P., vom Consortium in Feldkirch Herr Josef Elsensohn, Director des Ober-Realgymnasiums, vom Consortium in Salzburg Herr Barnabas Kerber, k. k. Finanzrath, aus dem Leben; auch können wir das im Jahre 1891 erfolgte Ableben des Herrn Adolf Robiczek, Hilfsämterdirectors der k. k. Seebehörde in Triest und langjährigen Geschäftsführer des dort bestehenden Consortiums unseres Vereines, nicht unerwähnt lassen.

Am 7. Mai 1891 fand im großen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien die siebenundzwanzigste Generalversammlung des Vereines unter dem Vorsitze des Verwaltungsraths-Präsidenten, Herrn Sectionschef Johann Freiherrn Falke von Lilienstein statt. Als Regierungsvertreter war der k. k. Statthaltereirath Herr Wilhelm Freiherr Marx v. Marxberg erschienen, welcher auch einige Tage nach der Generalversammlung definitiv zum landesfürstlichen Commissär des Beamten-Vereines designirt wurde.

Erschienen waren 333 Mitglieder und wurden bei Vornahme der Wahlen 303 Stimmzettel abgegeben, welche im Ganzen 2008 Stimmen repräsentirten.

Die Versammlung nahm, wie jene des Jahres 1890, einen kurzen Verlauf, daher wir auch aus derselben, wie im Vorjahre, nur die Beschlüsse in Betreff des Gebahrungsüberschusses der Lebensversicherungs-Abtheilung hervorheben.

Dieser Ueberschuß betrug	74.843 fl. 78 kr.
Von demselben hatte der Verwaltungsrath zur weiteren Erhöhung der Reserve für Capitalsanlagen von 600.000 fl. auf 650.000 fl. einen Theilbetrag von .	50.000 „ – „
zugewiesen, welche Maßregel von der Generalversammlung durch Genehmigung der Rechnungsabschlüsse gutgeheißen wurde, so daß die Generalversammlung über die Verwendung von	24.843 „ 78 „

zu entscheiden hatte.

Hievon wurden:

a)	Dem Unterrichtsfonde zur Capitalsvermehrung zugewiesen,	5.000 fl. — kr.
b)	zur Vermehrung der Mittel für die Verleihung von Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen für das Schuljahr 1892/93	3.000 „ — „
c)	zur Vermehrung der Mittel für Unterstützungszwecke im Jahre 1892 . . . . bewilligt,	3.000 „ — „
d)	der Pensionsfond der beim Vereine definitiv Angestellten mit . . . . dotirt, und	5.000 „ — „
e)	der Rest per	8.843 „ 78 „
	macht obige	24.843 fl. 78 kr.

der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung im allgemeinen Fonde einverleibt.

Wien, im Juli 1892.

Anhang.

(4 Tabellen.)

Tabelle I. Geschäftsentwickelung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865 bis einschließlich 1891: Allgemeine Vereins-Angelegenheiten, Spar- und Vorschuß-Consortien.

" II. Versicherungs-Abtheilung, Cautions-Darlehen.

" III. Zusammenstellung der in den Jahren 1870—1891 vom Beamten-Vereine zu humanitären Zwecken verwendeten Beträge, sowie die Beiträge seiner Spar- und Vorschuß-Consortien an den allgemeinen Fond und ihre Spenden zum Unterrichtsfonde.

" IV. Personalstand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der 27. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1892.

Geschäfts-

des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-

Tabelle I. Allgemeine Vereinsangelegenheiten. —

Allgemeine Angelegenheiten												
im Vereinsjahr	Mitglieder	Local- und Consortial-Ausschüsse	Zahl der Vereins-Bevollmächtigten und Agenten	Zahl der Aerzte	Gründungs- und Netto-Verwaltungskosten	Allgemeiner Fond	Unterrichts-Fond	Gewährte Unterstützungen und Curstipendien	Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge		Gebarungs-Ueberschuß
					Gulden				Zahl	Gulden	
1865	5.500	25	102	45	10.176	11.290	.	.	.	.	297
1866	7 600	40	160	73	10.652	2.549	.	.	.	.	1.061
1867	9.150	39	298	117	15.311	3.367	.	.	.	.	4.258
1868	10.529	47	387	231	19.880	10.030	.	.	.	.	13.375
1869	12.540	49	508	311	27.995	21.143	2.403	.	7	96	22.002
1870	16.130	59	602	374	32.396	29.046	7.873	570	10	379	11.051
1871	21.156	69	757	472	41.646	36.068	8.738	1.976	12	635	20.255
1872	27.927	87	889	547	39.491	45.758	10.855	2.947	15	692	14.997
1873	34.430	101	1.106	613	53.261	396.726	12.941	1.859	12	614	19.791
1874	39.581	104	1.112	666	65.510	357.480	15.013	3.921	20	720	24.176
1875	45.193	110	1.233	573	76.457	206.573	18.042	4.177	32	986	13.887
1876	50.107	115	1.238	595	81.971	203.867	20.365	2.663	32	1.213	9.912
1877	53.732	109	1.285	650	82.982	222.985	21.311	3.034	49	1.386	13.580
1878	56.737	109	1.345	683	89.576	227.236	22.395	2.925	51	1.745	7.064
1879	60.403	106	1.108	850	91.344	242.068	25.313	4.419	56	1.713	74.265
1880	64.030	105	896	1126	91.408	309.825	27.943	4.949	62	1.795	10.224
1881	67.478	105	1.152	1245	97.249	328.475	30.564	7.744	65	1.884	29.673
1882	70.899	100	1.148	1373	96.513	351.492	43 768	8.436	95	2.233	30.375
1883	74.421	95	1.190	1482	110.646	394.830	56.[illegible]85	*9.270	105	2.739	22.659
1884	78.437	96	1.363	1482	114.533	409.890	69.235	*10.462	140	3.380	39.631
1885	82.100	96	1.306	1560	122.203	436.067	93.526	*11.895	220	5.469	27.805
1886	85.965	94	1.344	1590	129.139	466.087	102.589	*12.230	252	7.094	33.992
1887	89.638	92	1.353	1661	131.428	494.850	112.010	*13.339	259	8.016	19.351
1888	92.858	90	1.352	1522	140.333	533.139	120.419	*11.772	249	8.827	36.096
1889	96.295	87	1.409	1523	147.788	649.932	130.023	*11.969	275	8.805	57.939
1890	99.563	87	1.484	1549	155.713	703.100	138.922	*14.870	279	9.300	33.182
1891	102.935	84	1.505	1560	161.816	749.255	148.415	*13.831	318	10.299	24.844
Summen	.	.	.	.	.	.	.	159.258	2.615	80.020	.

*) In diesen Beträgen sind auch die Curstipendien der Jahre 1883 bis einschließlich 1891 enthalten.

Entwickelung

ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1891.

Spar- und Vorschuß-Consortien.

Spar- und Vorschuß-Consortien							
Zahl der				Vorschüsse			
Consortien	Theilhaber	Antheils-Einlagen	Im Laufe des Jahres vom Centrale gewährte Darlehen	Zahl der im Laufe des Jahres ertheilten	Betrag der im Laufe des Jahres ertheilten	Aushaftend am Ende des Jahres	Reservefonde
		Gulden			Gulden		
7	335	2.630	.	132	.	.	.
16	958	23.947	.	647	32.445		.
22	1.623	56.272	2.760	1.459	33.183	60.010	747
25	2.117	97.665	16.020	2.218	176.291	116.851	2.206
30	3.025	188.116	19.904	3.017	277.721	216.721	3.215
37	4.823	418.143	80.207	4.424	647.592	539.203	7.232
46	7.683	896.075	87.283	5.445	1,155.412	1,090.923	14.647
63	8.978	883.638	107.730	6.569	1,110.140	1,092.206	13.650
74	12.285	1,337.140	180.560	9.364	1,529.798	1,643.378	19.116
73	14.837	1,799.908	185.400	8.591	1,911.070	2,282.680	35.506
83	17.380	2,340.694	146.700	9.711	2,260.100	2,948.619	35.484
82	20.070	2,637.151	310.519	11.878	2,670.417	3,604.006	81.692
81	19.281	2,789.755	179.794	10.031	2,707.468	3,947.527	98.480
81	20.757	3,085.882	185.049	12.945	2,824.085	4,153.794	116.112
79	21.763	3,476.316	159.194	14.053	3,087.713	4,556.416	147.032
78	23.216	3,913.118	188.878	12.839	3,393.047	5,059.720	176.301
78	24.743	4,372.502	285.928	14.228	3,898.690	5,785.274	214.330
77	25.868	4,724.259	359.082	17.352	4,016.592	6,346.763	278.049
73	26.260	5,162.645	365.635	16.152	3,840.792	6,354.930	269.285
74	27.439	5,477.746	410.055	16.788	4,182.369	6,870.033	293.646
77	28.771	5,935.978	583.734	18.400	4,664.538	7,619.053	337.412
77	29.801	6,533.519	494.058	18.486	4,775.490	8,356.492	361.670
77	30.430	7,028.218	680.249	18.719	4,955.344	9,091.142	399.105
75	30.359	7,475.868	610.636	17.710	4,523.344	9,847.950	438.421
74	30.814	7,845.250	441.259	16.475	4,519.130	9,745.623	482.723
74	31.013	8,238.818	405.747	18.140	4,446.877	9,939.911	535.507
73	31.337	8,576.220	640.525	18.907	5,023.776	10,468.177	580.394
.	.	.	7,126.906	304.680	†) 72,664.424	.	.

†) In dieser Summe sind sämmtliche, also auch die von nicht mehr bestehenden Consortien ertheilten Vorschüsse enthalten.

Tabelle II. Versicherungs-

Lebens-Versicherung								Aufrecht erhaltene Versicherungen für den Kriegsfall		
im Vereinsjahre	in Kraft stehende Verträge	Versichert Capital	Versichert Rente	Prämien-Einnahmen nach Abzug der Rückdeckungs-prämien	Ausbezahlte Versicherungs-Beträge	Prämien-Reserve für Versicherungen im eigenen Risico	Reserve für Capitalsanlagen und Specialreserve im allgemeinen Fonde	Zahl der Verträge	Versichert wurden an Capital	Versichert wurden an Witwen-Rente
		Gulden							Gulden	
1865	549	442.400	1.500	3.240	.	2.039	.	.	.	.
1866	2.416	2,019.000	6.738	50.014	12.900	29.147	.	.	.	.
1867	3.215	2,575.750	10.459	84.911	16.665	76.236	1.061	.	.	.
1868	4.155	3,250.384	11.478	108.851	27.533	133.880	5.319	.	.	.
1869	5.538	4,435.664	13.155	130.727	31.985	195.519	11.108	.	.	.
1870	8.552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	19.182	.	.	.
1871	12.754	11,010.868	32.144	303.385	96.168	455.720	22.174	.	.	.
1872	17.340	15,260.877	36.454	418.217	146.626	668.485	28.900	.	.	.
1873	21.113	18,811.419	41.616	534.478	253.106	930.816	38.857	.	.	
1874	23.793	21,539.593	45.634	613.946	202.023	1,239.521	39.226	93	100.300	700
1875	25.982	23,950.214	49.569	698.424	239.199	1,576.915	47.403	577	498.000	1.700
1876	27.774	25,901.223	51.431	768.759	289.255	1,900.202	51.526	830	716.000	3.200
1877	29.080	27,234.037	53.878	822.370	332.750	2,295.999	60.499	1.051	945.420	2.550
1878	30.465	28,659.718	56.109	874.439	364.276	2,716.576	59.765	1.206	1,077.670	2.650
1879	32.418	30,700.803	70.751	943.595	360.726	3,208.074	128.463	1.179	1,031.870	2.350
1880	34.485	32,742.257	77.651	1,002.027	394.031	3,716.032	151.254	1.189	1,017.970	1.950
1881	36 489	34,787.549	99.200	1,076.134	477.545	4,227.558	216.479	1.325	1,133.070	1.650
1882	39.269	37,332.386	121.570	1,162.369	429.096	4,838.952	291.152	1.569	1,346.570	2.353
1883	41.667	39,934.749	150.498	1,241.219	587.897	5,435.331	371.527	1.199	1,001.500	4.430
1884	44.564	42,945.216	166.849	1,333.547	601.208	6,073.396	469.186	1.278	1,091.300	4.730
1885	47.001	45,600.705	198.497	1,431.482	733.649	6,738.755	564.218	1.388	1,191.100	5.330
1886	50.124	48,926.015	225.517	1,541.481	797.380	7,413.187	645.272	1.581	1,386.950	6.500
1887	52.885	52,237.548	296.812	1,678.501	817.119	8,209.266	603.264	1.934	1,767.400	7.335
1888	56.109	54,907.818	314.266	1,760.784	898.243	8,997.174	696.614	3.422	3,148.650	8.820
1889	58.417	57,249.258	339.421	1,873.863	981.857	9,871.268	711.711	3.349	3,134.900	6.475
1890	61.535	60,334.241	374.993	1,951.548	1,136.741	10,724.125	773.650	3.500	3,339.650	8.612
1891	64.509	60,859.114	394.176	2,077.148	1,246.956	11,587.237	858.832	6.136	6,089.000	8.212
Summen .		.	.	24,674.961	11,525.703	.	.	.	.	.

wesen. — Cautions-Darlehen.

Krankengeld-Versicherung					Versicherung von Invaliditäts-Pensionen				Cautions-Darlehen				
									Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen			Gewährleistungsfond	
Zahl der Verträge	Versichertes wöchentliches Krankengeld	Prämien-Einnahme	Ausbezahlte Krankengelder	Prämien-Reserve	Zahl der Theilhaber	Erworbener Renten-Anspruch	Werth dieses Anspruches	Vermögen der Abtheilung	Zahl	Betrag	Stand der aushaftenden Darlehen Ende des Jahres	Voller Stand	Abschreibung
	Gulden					Gulden				Gulden			
.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
54	253	349	81	249	.	.	.	.	.	.	.	.	
63	268	359	126	461	.	.	.	.	.	.	.	.	.
62	284	420	225	657	.	.	.	.	.	.	.	.	.
75	422	523	150	1.030	.	.	.	.	.		.	.	.
105	668	964	258	1.707	.	.	.	.	.		.	.	.
155	1.050	1.410	1.035	2.076	10	281	341	352	.	.	.	.	.
183	1.225	1.938	623	3.026	18	1.308	1.815	1.845	.	.	.	.	.
200	2.213	2.094	1.262	3.477	26	2.096	3.000	3.056	156	60.783	58.410	944	.
181	1.781	3.185	2.120	3.853	36	2.937	4.423	4 519	99	38.454	88.795	2.325	46
186	1.770	2.985	1.665	4.634	47	3.918	6.015	6.350	120	55.473	134.959	4.646	204
178	1.603	2.683	2.033	4.886	47	4.832	7.629	8.011	132	56.681	170.961	7.742	230
160	1 461	2.239	1.696	5.119	46	5.601	9.124	9.560	138	49.325	198.262	11.481	639
155	1.354	2.367	1.824	5.296	48	6.677	11.150	11.663	194	75.500	246.781	7.233	1.117
161	1.346	2.185	1.235	6.290	51	7.571	13.098	14.902	205	75.785	281.497	9.761	573
152	1.288	2.118	1.131	7.182	53	8.314	14.908	16.911	228	95.350	338.570	12.679	426
146	1.239	2.026	1.544	7.453	56	9.115	16.973	18.926	261	105.121	394.042	16.161	338
152	1.260	2.043	1.665	7.607	58	9.851	19 176	21.136	195	81.727	416.436	19.438	1.091
149	1.216	1.981	2.106	7.664	64	10.400	22.375	24.313	142	66.154	401.511	22.617	1.133
139	1.171	1.886	1.596	8.198	82	11.686	25.749	29.222	141	70.944	402.709	26 547	502
146	1.200	1.896	1.978	8.146	92	12.897	30.115	33.898	113	70.031	402.052	29.450	1.436
146	1.186	1.931	1.602	8.350	109	14.835	34.963	37.454	167	89.630	408.466	29.580	4.051
151	1.200	1.989	2.064	7.733	124	17.498	43.261	40.892	144	71.315	401.761	32.170	1.258
197	1.316	2.079	1.087	9.057	146	20.088	49.412	49.764	135	60.060	388.335	35.598	53
212	1.499	2.398	1.528	10.153	173	23.109	56.436	57.498	130	70.715	382.631	38.713	244
210	1.494	2.428	2.188	10.724	184	25.528	62 895	67.344	165	86.697	388.113	40.811	802
218	1.576	2.542	1.498	11.898	188	29.015	71.970	77.807	220	124.573	431.045	42.860	731
.	.	49.018	34.320	.	.	.	.	.	3.085	1,404.318	.	.	14.874

Tabelle III. Zusammenstellung der in den Jahren 1870 bis 1891 vom Ersten allgemeinen Beamten-Vereine der österreichisch-ungarischen Monarchie zu humanitären Zwecken verwendeten Beträge, sowie der Beiträge seiner Spar- und Vorschuß-Consortien an den allgemeinen Fond und ihrer Spenden zum Unterrichtsfonde.

1	2		3		4		5		6		7		8		9		10	
	Consortien				Leistungen des Beamten-Vereines													
Jahr	statutenmäßige 2% Beiträge an den allgemeinen Fond		freiwillige Spenden zum Unterrichtsfond		Ausgezahlte Unterstützungen		Ausgezahlte Curstipendien		Ausgezahlte Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge		Verschiedene Leistungen und Stipendien		25% der Zinsen des allgemeinen Fondes zum Unterrichtsfond		Ueberweisungen aus den Ueberschüssen an den Unterrichtsfond		Witwen- und Waisenhausfond der Häuser in Wien, Budapest, Graz	
	fl.	kr.	fl.	kr	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
1870	.	.	1.794	61*	570		.	.	379	47	.	.	383	67	.	.	.	.
1871	.	.	106	63	1.976	08	.	.	635	19	.	.	422	53	.	.	.	.
1872	.	.	100	.	2.947		.	.	692	48	.	.	568	72	.	.	.	.
1873	.	.	200	.	1.859	77	.	.	613	64	5.000**	.	755	64	.	.	.	.
1874	.	.	600	.	3.921	36	.	.	719	61	.		741	11	.	.	103.087	65
1875	3.193	51	744	89	4.177	36	.	.	983	34	.	.	869	03	.	.	108.242	03
1876	3.949	82	1.301	86	2.663	21	.	.	1.213	36	5.977	91***	952	85	.	.	113.121	57
1877	4.124	15	689	99	3.033	58	.	.	1.386	.	.	.	1.055	78	.	.	116.804	92
1878	4.932	17	801	22	2.924	90	.	.	1.745	26	.	.	1.311	61	.	.	119.712	53
1879	6.166	14	1.265	58	4.418	79	.	.	1.712	60	.	.	1.281	18	.	.	123.062	41
1880	6.212	60	623	.	4.949	30	.	.	1.795	.	.	.	1.347	72	.	.	126.234	03
1881	6.280	41	566	07	7.743	52	.	.	1.884	.	.	.	1.507	70	10.000	.	129.534	97
1882	6.919	14	970	96	8.435	82	.	.	2.232	50	.	.	1.716	52	10.000	.	132.868	33
1883	7.338	73	625	48	6.379	83	2.890	.	2.739	.	.	.	1.939	78	10.000	.	136.692	51
1884	7.474	50	677	17	6.576	86	3.885	.	3.380	.	.	.	2.088	71	20.000	.	139.227	45
1885	8.336	51	829	09	7.974	70	3.920	.	5.469	.	.	.	2.200	18	5.000	.	141.909	17
1886	8.830	46	722	99	7.329	60	4.900	.	7.094	.	.	.	2.318	47	5.000	.	144.840	47
1887	9.206	78	927	80	8.379	47	4.960	.	8.016	.	.	.	2.842	71	5.000	.	147.731	34
1888	9.655	47	650	94	6.911	57	4.860	.	8.827	.	.	.	2.982	91	5.000	.	150.890	46
1889	10.507	76	649	31	7.199	13	4.770	.	8.805	.	625	.	3.171	66	5.000	.	154.316	24
1890	10.593	13	520	.	10.074	60	4.795	.	9.299	50	312	50	3.086	51	5.000	.	158.250	09
1891	10.993	89	422	34	8.431	43	5.400	.	10.299	.	5.050	.	3.139	19	5.000	.	161.914	10
	124.715	17	15.789	93	118.877	88	40.380	.	79.923	95	16.965	41	36.684	18	85.000	.	.	.
	140.505 fl. 10 kr.				539.745 fl. 52 kr.													

Anmerkungen. * Zu 1870, Rubrik 3. In diesen Ziffern sind auch die in den Vorjahren geleisteten Beiträge enthalten.
** „ 1873, „ 6. Die 5000 fl. wurden dem Fonde zur Unterstützung von dienstlosen Bankbeamten zugewendet.
*** „ 1876, „ 6. Die 5977 fl. 91 kr. bildeten den Zuschuß zu den Kosten der nach der Börsenkrisis vom Jahre 1873 zur Unterbringung von dienstlosen Privatbeamten durch mehrere Jahre betriebenen Stellenvermittlung.

Tabelle IV.

Personal-Stand der Centralleitung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XXVII. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1892.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Johann** Freiherr **Falke von Lilienstein,** k. und k. Sections-Chef im Ministerium des Aeußern, Ritter des Stephan-Ordens, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes, Groß-Officier des toscanischen Verdienst-Ordens, Ritter des preußischen Kronen-Ordens II. Classe, mit dem Sterne, Groß-Officier des Ordens der Krone von Italien und des belgischen Leopold-Ordens, Besitzer des persischen Sonnen- und Löwen-Ordens II. Classe und des chinesischen Drachen-Ordens II. Classe, Commandeur des italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens.

Vice-Präsidenten:

Herr **Carl Huber,** k. k. Sectionschef i. R., Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.
„ **Anton Aichinger,** kais. Rath, Ober-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Wilhelm Marx** Freiherr von **Marxberg,** Statthaltereirath der k. k. niederösterr. Statthalterei.

Verwaltungsräthe:

Herr Dr. **Rupert Angerer,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Sechshaus-Neubau-Mariahilf" (Wien).
„ **Carl Bertele von Grenadenberg,** k. k. Ministerialrath i. P., Ritter des Franz Joseph-Ordens.
„ **Carl Bringmann,** Bau-Director a. D., bautechnischer Consulent des Vereines, Obmann des „Ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums".
„ Dr. **Ludwig** Edler von **Geiter,** k. k. Regierungsrath der k. und k. General-direction der Allerhöchsten Privat- und Familienfonde, Kanzlist des kais. österr. Franz Josef-Ordens, Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Classe, Officier des großh. toscanischen Verdienstordens des heiligen Josef, Comthur II des königl. sächsischen Albert-Ordens, Ritter des königl. bayerischen Verdienstordens des heiligen Michael.

Herr **Georg Görgey von Görgö und Topporcz,** kais. Rath, Ober-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.

„ Dr. **V.** Ritter von **Haslmayr zu Grassegg,** Senatspräsident am k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Mitglied des Herrenhauses und des k. k. Reichsgerichtes, der Grundlastenablösungs- und Regulirungscommission, ferner des Bankschiedsgerichtes, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.

„ Dr. **Adalbert Hofmann,** k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium, Mitglied der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungs-Commission, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens, Commandeur des kais. türkischen Osmanié-Ordens, Ritter des königl. belg. Leopold-Ordens, Besitzer des russischen Stanislaus-Ordens II. Classe.

„ **Andreas Hofmann von Aspernburg,** Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft i. P., Verwaltungsrath mehrerer Wirthschafts-Genossenschaften.

„ **Julius Kaan,** k. k. Ministerialrath und Leiter des versicherungstechnischen Departements im k. k. Ministerium des Innern, Mitglied des Versicherungs-Beirathes, emerit. Ober-Inspector der k. k. priv. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, Ritter des Ordens der Eisernen Krone III. Classe, des Franz Joseph-Ordens, des Ordens der italienischen Krone und Besitzer des Ritterkreuzes des Sternes von Rumänien, Mitglied des permanenten Comités des internationalen Congresses für Unfallversicherung, mathematischer Consulent des Beamten-Vereines.

„ **Hanns Kargl,** k. k. Hofrath, Generaldirectionsrath und Abtheilungs-Vorstand der k. k. Generaldirection der österr. Staatsbahnen, Ritter des Franz Joseph-Ordens und des italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens.

„ Dr. **Dom. Kolbe,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Rechtsconsulent des Beamten-Vereines.

„ **Franz Kopetzky,** Bürgerschuldirector, Obmann des Spar- und Vorschuss-Consortiums „Landstraße" (Wien).

„ Dr. **Leop. Fl. Meißner,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Ritter des preußischen Kronen-Ordens III. Classe und des schwedischen St. Olaf-Ordens, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing".

„ Dr. **Franz Migerka,** k. k. Ministerialrath, Central-Gewerbe-Inspector, Correspondent des Museums für Kunst und Industrie, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit" (Wien), Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone und des goldenen Verdienstkreuzes, Commandeur des italienischen Kronen-Ordens, Ritter des russischen Stanislaus-Ordens II. Classe mit dem Sterne und des schwedischen Nord-Stern-Ordens, Besitzer des ottomanischen Medschidjé-Ordens II. Classe 2c. 2c.

„ **Mathias Pigerle,** Rechnungs-Revident der k. k. statistischen Central-Commission, Besitzer des gold. Verdienstkreuzes mit der Krone, Ritter des russ. Stanislaus-Ordens III. Classe.

„ Dr. **Ferdinand Pohl,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Landtags-Abgeordneter, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden" (Wien).

„ **Benjamin** Freiherr **Possanner** von **Ehrenthal,** k. k. Sections-Chef im Finanz-Ministerium, Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe.

„ **Franz Richter,** Professor, Reichsraths- und Landtags-Abgeordneter.

„ **Rudolf Schiller,** Professor an der Handels-Akademie in Wien, Mitglied der k. k. wissenschaftlichen Prüfungscommission für das Lehramt der Handelsfächer, Officier des königl. serbischen St. Sava-Ordens.

„ **Carl Schneider,** k. k. Regierungsrath, Controlor der k. k. Staatsschuldencasse i. P., Obmann des „Staatsbeamten-Consortiums" (Wien).

„ **Alexander Schramm,** k. k. Rechnungsrath im Ackerbau-Ministerium.

Herr Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**, Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr. Bank a. D.
„ **Friedrich Setz**, Ober-Inspector der österr. Staatsbahnen, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Alsergrund“ (Wien).
„ **Josef Stiasny**, Ober-Ingenieur der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
„ **Carl Werner**, Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
„ Dr. **Mathias** Ritter von **Wretschko**, k. k. Landesschul-Inspector, zugetheilt dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, Ritter des Ordens des Eisernen Krone III. Classe.
„ Dr. **Carl Zimmermann**, Hof- und Gerichtsadvocat und Mitglied des Gemeinderathes in Wien, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes.

Directions-Comité:

Herr **Carl Bertele** von **Grenadenberg.**
„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz.**
„ **Julius Kaan.**
„ Dr. **Dom. Kolbe.**
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl.**
„ **Carl Werner.**

II. Ueberwachungs-Ausschuß.

Herr **Anton Victor Felgel**, k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivar, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Commandeur des königlich schwedischen Wasa-Ordens II. Classe, Ritter der französischen Ehrenlegion, des königlich spanischen Ordens Carl III. und des kaiserlich brasilianischen Rosenordens.
„ **Franz Leifer**, Hof-Secretär beim k. k. Obersten Rechnungshofe, Mitglied der Prüfungscommission für die Staatsrechnungswissenschaft, Besitzer des japan. Ordens des heil. Schatzes.
„ **Carl Wopalensky**, Magistratsrath.

III. Geschäftsleitung.

Herr **Carl Mazal**, General-Secretär.
„ Dr. **Friedrich Hönig**, General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
„ **Engelbert Keßler**, Referent für das Spar-, Vorschuß- und Genossenschaftswesen.

Chef-Arzt.

Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim.**

Anzeigen

empfehlenswerther Firmen.

Vom Erfinder, Herrn Prof. Dr. Meidinger, ausschl. autorisirte

Fabrik für Meidinger-Oefen

H. HEIM, Wien — Döbling.

WIEN, I., Kohlmarkt 7, früher I., Michaelerplatz 5.

Budapest,	**Prag,**	**London,**	**Mailand,**
Thonethof.	Hybernergasse 7.	95 & 97 Oxford-Street, W.	Corso Vitt. Em. 38.

☞ Patente in allen Staaten. ☜

Mit ersten Preisen prämiirt auf allen Ausstellungen.

Vorzüglichste Regulir-, Füll- und Ventilations-Oefen.

Für Wohnräume, Schulen, Krankenhäuser, Humanitäts-Anstalten, Bureaux und Fabriksräume.

Beliebig lange Brenndauer bei Cokefeuerung, bis 24stündige Brenndauer bei Steinkohlenfeuerung.

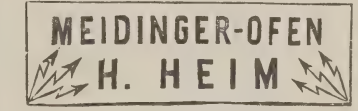
Ueber 45.000 Oefen in Gebrauch.

Heizung mehrerer Zimmer durch nur Einen Ofen.

Ueber 2500 derlei Einrichtungen in Function.

„Meidinger“-Oefen.

Wir warnen vor Nachahmungen unter Hinweis auf unsere, auf der Innenseite der Ofenthüren eingegossene Schutzmarke:



„Hestia“-Oefen.

Geräuschlose Füllung. Staubfreie Entfernung von Asche und Schlacke.

Rauchverzehrende Kamine.

Die Schornsteine bleiben rauchfrei. Unbegrenzte Brenndauer. Verwendbarkeit jedes Brennstoffes. Vorhandene Kaminverkleidungen können verwendet werden. Ein Kamin kann mehrere Räume unabhängig beheizen.

Rauchverzehrende Calorifères.

Trocken-Anlagen

für gewerbliche und landwirthschaftliche Zwecke.

Centralheizungen aller Systeme.

Prospecte und Preislisten gratis und franco.



K. k. priv.
Stearinkerzen-, Seifen- und Parfumerie-Fabriken
in Stockerau.
Stearin, Stearinkerzen, Helioskerzen, Seife für Wäsche, Toilette-Seifen, Parfumerien, Glycerin, Wachskerzen, Wachsstöcke, Wachsdraht, Christbaumkerzchen aus raffinirtem Erdwachs erzeugt.
Prämiirt: Paris 1855, London 1862, Wien 1873, Barcelona 1888, Paris 1889.
Anton Simmelbauer & Co.
Comptoir und Niederlage: Wien I., Wollzeile 11.
K. k. priv.
Ceresin- und Paraffin-Fabrik
in
Mährisch-Ostrau.
Paraffin, Guß-Ceresin, Zug-Ceresin aus Erdwachs erzeugt.
Vaseline, Mineralfette,
Mineralschmieröle
für alle Gattungen Maschinen.
Preis-Courante auf Verlangen gratis.

K. k.  priv.

Allgemeine Assecuranz in Triest

(Assicurazioni Generali).

Gesellschaft für Elementar-Versicherungen gegen Feuer-, Transport- und Glasbruchschäden

und

für Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherung.

Errichtet im Jahre 1831.

Grundcapital und Garantiefonds 46·5 Millionen Gulden.

General-Agentschaft in Wien. — Assecuranz-Bureau im Hause der Gesellschaft

Stadt, Bauernmarkt Nr. 2, im ersten Stock.

Die Gesellschaft versichert:

a) Capitalien und Renten in allen möglichen Combinationen auf das Leben des Menschen. — Ferner versichert dieselbe:

b) gegen Feuerschäden bei Gebäuden, beweglichen Gegenständen und Feldfrüchten

c) gegen Elementarschäden bei Transporten zu Wasser und zu Land.

Geleistete Entschädigungen:

Im Jahre 1891 Gulden 8,530.153.46.

Seit dem Bestehen der Gesellschaft Gulden 244,247.920.89.

Die Gewährleistungsfonds der Gesellschaft bestehen laut dem Bilanz-Abschlusse per 31. December 1891 aus:

fl.	5,250.000.—	Grundcapital,
„	4,171.443.01	Gewinnst-Reserven,
„	1,289.480.92	Immobiliar-Reserve,
„	33,561.297.30	Prämien-Reserve: fl. 2,316.655.71 Bilanz A „ 31,244.641.59 „ B (Compens.-Fond)
„	1,253.059.77	Schaden-Reserve,
„	1,003.287.62	Gewinnantheile der Lebensversicherten und Versorgungscassa
fl.	46,528.568.62	

und waren dieselben am 31. December 1891 folgendermaßen angelegt:

1. Immobilien und Hypotheken	fl.	9,044.923.74
2. Darlehen auf Lebensversicherungs-Polizzen	„	3,082.559.79
3. Darlehen auf Staatspapiere	„	33.980.13
4. Werthpapiere	„	28,014.747.79
5. Effecten im Portefeuille	„	331.274.37
6. Conti correnti	„	293.886.72
7. Bar-Cassabestand bei der Anstalt und bei Banken	„	2,052.196.08
8. Garantirte Schuldscheine der Actionäre	„	3,675.000.—
	fl.	46,528.568.62

Prämienscheine und in späteren Jahren einzuziehende Prämien der Feuerbranche . . . . . fl. 25.207.847.99

Der ausgewiesene Versicherungsstand der Lebensversicherung belief sich am 31. December 1891 auf fl. 132,177.289.02 Capital.



